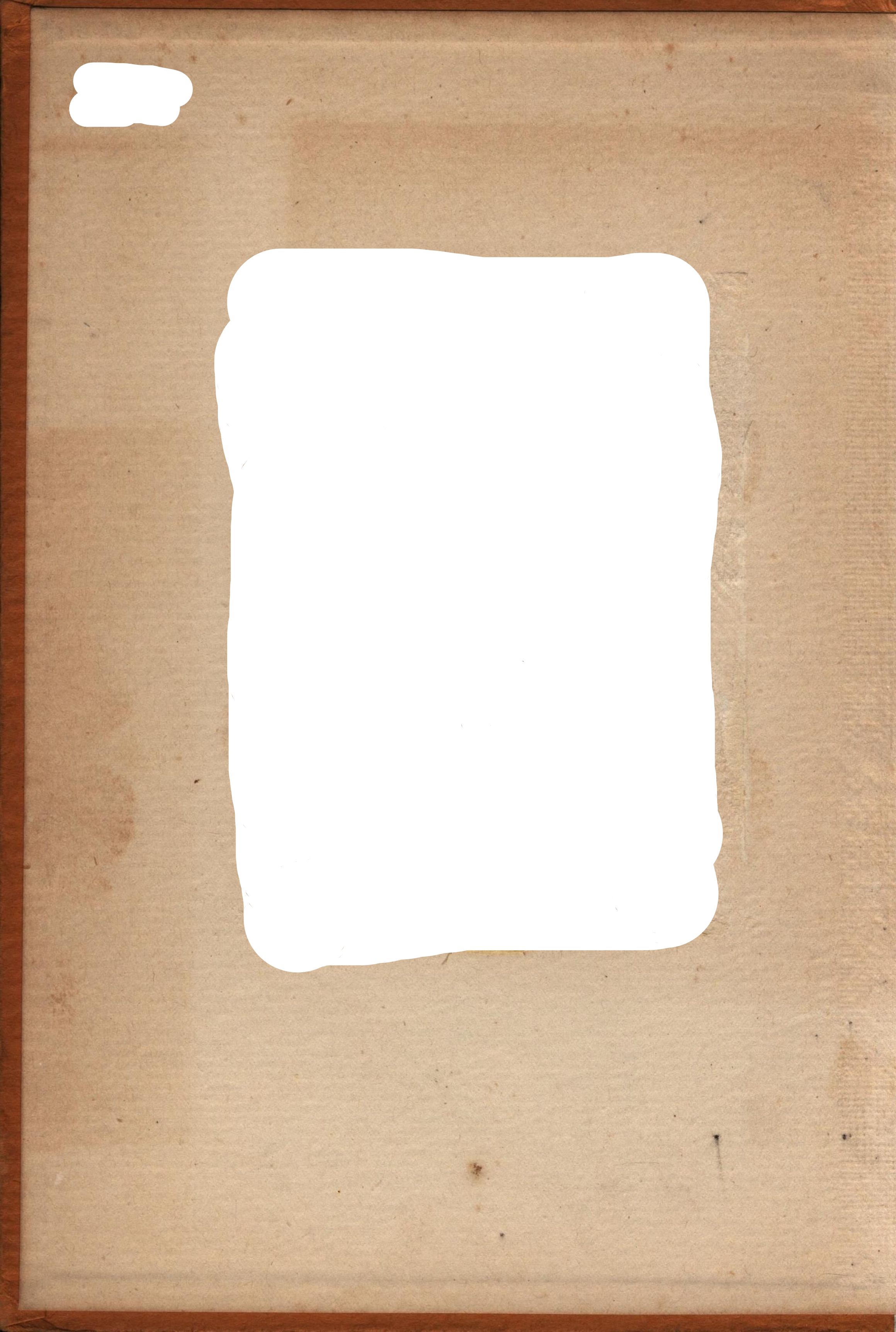
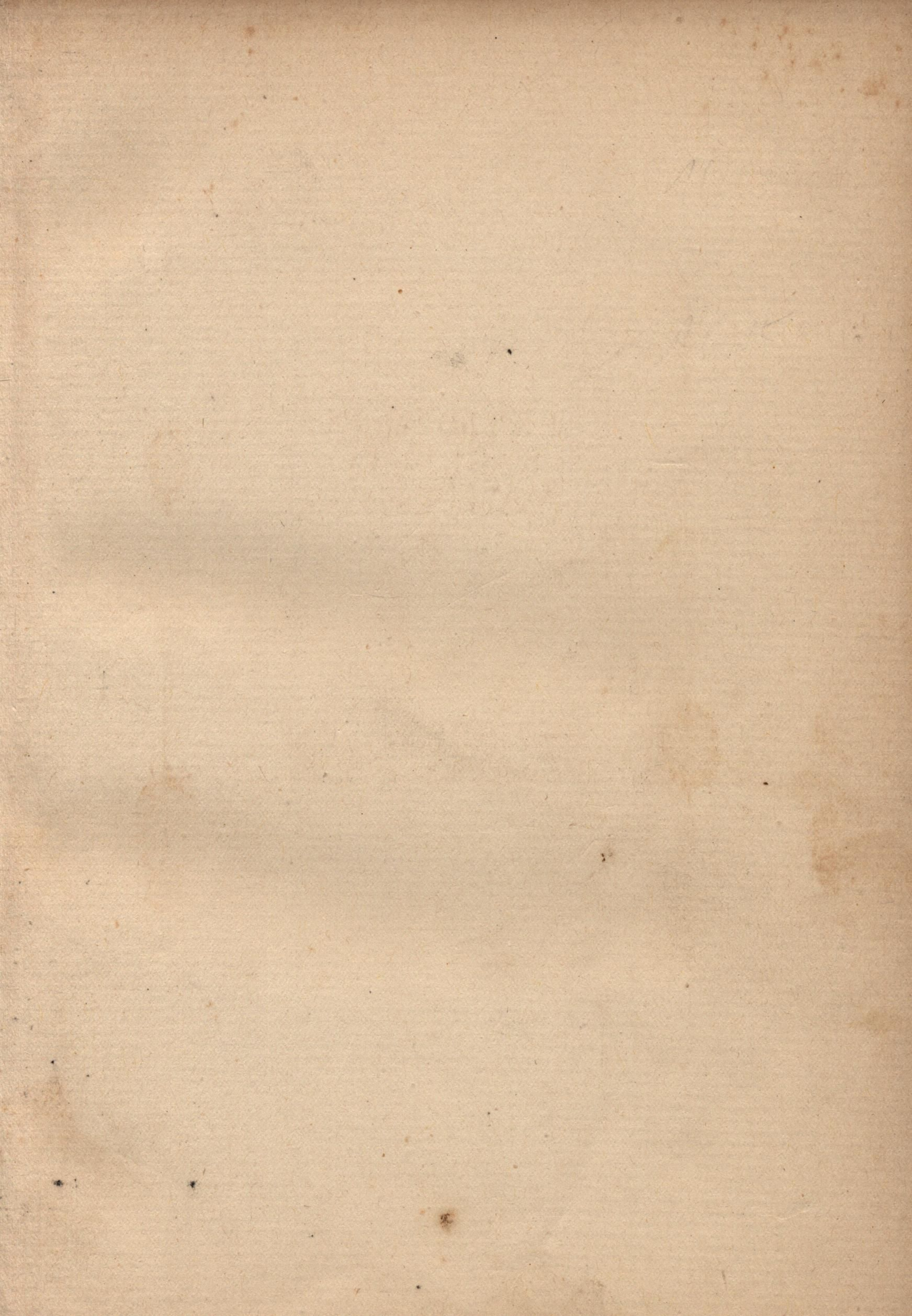
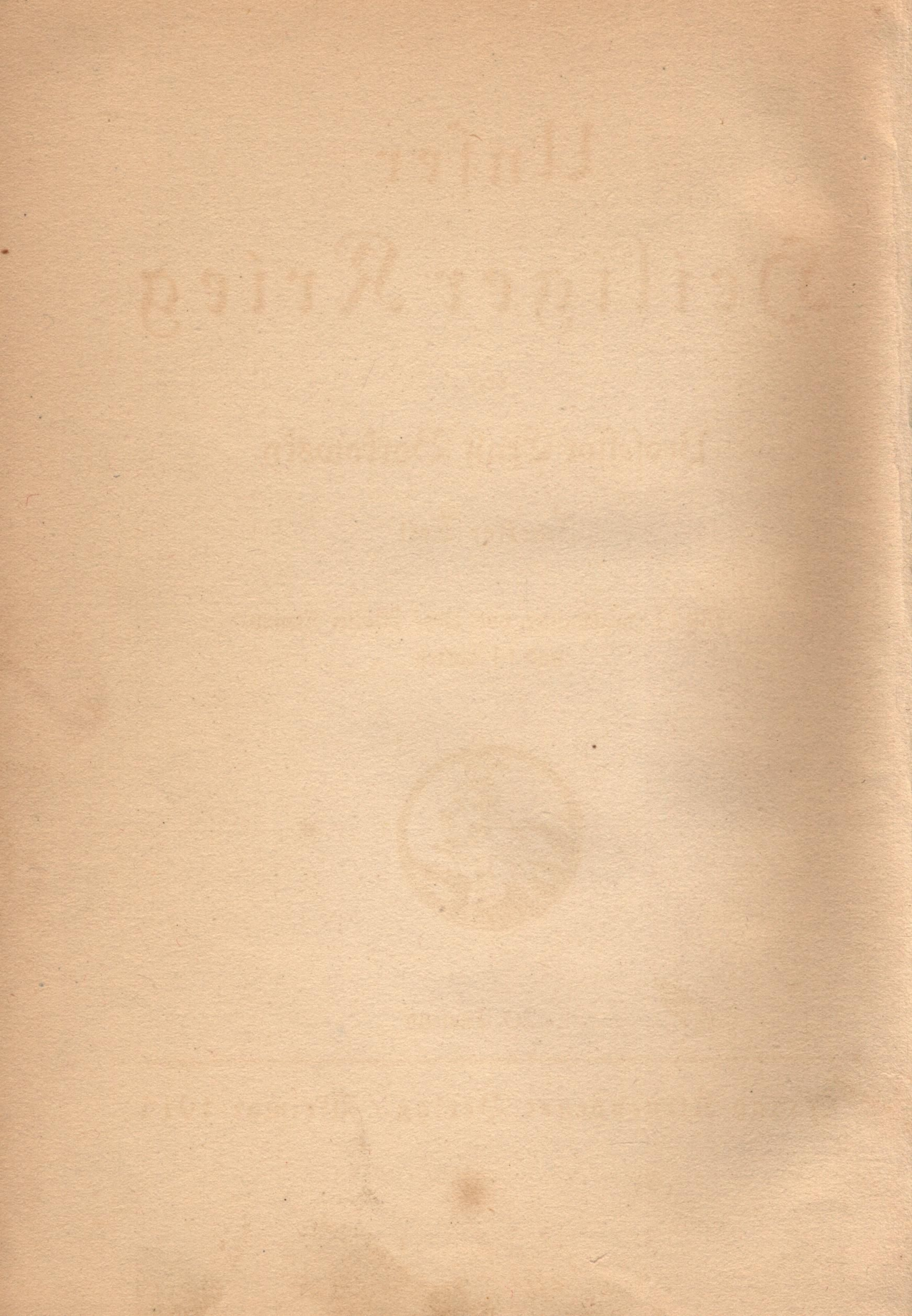
BORKOWSKI × UNSER HEILIGER KRIEG × ZWEITER TEIL









Unser Heiliger Krieg

von

Professor Ernst Borkowsky

Zweiter Teil

Mit 13 Holzschnitten von Prof Walter Klemm
und 14 Karten



1.–20. Tausend

Gustav Kiepenheuer Verlag / Weimar 1915



Inhalt

Vorwort

Als der Krieg über uns kam, war es, als bräche in unser Menschenwerk eine zornaufrührende Gewalt ein. Aber dann tagte die Klarheit. Der Krieg erschien nun als etwas, das aus uns selbst geboren war, ein Müssen, eine Lebensstufe unseres Volkes Und je wacher und verstandesmäßiger die Auffassung wurde, desto mehr wuchs unser Gefühl über das Jugendliche der entflammten Begeisterung hinaus; der wundervolle Schwung sänftigte sich zum stilleren, dauernden Bewußtsein unserer standhaften Kraft und zum treuen Vertrauen.

Auch in diesem Buche vom Heiligen Kriege kommt das zum Ausdruck. Wurde der erste Band in der Frühzeit des raschen Gefühls geschrieben, so bildete sich der zweite in der ruhigen Reifezeit des Bewußtseins. Beide sind also ein Bekenntnis des Erlebens.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze macht die Darstellung zunächst dort halt, wo im Herbste 1914 die ausgreifenden Bewegungen des Kampfes in eine feste, schmale Zone zusammengepreßt werden, die von den flandrischen Dünen bis zu den Bergen der Schweiz zieht. Die Schlachten und Gefechte, in denen die verhaltene Kraft hier überall und immer wieder ausbricht, wird erst der nächste Band zu einer Einheit zusammenfassen, und er wird dann dem Kapitel der Erwartung das Kapitel der Erfüllung folgen lassen.

Im Osten sind die Ereignisse auf der langen Front zwischen der Rigaer Bucht und den Karpathen bis zu dem Augenblick geführt, da nach schwankenden Erfolgen und bangem winterlichen Warten

endlich mit den Frühlingsstürmen des Jahres 1915 der gewaltige Angriff einsetzt, der die deutschen und österreichisch-ungarischen Heerscharen auf unvergleichlichen Siegesstraßen durch Galizien, durch Litauen und Kurland und über alle polnischen Festungssperren hinweg ins tiefe Rußland trägt.

Eine kurze Schlußbetrachtung folgt den Ereignissen bis zur Gegenwart.

In den Text dieses Bandes sind Kartenskizzen eingefügt; ich habe sie selbst gezeichnet, damit eine völlige sachliche Übereinstimmung mit dem Inhalt der einzelnen Kapitel erreicht würde.

Naumburg a. d. Saale, im Oktober 1915

Prof. Dr. Ernst Borkowsky

Das Antlitz des Krieges



Das Antlitz des Krieges

Wir waren gewöhnt, das geschichtliche Wachstum eines Volkes an der Skala seiner Kriege zu messen; wir glaubten also zu wissen, was Krieg ist. Aber dieser Krieg, der in unseren Tag trat, ist anders als alle, die wir kannten. Wir stehen beschämt vor der Gewalt seines Geschehens und vermögen es nicht, ihn in die alten Formeln und Begriffe zu fassen, die wir uns aus den Büchern holten.

Es ist nicht die Brandung, die im Sturme das Ufer zerreißt — das ganze aufgewühlte Meer muß seine Kraft herausgeben. Unser Krieg ist nicht eine Reihenfolge von Gefechten und Schlachten — unser ganzes Leben liegt beschlossen in ihm. Es gibt nichts anderes mehr als den Krieg. Keiner kann abseits stehen und sich eine Idylle des Friedens vortäuschen, jeder muß mit dem Kriege denken, handeln, leiden. Eine ausgleichende Strömung trägt Taten und Gedanken und Gefühle aus dem Schoße des Landes zur Front und von der Front zurück in den Schoß. Die ganze Nation geht feldgrau, und alles, was Gelehrsamkeit und Gewerbefleiß ersonnen und geschaffen haben, wird zum Gelenk des Krieges. Krieg ist die Selbsterkenntnis und das Bekenntnis unseres Menschentums, ist jetzt unsere Moral.

Der einst diesen Krieg in seinem allerletzten Sinne, in seinen millionenfachen Fasern und Trieben und Blüten und Fruchtansätzen begreifen und zur Klarheit eines geschichtlichen Kunstwerkes heben wird, wandelt durch unsere Gegenwart wohl noch als Kind. Wir tragen an dem Erlebnis, und jedes Erlebnis ist Fragen.

Jeder sieht den Krieg, und jedem zeigt er ein anderes Gesicht. Weit hinter der Front in seinem windstillen Nest hält der Bürger die Meldung des Hauptquartiers: „Bei Ypern ist ein nächtlicher Vorstoß des Feindes abgewiesen; im Priesterwalde brachen französische Angriffe in unserem Feuer zusammen; am Njemen dauern die Kämpfe an; auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze schreitet der Angriff der Armee des Generaloberſten von Mackensen gut vorwärts ..." Und der Leser denkt: „Das ist nichts Besonderes"; er ist enttäuscht, fast geärgert. Eine Mutter aber liegt schlaflos in der Nacht; sie hat die Worte anders gelesen; sie fühlt, wie jedes auf einem Blutstrom dahingleitet und ihr eigenes Herzblut sich in die roten Wellen ergießt. Ein junger Ulan durfte seine erste Attacke reiten, und ganz mit dem hohen Schwunge des kühnen Wallensteinschen Soldatenliedes jauchzt die Tat aus seiner glücklichen Seele; aber ein anderer, der neben ihm jagte, sieht in stiller Stunde die gekrampften Leiber und zerquetschten Gesichter, auf die sein Pferd trat. Im Schützengraben liegen zwei Landwehrleute ungezählte Tage; das Erdloch ist ihre Welt, erdfarbig sind Rock und Antlitz geworden. Der eine behagt sich an allen den köstlichen Dingen, die ihm die Feldpost zutrug, und träumt den Heimatstraum der Kinder; der andere starrt durch die Schießscharte und wartet auf den wartenden Feind und kann sein Auge nicht losmachen von den dunklen Flecken vorn am Drahtverhau: mißgestaltete Klumpen hängen da und verwesen und waren doch einst Menschen mit einer Brust voll warmen Heldenmuts. Ein Flieger steigt in dem blassen Morgendunst auf und schwebt wie ein raublustiger Geier über den Gegner dahin und äugt auf seine verdeckten Stellungen und auf die Sonnenreflexe der Waffen heimlicher Marschkolonnen; und da fängt sein Ohr im Höllenlärm der Maschine das reißende Geräusch platzender Schrapnelle auf, und der Feind schießt gut, und der Motor setzt aus, und im linken Flügel klafft ein Loch, und über die Hand am Steuer rieselt das warme Blut ..

Ein Unterseebot gleitet mit dichten Luken zehn Meter unter der Fläche; in seinem Leibe das Hasten der Räder und Kolben und Schrauben übertönt den Menschenlaut, die Luft ist zum Ersticken, mit fiebernden Pulsen steht jeder der siebenundzwanzig Mann auf seinem Posten. Am Sehrohr lugt der Kapitän und hat vor sich das kleine Bild der Welt draußen. Er zuckt. Etwas wie Sieg und Tod ist in seine Nerven gespritzt. Die Schrauben mahlen sich durchs Wasser geradeswegs los auf das, was dort vorn wie ein Urweltsungetüm schlafend hockt. Bis auf eine Seemeile ist das Boot heran. Ruhe! klar zum Torpedoschuß! Ein schmaler Schaumstreifen furcht sich durch die Flut, und die behende Kraft, die darin bebt, gibt dem englischen Panzerschiff einen dumpfen Schlag, einen einzigen, daß es sich aufbäumt und mit zerbrochenem Rumpfe und mit einem Todesschrei, in dem tausendfache Menschenverzweiflung zusammenstöhnt, ungefüge und ohnmächtig in dem Ozean erlischt.

Und immer so weiter Der Kanonier, der selbstsicher seinen Koloß streichelt, daß er Vulkan und Erdbeben in die Wälle des Feindes trage; der Füsilier, der das zitternde Bajonett zum Sturme aufpflanzt; die Frauen und Mädchen, die auf der Brandwüste Ostpreußens im letzten Winkel des zerschossenen Hauses sitzen und um die Barmherzigkeit des Höchsten schreien, wenn russische Kolbenstöße an ihre Türen krachen . . . alle kennen den Krieg. Und in der Stube eines Dorfschulhauses steht der Feldherr vor seiner Karte, und da nimmt er eine bunte Nadel und steckt sie langsam, fast zögernd auf einen Punkt; nein, er stellt sie wieder zurück und wählt eine andere. Das Telephon trägt den Sinn der Handlung meilenweit hinaus; eine Infanteriebrigade tritt zum Sturm auf die Höhe 60 an, und jene Handbewegung bedeutete nun für tausend Leben Rettung und für tausend Leben Verderben. Und der General sieht den Tod anders als der Leutnant, und der Gelehrte im Waffenrock anders als der Arbeiter neben ihm, der Jüngling anders als der Mann, der

Sieger anders als der Besiegte, der Todwunde anders als der Gesunde, der Hungernde anders als der Satte, der Wilde anders als der Milde, der Krieger anders als der Arzt im Feldlazarett oder der Priester inmitten der Sterbenden.

Wer diese Millionen Gesichter zusammenfassen könnte, der erst wüßte, wie der Krieg aussieht.

Unerwartetes, Widerspruchvolles brach aus dem Kriege hervor. Auch das hebt ihn aus unserem Augenmaß heraus und gibt seinen Zügen das Unbegreifliche. Festungen, auf deren Ewigkeit der Trotz pochte, zerbarsten vor einem Donnerwort deutscher Haubitzen, und doch sinkt vor einem Schützengraben die Raserei des immer wiederholten Angriffs kraftlos zusammen. Riesenkampfschiffe, die sich die Tyrannei der Ozeane anmaßten, verstecken sich vor einem kleinen Unterseebot. Es liegen sich Heere monatelang gegenüber, und dies lauernde Aneinandergepreßtsein scheint den Typus eines neuen Krieges zu bedeuten, und da geschieht es an einer andern Front, daß der Krieg zur wilden Bewegung wird, die den Gegner entwurzelt und den Haltlosen überrennt. Hinter der sichtbaren Wirkung einer klugen Strategie bleiben die Namen der Ersinner verborgen, daß wir schnell die These aufstellen, Masse und Heros seien eins geworden — doch dann springt an irgendeinem Punkte der großen Kriegswelt plötzlich ein Name wunderhaft empor und wird zur Persönlichkeit; und das Volksgefühl, das nach einem Manne dürstete, erhöht mit naivem Vertrauen den Helden zu einem Symbol fröhlicher Germanenkraft, unter dem es siegen kann und muß. Der Krieg rechnet in seinem Aufwand und in seiner Zerstörung gleichmütig mit Milliarden und Milliarden — und er lehrt uns zu gleicher Zeit, daß es eiserne Notwendigkeit sei, jedes Gramm Mehl zu sparen und jeden Fetzen Wolle und jeden Brocken Kupfer und Zinn . . .

Neben diesen Ergebnissen der äußeren Erfahrung steht eine

Fülle psychologischer Paradoxe. Das deutsche Heer, gemeinhin als ein unbedingt echtes Überbleibsel ständischer Schichtung angesehen, wird zum gründlichsten Gleichmacher, daß es nun nichts Buntes mehr gibt, sondern nur noch Graues, nicht arm noch reich, nicht hoch noch niedrig, nicht gelehrt noch ungelehrt, nicht Arbeitgeber noch Arbeitnehmer. Und weiter, der einzelne Soldat, dessen mechanisches Wesen einst als geistloses Ergebnis zähen Drilles belächelt wurde, entwickelt nun, in die Verantwortlichkeit gestellt, hundertfache Talente und macht sich zum Meister jeder Lage.... England, das das Privilegium rücksichtsloser politischer Gewalttat auf der ganzen Erde seit anderthalb Jahrhunderten für sich in Anspruch nahm, stellt sich hin und spielt den sittlich Entrüsteten und jammert über die Verletzung des Völkerrechts, wenn jetzt ein Stärkerer ihm den bewaffneten Arm lähmt. Das nationale Blut der Franzosen nährte sich seit undenklichen Zeiten von der Todfeindschaft mit Britannien, so daß Haß und Hohn gegen das „perfide Albion" zum gallischen Charakterzug geworden waren – und heute feiern beide Nationen gemeinsam das Fest der Jungfrau von Orleans, der Heiligen, die die Engländer als Hexe einst verbrannten. In Amerika betet man zum lieben Gott, daß er den Weltkrieg beende – aber die Finger, die sich zum Gebet falteten, streichen wohlzufrieden den Gewinn der Kriegslieferungen ein, die tausendfachen Mord zu uns herübertragen. Wir fühlen wie einen vergifteten Dolchstoß im Rücken den Verrat Italiens – und auf dem Kapitol hat sich der Komödiant d'Annunzio die Maske Dantes vorgetan und küßt die verrostete Klinge eines alten Freiheiskämpfers und beteuert mit himmelhohem Schwulst vor allen alten und neuen Göttern die heilige Hoheit und Gerechtigkeit seines Krieges. Frankreich, das großsprecherische, alteingesessene Volk staatsbürgerlicher Freiheit, läßt sich ohne Widerstand von Hetzern und Spekulanten entmündigen und führt sein Leben von ihren Lügen. Russische Analphabeten ziehen aus weltfernen, verkommenen,

schmutzigen Dorfstätten herbei und wollen den Deutschen die Kultur bescheren. Und diese Deutschen, das gutmütigste aller Völker und das gebildetste, werden von einer Brut gemeiner Lügen zu Barbaren und Hunnen gefälscht; und ob auch die Sterne vor Zorn zittern, die ganze Erde gibt die Losung der Verleumdung weiter. Selbst die Denker und Künstler treten aus ihrem stillen Weltbürgertum heraus und greifen mit unsachlicher Leidenschaftlichkeit und unbegreiflichem Wahnwitz nach Steinen und verwirren Vernunft und Recht . . . Wirklich, dieser Krieg ist Weltgeschehnis und Weltzerrüttung.

Der Krieg ist nicht ein Schicksal, das sinnlos aus den Wolken fällt; er ist nach den Worten des alten Kriegsmeisters Clausewitz nichts als die Fortsetzung der Politik mit veränderten Mitteln, und man kann den Krieg nicht verstehen oder darstellen, ohne daß man sich Rechenschaft darüber gibt: Woher kam der Krieg, und wohin soll er führen? Und derselbe Clausewitz sagt: „Der Charakter der Kriegführung wird vor allem von der Größe und dem Gewichte der kämpfenden Interessen bestimmt." Und das ist es, was in unserem Kriege die Feindschaft zu so überaus furchtbaren Entladungen tödlicher Kraft steigert. Wir kämpfen nicht um unsere Grenzen, wir wehren uns gegen die Vernichtung. Unsere Möglichkeiten, unsere Ansprüche, unser Schicksal, alles, was wir können und was wir sind, werfen wir in die Schlacht; es geht um die politische, wirtschaftliche, geistige, soziale Zukunft der Welt. Und mit der ganzen Welt müssen wir fechten. Als beim Beginn des Kampfes die Nachbarn, einer neben dem andern, gegen uns aufsprangen, als hätten sie feige auf unsere Not gelauert, dachten wir an die Sage von der lernäischen Hydra, die dem Bezwinger immer neu nachwachsende Köpfe entgegenstreckte. Das Herkulesbild erscheint uns heute inmitten der nach Ungeheuerlichkeiten tastenden Wirklichkeit fast zu schwächlich. Alle Erdteile sind in die Feindschaft hineingehetzt. Die Hälfte der gesamten

Menschheit, fast eine Milliarde, und drei Fünftel der Bodenfläche haben Partei ergriffen. Auf der Welt ist niemand, der nicht vom Kriege weiß. Der Feldzug im Jahre 1870 und 1871 kostete in seinem ganzen Verlaufe nicht soviel, wie heute der Weltkrieg in einem Monat verschlingt. Wohl 300 Millionen Mark fordert täglich der Haushalt der Schlachten, monatlich 9 Milliarden, jährlich über 100 Milliarden. Die Verluste aller kämpfenden Mächte betrugen bis Ende Juni 5 Millionen Tote und 7 Millionen Verwundete[1]).

Und zum Großen gesellt sich das Grausen. Wir fühlen es schmerzlich und mit menschlicher Beschämung, daß die Kabinettskriege des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts und die Nationalkriege des neunzehnten Jahrhunderts sich humaner faßten.

Es will uns dann bisweilen dünken, als ob unser Krieg, der alle fein gespitzten Energien der Kultur in seinen Dienst stellte und somit selbst zu einer Kulturerscheinung wurde, doch sich zu dem dunklen Urgrunde zurückwälzte, in dem sich einst in der Kindheit der Geschichte Horde gegen Horde, Stamm gegen Stamm zur schonungslosen Vernichtung warf.

Nach einer historischen Parallele suchen wir vergebens. Unser letzter Krieg gegen Frankreich war ein kurzes, scharfes Duell zwischen zwei Gegnern, die für ebenbürtig nach unparteiischem Urteil geschätzt werden konnten. Vor dem Bilde der Gegenwart springt er weit zurück. Aber der Siebenjährige Krieg, den das kleine Preußen gegen ein eifersüchtiges europäisches Staatenkomplott führen mußte, lockt eher zu einem Vergleich. Fast modern kommen uns die Gründe vor, die ihn herbeiführten, die kommerziellen und politischen Nebenabsichten, die Kräfteverteilung, die Mannigfaltigkeit der Schlachtfelder, ja selbst manche Nebenerscheinung wie die Verleumdungskampagne der Franzosen, Russen und Österreicher gegen den großen König.

---

[1]) Andere Zahlen siehe in den beiden nächsten Kapiteln.

Wenn viel zugleich das letzte ist, wissen wir nicht viel vom Kriege; aber wir wissen doch vielerlei; ja, von keinem Krieg haben die Erlebenden jemals soviel gehört, wie wir von unserem Kriege. Die Wasser der Erkenntnis fließen überströmend. Täglich kommen zur festen Stunde die Mitteilungen des Großen Hauptquartiers zu uns, Rechenschaftsberichte in geschäftlich gedrängten Sätzen. Und wenn auch der Sinn des strategischen und taktischen Handelns, die Wucht der eingesetzten Werte, der rechte Umfang des Erfolges und Mißerfolges, der Ursachenzusammenhang des Geschehens, die militärischen Spekulationen vorderhand noch oft verdeckt bleiben, so gehen doch von der ruhigen Betrachtung eines Endergebnisses Lichtstrahlen genug über das Gewoge der Ungewißheiten dahin.

Die kriegskundlichen Erörterungen der Tageblätter und die Skizzen der Kriegsberichterstatter, die Feldpostbriefe und die Erinnerungen der Soldaten, die Zeichnungen und photographischen Aufnahmen, alles ist Material und Schmuckwerk zum Bauen.

Seit dem Anfang des Monats Februar gibt uns das Hauptquartier bisweilen zusammengefaßte Darstellungen solcher militärischen Operationen, die zu einem gewissen Abschluß gekommen sind; sie müssen als die ersten wertvollen Versuche gelten, einen Abschnitt des Kriegsschauplatzes sachlich zu skizzieren und die Idee des großen Baumeisters zu enthüllen. Vor allem aber – wir sehen ja die Taten und sehen, wie sie sich aneinander reihen, und sehen, wie auf der Karte der Sieg unserer Heere von einem Namen zum andern wandert. Und das ist die beste, die untrügliche Geschichte. Wir nehmen sie als die Wahrheit. Was zwischen der Tat und der Absicht liegt, zwischen dem Können und dem Wollen, das ist das Tal der Zufälle, der Irrtümer, der Ungewißheit, der Vermutungen, der Widersprüche. Noch nach Jahrhunderten wird die Wissenschaft hier nach Fragen graben, und das Problem der Marneschlacht wird sich dann immer noch so geheimnisvoll gebärden wie bis heute manches

Kapitel aus der Kriegsgeschichte Hannibals, Friedrichs des Großen, Napoleons, Moltkes.

Was uns das Schwert zur Abwehr in die Hände zwang, war eine sittliche Pflicht. Die Geschichte des Humanismus wird sie einst in eine klare Formel fassen, die jenseits jeder Verzerrung steht. Vielleicht wird sie lauten: Nicht Macht ist Recht, sondern Recht ist Macht.

Und dann, wenn die Zeit einmal das Handgreifliche zur Idee verklären wird, soll über den verblassenden völkerrechtlichen Theorien etwas Schöneres im Siege bleiben. Das wird vielleicht so aussehen: Der Kampf zwischen Deutschland und der Welt war ein Kampf politischer Glaubensbekenntnisse; die Welt hielt sich seit der Französischen Revolution zum Dogma der demokratischen Freiheit; aber als dieser Gedankengang sich tot lief, stellte Deutschland die Forderung des organisierten Staates hin, setzte der persönlichen Selbstsucht die Pflicht des einen für alle entgegen, der Vereinzelung die Eingliederung in die Menschheit, der Ungebundenheit die Zucht, der Erstarrung die Veredelung ... Der Streit ist der Vater aller Dinge, sagt der Weise von Ephesus; er ist nicht das verneinende Prinzip, das Vernichtung bedeutet, sondern das bejahende, das schaffende, neue Werke gebärende. So wird unser heiliger Krieg uns zu Trägern einer Botschaft machen, die allen Völkern der Welt gilt, zu Aposteln der deutschen Idee.

Unsere Soldaten





Unsere Soldaten im Kriege

Eine Welt in Waffen – das Wort hat schon das Zeitalter des Alten Fritz gesprochen. Mit 150000 Mann zog er in den Krieg, zu dem seine Gegner 430000 aufboten. Napoleon I. holte aus allen Ländern Europas eine Soldatenmasse von 650000 für seinen russischen Feldzug zusammen, und Napoleon III. begann mit 300000 den Kampf gegen 384000. Unser deutsches Heer, das im Frieden 796000 Mann zu 25 Armeekorps gliedert, entwickelte im Jahre 1914 eine Kriegsformation von 49 Armeekorps und ebensovielen Reservekorps. Dieser schnellen Bereitschaft von 3 Millionen Soldaten sind aber immerfort frische Kräfte zugewachsen, so daß wir in der Mitte des Jahres 1915 wohl 7 Millionen ins Feld gestellt und noch 3 Millionen zum Ersatz gerüstet haben. Österreich-Ungarn ließ sein Friedensheer von 400000 zu 2 Millionen anschwellen, und dies Kraftaufgebot hat sich dann verdoppeln und verdreifachen können. Die Türkei verfügt über eine Million. Die Kriegsstärke der Feinde wies zunächst in Frankreich 4½ Millionen ohne die Kolonialtruppen auf, in England 1¼ Millionen, in Rußland 4 Millionen, in Japan 1½ Millionen, in Belgien 340000, in Serbien 325000, in Montenegro 50000, in Italien 3½ Millionen, aber diese Summen sind vor allem in Rußland bis zu riesenhaften Ziffern und in Frankreich bis zur Erschöpfung gesteigert. Man mag wohl die Summe aller Männer, die der Krieg zu seinen Fahnen gebracht hat, heute auf 40 Millionen schätzen.

Von der ganzen Erdoberfläche gehören uns und unseren Bun-

desgenossen nur 6 Millionen Quadratkilometer, den Feinden aber 81 Millionen; und rechnet man die unbewohnten arktischen und antarktischen Gebiete ab, so bleibt immer noch ein Flächenverhältnis von 1 zu 9. Wir zählen 150 Millionen Menschen, die Gegner 790 Millionen, und schließt man auch hier die großen Mengen der nicht kriegsfähigen Volksstämme aus, so beharrt doch immer die Ungleichheit von 1 zu 2½. Würden lediglich die Menschen- und Flächenzahlen entscheiden, wären wir verloren. Aber unsere Geschichte ist eine Ruhmeschronik der Schlachten, die Feldherrengeist und Soldatentüchtigkeit über Zahlensummen gewannen.

„Die größte Wohltat im Kriege", hat Moltke gesagt, „besteht darin, daß er rasch beendet wird; im Hinblick auf dies Ziel muß es gestattet sein, alle Mittel anzuwenden mit Ausnahme derjenigen, die positiv zu verdammen sind." Das lange Leben unseres Krieges lag abseits der Berechnung. Bismarck hatte die Dauer eines Zweifrontenkrieges nur auf zwei Wochen geschätzt. Schon der Zwang, Millionenheere monatelang zu ernähren, müßte, so glaubte man allgemein, zu einem Zusammenbruch des gesamten wirtschaftlichen Lebens und aller Finanzmöglichkeiten führen und einen schnellen Frieden zur unbedingten Notwendigkeit machen. Da haben wir alle umlernen müssen. Wir sahen, wie Heereskolosse, so ungeheuer sie kein Geist jemals entwarf, trotz Blockade und Zufuhrssperre nicht verhungern; und auch die goldene Quelle rinnt unerschöpflich. Als Frankreich im Jahre 1871 5 Milliarden Franken in einer Frist von drei Jahren an Deutschland zahlen sollte, war der alte Thiers sprachlos. „Die Summe", rief er, „ist ja so ungeheuerlich, daß, wenn ein Mensch von Christi Geburt angefangen hätte zu zählen, er bis jetzt nicht die Zahl erreicht hätte." Wie hoch hat sich heute unser Begriffsvermögen verstiegen, wenn wir so kühl sprechen dürfen, daß der Kriegsaufwand der Mächte solche Zahlen in 14 Tagen verschlingt.

Mitten im Kriege hat unser Heer den hundertsten Jahrestag seines Lebens gefeiert. Am 3. September 1814 wurde der „Erlaß über die Verpflichtung zum Kriegsdienste" preußisches Staatsgrundgesetz. Unsere Soldatenkraft ist Volkskraft, Soldatengeist ist Volksgeist. Gegen diesen Granit rennen nun schon über ein Jahr lang die tapfersten und militärisch am höchsten entwickelten Nationen an und schlagen sich die Köpfe wund. Sie blasen Hilfe aus der ganzen Welt zusammen, Kelten und Lateiner verschwistern sich mit Russen und Mongolen, bieten ihre farbigen Brüder, Turkos, Senegalschützen, Australneger, Baschkiren, Kalmücken, Kirgisen, Indier auf; vom Yukonfluß und aus Labrador, von Neuseeland, aus den Saharaoasen und aus dem Kaplande, aus den sibirischen Steppen, aus Hindostan, Bengalen und Cochinchina zerren und zetern sie Horden und Söldner zu Sturmkolonnen heran – und den deutschen Militarismus erschüttern sie nicht. Dies Wort, das die Feinde wie eine Schmähung sprechen, klingt uns wie Festgeläut. Das ganze deutsche Volk, das wehrende, nährende, lehrende, marschiert Mann neben Mann fröhlich in seinem Takt und Tempo. „Der Militarismus," sagt ein Fremder, der uns gut kennt, der Däne Karl Larsen, „der Militarismus hat sich in Deutschland aus etwas besonders Militärischem in etwas ganz gewöhnlich Bürgerliches verwandelt ... er ist eine in technischer und moralischer Hinsicht gleich riesenhafte Organisation ... ist der äußere Ausdruck einer ungemeinen Konzentration und Energie auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens." Um das völkisch Eigentümliche und national Umfassende hervorzuheben, bildet Larsen das neue Wort „Nationalmilitarismus".

Das Bild des Soldatenlebens hat Schiller uns ins heitere Reich der Kunst hinübergespielt; und wenn Wallensteins Reiter ihr Lied im Chore anstimmen, beflügeln sich soldatischer Standesstolz und

Freiheitssinn, Lebensausnutzung und Todesverachtung zu hohem Schwunge. Hier ist eine glückliche, gültige Form gefunden; aber sonst ist die Herrlichkeit der Söldner, die sich, im langen Kriege verwildert, auf dem verheerten Boden lagern, ein Erinnerungsstück, das sich den Zügen unserer Welt nicht mehr einfügt. Der Soldat ist nicht mehr der natürliche Widersacher des Bürgerlebens; er ist selbst Bürger, und alle tüchtigen bürgerlichen Eigenschaften, die er aus seinem Hause mit in die Front nimmt, machen ihn hier zum besten Soldaten. Bismarck prägte einst das Wort, daß der preußische Schulmeister den Sieg von Königgrätz gewonnen habe, und wir dürfen auch in unserem Kriege den Erziehern ihren Anteil am Siege nicht schmälern. Zum Schulmeister aber haben sich heute der Professor und der Techniker gestellt. So ist das Heer, mit allen Säften eines werkmännischen und gelehrten Volkes durchsetzt, eine Gesamtheit aller Stände und aller Berufe mit einem Fundamente aus Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit und Pflichtgefühl. Jede Phase des Krieges setzte den Soldaten vor neue Schwierigkeiten, verlangte die Bewältigung unerhörter moderner Geschoßwirkung und machte doch auch zugleich wieder die Mittel veralteter Kriegsromantik brauchbar. Indes das Flugzeug, wie losgelöst von aller Erdenschwere, himmelwärts steigt und den Tod aus den Wolken schickt, kriechen unten die Minen, lauern Wolfsgräben, spanische Reiter und Feuersprüher. Aus allerhand Nichts schafft der Krieger in Waldhöhlen und Erdlöchern inmitten des teuflischen Lärms wahnwitziger Geschütze ein Stück Heimatfrieden. Und dahinter wächst es wie eine ganze Kolonisation. Aus dem Maschinensaale einer Spinnerei wird in zwei Tagen ein sauberes Etappenlazarett, und nicht das Kleinste fehlt hier der sorgsamen Pflege, keine Bequemlichkeit der Leidenden, kein Instrument, selbst nicht der Röntgenapparat. Eine Brauerei muß sich zur Waschanstalt modeln, Eisenbahnzüge wandeln sich in fahrende Badeanstalten mit kalten und warmen Brausen. Und noch weiter dahinten

suchen geschickte Hände unter den Trümmern zersprengte Räder, Schrauben, Röhren, Hebel und Walzen und setzen neue Maschinen zusammen, bauen Motore, und bald sägt es und schmiedet's und hämmert's. Der Krieg steht im Handwerkskleide.

Im Jahre 1870 war der Ulan der Schrecken der Feinde, und sein Name hetzte abergläubische Furcht auf. Dieser Feldzug hat die Pioniere aus der Masse herausgehoben. Was der Zerstörungstaumel der Feinde in ihrem eigenen Lande vernichtet hatte, haben sie mit Fleiß und Findigkeit eingerenkt und aufgerichtet, daß wir vor Staunen uns die Augen reiben, nicht anders, als sähen wir ein Heinzelmännchenwunder.

Das Herz geht uns auf, wenn wir diese braven Soldaten sehen, in deren grauer Hülle so unerschöpflich viel Kriegerisches und Menschliches schlief, das wir gar nicht kannten. Es hat das alles auf den Krieg gewartet, daß es offenbar würde. Das Militärische gesteht uns auch der Feind zu. Ein englischer Offizier schrieb in den „Times": „Die deutschen Soldaten sind glänzend in jeder Weise; ihr Mut, ihre Wachsamkeit, ihre Organisation, ihre Ausrüstung und ihre Führung sind so gut wie nur irgend möglich, und niemals haben andere Truppen sie übertroffen. Ich bin voll Bewunderung für sie, und allen anderen, die sie kennen, geht es ebenso." Er ist tapfer, der Deutsche, aber er zieht nur zögernd das Schwert heraus, wie der König Dietrich von Bern am Hunnenhofe, und wartet lange, bis er losschlägt. Und auch im Triumphe bleibt er bescheiden. Frauen und Wehrlose quälen — das ist ein Behagen, das nur das französische Heldenlied kennt. Theodor Fontane sagt einmal, erst in seinem Zusammenleben mit deutschen Soldaten sei ihm zur Erkenntnis gekommen, was für ein großer Schatz an Güte im deutschen Volke lebendig sei. Der Kampf reißt den Soldaten zum Zorn; aber der sänftigt sich sogleich, wenn der Feind am Boden liegt. Und dann ist wieder das Lächeln der Gutmütigkeit da und eine selbstverständliche männliche Güte. Ro-

heit und Rachsucht liegen keinem anderen Volkscharakter so fern wie dem deutschen. „Zuerst immer feste drauf!" sprach ein Mecklenburger Bauer zu seinem Jungen, „dann aber sei gut gegen Freund und Feind!" Der deutsche Soldat, der sich in den Dörfern und Städten des Feindes einnistet, ist nichts Schreckhaftes; er steht am Brunnen mit den Frauen und wäscht, er sitzt auf der Bank vor dem Häuschen und schaukelt den Knaben seiner Quartierleute auf den Knien; er teilt mit ihnen sein Brot und die kleinen Freuden seiner Feldpostpakete, und am Weihnachtsabend, wenn seine Gedanken über die Schneefelder nach der Heimat wandern, putzt er für fremde Kinder den Tannenbaum. „Bitte, Kanarienvogel nicht vergessen" schrieb ein Soldat mit Kreide an die Tür eines verlassenen Bauernhauses, und jede Truppe, die vorüberzog, bedachte den Schützling mit Futter und frischem Wasser. In Paris aber gibt man den Kleinen ein tolles Spielzeug in die Hand, einen deutschen Landwehrmann, der französische Kinder mit dem Bajonett aufspießt. Ein Schweizer Berichterstatter schloß sein Lob der deutschen Soldaten mit den Worten: „Überall habe ich sie beobachtet, und überall mußte ich ihr gesittetes, anständiges Betragen gegenüber der feindlichen Bevölkerung und besonders gegenüber den Frauen bezeugen und ihr herzliches, freundliches Wohlwollen für die Kinderwelt." Er trat in einem französischen Dorfe in ein Haus und fand hier an die zwanzig Soldaten einquartiert; sie saßen mit der Familie um den Tisch herum versammelt und tranken ihren Kaffee. Eine anmutige junge Französin schien die Regentin des Kreises zu sein, und die Soldaten, die ein und aus gingen, begegneten ihr mit großer Achtung. „Es sind also wohl gar keine Barbaren?" fragte der Fremde, und die Französin erwiderte lebhaft: „Nein, ganz gewiß nicht; sie sind äußerst liebenswürdig und gefällig" . . . Ja, es ist heute noch so, wie Goethe einst reimte: „Ich zieh' ins Feld. Wie macht's der Held? Vor der Schlacht hochherzig; ist sie gewonnen,

barmherzig; mit hübschen Kindern liebherzig; wär' ich Soldat, das wär' mein Rat!"

Diese deutschen Soldatenzeugnisse, die in tausendfältiger Fülle vor uns liegen, reden auch wahrer als alle französischen, englischen und russischen Verdächtigungsprotokolle. Kunstlos oder vielmehr aus deutscher Volkskunst heraus formt sich der Held, dessen Heldentum nicht hohle Theaterei ist, der aber alle die Tugenden trägt, die einst mit Harfenklang die alten Epen unserer Volksjugend grüßten: Hingebung und Treue und Opfermut, Todesverachtung und Kühnheit, Bescheidenheit und Menschlichkeit und Frömmigkeit, Heiterkeit und Herzensgüte. Die Masse der Namenlosen ist der Held. Da schreibt einer, ein Handwerker oder Bauersmann, von seinen Erlebnissen: „Lagarde ist wie alle Lothringer Dörfer, nur größer; es liegt am Rhein-Marnekanal und ist Zollstation. Alle Lothringer Dörfer sind lange nicht so schön wie die Dörfer in Deutschland; sie haben so kahle Häuser, weiß getüncht, mit wenig Fenstern und einem Misthaufen gerade vor dem Haus." So beginnt er mit seiner deutschen Lehrhaftigkeit, und liebevoll muß er seiner hübschen Heimat gedenken, und dann erst kommt das Kriegerische. Ruhig, ohne Erregung spricht er von dem Verrat der Dörfler, von seinen Märschen und von dem Angriff: „Es war bald Mittag und glühend heiß. Ganz blauer Himmel. Ein Flieger, ganz hoch, warf Bomben, aber die taten uns nix. Aber vor uns auf dem Kirchturm schossen die Franzosen wie toll mit einem Maschinengewehr, das sie heraufgeschleppt hatten, und von den Schiffen und von den Fenstern und aus den Gärten haben sie geschossen. Alles, was noch in Deckung lag, ist jetzt heraus. Der Tambour hat geschlagen, und da sind wir mit aufgepflanztem Seitengewehr zum Sturm auf die Brücke hinauf. Die Offiziere immer voran. Was mein guter Hauptmann ist, wie der aus der Hecke 'rauskommt, hat er eine Kugel weg, und tot war er, ehe er noch ein Wort sagen konnte . . . Jammerschade um ihn! Er sah so schön aus

in der Scheune, in die sie ihn nachher getragen haben, als wollte er sagen: ‚Ich hab' meine Pflicht getan' ... Für meinen Herrn müssen drei Franzosen dran glauben!" ... Wie prächtig spricht er hier von seinem Hauptmann; daß er selbst auch ein Held ist, darüber verliert er kein Wort. Aber er läßt auch keinen Schimpf auf die Feinde fallen, nicht einmal auf die Franktireurs und die Gefangenen, die ihm zeigen, wie man die Geschosse mit einem Blech noch extra schlimm machen kann. Und ein Brief möge hier noch stehen, weil er jene Strenge offenbart, die das Leben vom ersten Schuljahre an dem Deutschen in die Brust hineinhämmert:

„Während der Operation, die in einer als Lazarett eingerichteten Kirche stattfindet, schlägt eine Granate oben ins Kirchenfenster. Ein Teil der bei der Operation Beschäftigten beugte sich instinktiv zur Seite, ein anderer Teil verschwand unter dem Operationstisch, und ein dritter Teil suchte sich in rascher Flucht in die Sakristei und hinter den Altar zu retten. Klirrend fahren die Sprengstücke und Steine durch die Kirchenfenster, Teile der Glasgemälde und Stücke des Deckenverputzes poltern herab auf die rötlichen Fliesen. ‚Hier wird operiert!' spricht kaltblütig der Operateur; ein energisches ‚Jeder bleibt auf seinem Posten!' seines Assistenten läßt rasch die Leute unterm Operiertisch und hinterm Altar hervoreilen. Ruhig, als wenn wir uns im Operationssaale einer Klinik befänden, arbeiten wir weiter und suchen Gefäße und Nerven, unterbinden und nähen Muskel auf Muskel zu einem brauchbaren Stumpf ..."

Neben der Soldatenzucht hat das deutsche Gemüt noch immer Platz genug für die stillen Feierabendtugenden. Die bauen kleine Kapellen in die Lehmwände der Schützengräben hinein, und die ziehen in Blumenkästen und Beeten, was daheim ihre Freude war, Goldlack und Narzissen, Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht. Den Anblick lebloser Felder kann der Deutsche nicht vertragen; auch das

Feindesland soll ihn mit grüner Saat freundlich anlächeln. Ludwig Ganghofer hörte an einem Morgen von den feindlichen Schützengräben her ganz deutlich menschliche Stimmen klingen. „Un, deux, trois!“ wiederholten sie, und die letzte Zahl hatte stets einen stärkeren Ton. Und dann sah er, wie bei jedem trois ein dunkelblauer Körper über den Erdwall kollerte und auf dem Acker liegenblieb, Tote mit schlaffen Armen und Beinen, in Soldatenmäntel gewickelt. Das ist französische Art. Dem Deutschen ist der tote Kamerad nicht tot; er weiß, daß das Opfer heilig ist, und bettet den Leichnam und hütet das Grab und schmückt es mit allen rührenden Zeichen einer herzlichen Liebe. Auch den Feind läßt er nicht am Wege liegen; „Hier ruhen in Gott gefallene Franzosen. Gewidmet von deutschen Kameraden.“ Solche Inschriften tragen die Holzkreuze auf den Schlachtfeldern überall; und zum Totenfeste lagen die Chrysanthemen auf Freundes- und Feindesgrüften. „Die französischen und englischen Soldaten können keine Lieder mehr singen, nur noch Gassenhauer“, klagte der „Temps“, „aber die Deutschen singen; es ist eine Pracht — wunderbare Weisen, volkstümlich einfach und doch kunstreich, nie gemein.“ Und ein Amerikaner, der als Freiwilliger in der deutschen Armee mitzog, erzählte: „Der Gesang gehört mit zum Soldatenleben. Kaum waren wir in einem Dorfe einquartiert, war das erste, daß wir auf die Suche nach irgendeinem Harmonium auszogen. Dann setzten wir uns im Kreise herum, und es wurde darauf losgesungen. Wir sangen auch unterwegs, wenn wir hungrig und müde waren und der Tornister immer schwerer drückte. Dann zog wohl einer seine Mundharmonika heraus und ließ eine Soldatenweise ertönen; hier und da fiel eine Stimme ein, andere folgten, ein Lied ertönte nach dem anderen, erneute Lebenskraft strömte durch alle Glieder. Einst standen wir vor einem Gefecht bei Ypern bei trübseligem Regen, indes auf dem lehmigen Boden die Füße bis an die Knöchel versanken; nichts Qualvolleres als solches Warten mit dem

Gepäck auf dem Rücken. Da ertönte eine klare, scharfe Stimme; es war wie eine Erlösung für uns alle; flutend erhob sich der mächtige alte Choral durch das Dunkel in die Weite „Ein' feste Burg ist unser Gott" aus den Herzen von 15000 Männern ..." In Thiaucourt war es; ein rheinisches Regiment war aus langen, harten Kämpfen zurückgenommen. Am Abend des ersten Ruhetages saßen die Soldaten in der Kirche. Ein Reservemann, ein Lehrer, hatte draußen in der Schlachtlinie einen vierstimmigen Männerchor aus den Kameraden ausgesucht und mit ihnen in den Kampfpausen die Stimmen einstudiert. Und nun standen die Sänger oben auf der Empore und ließen ihre Lieder sich über die Lauschenden schwingen: „Das ist der Tag des Herrn" ... dann „Am Rhein, am schönen Rhein" und zuletzt „Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod" Unten aber auf den Bänken blieb kein Auge trocken ...

Ein Wachtmeister hatte in einem verwüsteten Hause ein Cello gefunden; nun saß er glücklich zum leisen Abend am flandrischen Kanal. Ein Pionier schleppte einen Kahn vorüber; der blieb mit leuchtendem Blick stehen: „Wenn Herr Wachtmeister mal was von Händel spielen könnten!" Und der Wachtmeister spielte das Largo und noch etwas aus Gluck dazu. Der Pionier lauschte unbeweglich; dann zog er sein Schifflein weiter: „Nun habe ich wieder mal gute Musik gehört; ich danke Ihnen" ... Und noch ein Abend. In Bapaume in der Kirche strich das letzte Tageslicht um den Altar der Jeanne d'Arc. Feldgraue saßen auf allen Bänken. Württembergische Soldaten gaben ein Konzert. Von der Orgel brauste eine Fuge Sebastian Bachs; dann klang Schumanns Träumerei, und während die Dunkelheit immer weicher sich unter die hohen Bogen legte, kam ein Volkslied nach dem anderen. Und die Männer, die lauschten, dachten an die ersten Primeln daheim und an die weißen Mädchenkleider auf der Wiese zur Maienzeit. Und zum Schluß brach es aus dem ganzen Chor hervor, der Heimat zum Schutz und

dem Feinde zum Trutz: „Deutschland, Deutschland über alles.“ Auch in Laon, in Lille und überall, wo der deutsche Soldat sich niederließ, wußte er in musikalischen Andachten seiner Seele die Stimmung der Heimat zu bereiten.

Der Friedenswaffenrock hatte mit Farben und Litzen und Tressen eifersüchtige Stufungen in die Soldatengemeinschaft gebracht, das Feldgrau überstäubte alle Buntheit und setzte auch äußerlich die einzige Kameradschaft über die Sonderungen, machte das Kleid wirklich zu einer Uniform. Die Lebensführung des Kriegers, die auf das Einfache und Ursprüngliche zurückgriff und das Großzügige des Daseins herstellte, dazu die Vertrautheit mit dem immer gegenwärtigen Tod nahmen dem Antlitz die Spuren des Kleinlichen und die Runen des mürrischen Erwerbslebens. Es ist, als ob die Flächen und Linien simpler wurden, die Bildung erkennbarer. Wie ein gutes Gewissen lag es auf allen Zügen und blickte es aus allen Augen.

Auch die Rangunterschiede rückten zurück, der Offizier nahm statt des Degens das Seitengewehr. Die Bedeutung machte ihn schlichter, bürgerlicher. Und so klang denn auch das Allerschönste wieder, was der deutschen Natur in dem gesellschaftlichen Wetteifer und heimatlosen Ehrgeiz der Friedensjahre langsam verkümmert war, das Lied germanischer Heldenverehrung und Mannestreue bis in den Tod.

„Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
Verehrung wert. Wie gerne sterb' ich ihn auch,
den edlen Tod, wenn mein Verhängnis ruft!“

Der Major Ewald von Kleist hat einst so gesungen, sein eigenes Schicksal vorausahnend. Es ist nichts Besonderes mehr in dieser Gesinnung; Tausende von deutschen Helden gehen heute so, wie zum

Feiertag gerüstet, in den Tod. „Mein einziger Sohn starb den Heldentod, den er sich immer so herzlich gewünscht hatte", so machte die Mutter eines Offiziers ihren schmerzlichen Verlust bekannt; und ein Arbeiter schrieb an seine Frau: „Denke daran, daß, wenn ich falle, Du das Weib eines Helden gewesen bist; faßt unseren Tod groß auf!"



Die Leitung des Krieges





Die Leitung des Krieges

Die Leitung eines Krieges ist die ungefügeste und zugleich feinste Leistung, die je einem Menschengeiste auferlegt ist, eine göttliche Gedankenarbeit des sterblichen Gehirns, das eine Million von Dingen auf einmal im Zusammenhange nebeneinander sehen muß, die es sonst nur in einem zeitlichen Nacheinander bewältigen kann. Wir haben als Knaben von Quinctius Cincinnatus gelesen. Als die Römer den Äquern erlagen, schickten sie Boten zu ihm, zu melden, daß er zum Diktator ernannt sei. Er pflügte gerade seinen Acker. Dann ging er und schlug den Feind und kehrte nach sechzehn Tagen zu seiner ländlichen Arbeit zurück. Der kluge Bürgerverstand reichte damals zusammen mit Entschlossenheit und List und etwas Erfahrung aus, um einen Sieg zu gewinnen. Und das blieb noch lange so. Die Antike brauchte zwar Rhetorenschulen, aber keine Kriegsakademien. Jede Einzelschlacht baute sich nach einem übersichtlichen Schema auf, und dies behielt auch in den Ritter- und in den Landsknechtskämpfen des Mittelalters seine beinahe natürliche Geltung. Selbst als das Schießpulver mit der Lanzen- und Pfeiltechnik aufräumte, gab doch immer noch lange Zeit der Wuchtstoß des Gewalthaufens den Ausschlag. Erst der Große Kurfürst, der Alte Fritz, Napoleon I. entwickelten die Schlachten zu geistvollen Konstruktionen. Unsere Zeit hat über den Schlachtenlenker den Kriegsdenker erhoben. Der Hergang des Kampfes hat damit das Panoramaartige verloren und ist immer innerlicher geworden. Die Bewegungen der Schlachten bei Roßbach oder bei Leuthen scheinen uns wie geschickte aber doch einfache Schach-

züge, und selbst die Leipziger Schlacht, der Sieg von Königgrätz und von Sedan sind Zeichnungen von prächtiger sinnfälliger Wirkung. Wer hier neben dem König in der Suite der Fürstlichkeiten und Generäle und Adjutanten auf dem Monarchenhügel steht, beherrscht die Gliederbewegungen der Heere mit einem Coup d'oeil, wie der Alte Fritz sagte. Kolonnen und Geschwader schieben sich aneinander, durcheinander, wogen im Sturm vor, fluten zurück, lösen sich auf, ballen sich zusammen; überall ist sichtbares Leben, greifbare Entfaltung, verständliche Einzelheiten. Und mit der räumlichen Begrenzung eint sich die zeitliche. Wenn die Sonne sinkt, ist das Schicksal entschieden, und Sieg und Niederlage sind klare Begriffe. Bei Roßbach schlug König Friedrich mit 22 000 Mann seinen Gegner, der 41 000 Mann stark war, bei Auerstedt kämpften 50 000 Preußen gegen 30 000 Franzosen, bei Leipzig 325 000 Alliierte gegen 175 000 Napoleonische, bei Königgrätz 220 000 Preußen gegen 215 000 Österreicher, bei Gravelotte 187 000 Deutsche gegen 113 000 Franzosen, am Schahoflusse 145 000 Japaner gegen 210 000 Russen, bei Mukden 314 000 Japaner gegen 310 000 Russen. Unsere Schlachten setzen heute noch viel größere Summen ein, und aus der Schlacht selbst ist naturgemäß ein Organismus von Schlachten geworden, aus dem Dialog ein ganzes Drama. Das Kämpfen spannt sich auf einen Zusammenhang von Hunderten von Kilometern. Die Kampflinien wurden dadurch dünner. Napoleon rechnete zehn bis fünfzehn Mann auf das Meter seiner Gefechtsfront; jetzt ist die Taktik auf drei Mann hinuntergegangen. Je größer die einzelnen Glieder der Armeeungeheuer gewachsen sind, desto rühriger müssen sie ihre Gelenke zu machen suchen. Aber Raum und Zeit lassen sich nicht überwinden. Bei Roßbach wartete die Entscheidung eine halbe Stunde, bei Gravelotte einen halben Tag, bei Mukden zehn Tage, und wir sind auf wochenlange Fristen gefaßt.

Das achtzehnte Jahrhundert kennt Gelehrte wie Leibniz, die das gesamte Wissen ihrer Zeit im Kopfe trugen, Weltweise im eigentlichen Sinne. In unserem Zeitalter des Spezialistentums ist der Stratege der Weltweise geworden. Sein Kriegsgenie muß sich mit jeder anspruchsvollen Wissenschaft und technischen Meisterschaft verbünden. In dem Zeitraum, der zwischen 1870 und unserem Kriege liegt, sind Gewehr und Geschütze leicht und handlich geworden; ihre Kraft entladet sich schnell und sicher und herrscht über einen Raum, der dem Auge zu groß ist. Aber diese Feuergeschwindigkeit, Feuersicherheit und Feuerwirkung wurde von Freund und Feind ausgenutzt und führte zu einer Revolution der Taktik. Es geht nicht mehr an, daß die Heere wie im achtzehnten Jahrhundert in zwei großen Linien aufmarschieren und auf Kommando mit Salvenschießen beginnen; das Schnellfeuer würde sie in wenigen Minuten ohne Erbarmen niedermähen. Und rückten nun Napoleonische Tiefkolonnen an, müßte ein Schrapnellgewitter sie sofort zu blutigen Haufen schlagen. Selbst die Schützenschwärme bestehen nicht mehr vor dem Feuer. Nur unter dem Schutze von Deckungen, von Vertiefungen und Erhöhungen, von Gräben und Dämmen und Bäumen und Sträuchern, von Mauern und Häusern kann die Infanterie, bald kniend, bald liegend, bald springend, an den Feind herankommen. Der Soldat hat dabei meterweit von seinem Nebenmann Abstand. Dieser lockeren Linie folgen andere in geräumiger Entfernung als Reserve. Ohne selbst gesehen zu werden, muß die Truppe suchen, mit ihrem Feuer das Feuer des Gegners einzuschüchtern. Ist der Kampfraum, der sie schließlich noch von diesem trennt, ohne deckende Schutzmittel, muß sie sich, nachdem sie die Reserve in ihre Linie gezogen hat, mit Bajonettangriff in schnellem Anlauf auf den Feind stürzen oder sich zunächst noch neue Deckung mit dem Spaten schaffen. Von Graben zu Graben muß bisweilen mit Hilfe der Nacht der Angriff weiter vorgetrieben werden. Spaten und Handgranaten werden zur Waffe. Die

Infanterie ist in ihrem Kampfe auf die Unterstützung der Artillerie angewiesen. Die muß ihr mit Schrapnellen das feindliche Artillerie-feuer vom Halse halten und zugleich die feindliche Infanterie über-schütten und aus ihrer Deckung herauszwingen.

Feldeisenbahnen und Kraftwagen, um die Verschiebungen ein-zelner Armeeabteilungen zu beschleunigen und die verschwenderisch ver-brauchte Munition zu ergänzen, Fesselballons und Flugzeuge zur Aufklärung, Scheinwerfer und Leuchtraketen zum Zielfinden, Tele-graphen und Telephone, Funksprüche und Lichtsignale zur schnellen Verbreitung von Meldungen und Befehlen, die Verpflegung der Massen durch Schlächtereien und Bäckereien, durch Feldküchen und Konserven, die Gesundheitsfürsorge und Körperpflege, das Lazarett-wesen – das alles und tausend andere Dinge mehr sind in den Haus-halt der modernen Schlacht eingetragen.

So wenig wie das Auge die gesamte Wassermenge eines Fluß-systems überblickt, kann es den Aufbau einer Schlacht fassen. Kampf-felder wie die von Waterloo, Königgrätz, Mars-la-Tour und Gravelotte haben nur eine Teilstreckenbedeutung auf unseren Schlacht-schauplätzen. Aus Teilstreckenschlachten setzt sich die Gesamtschlacht heute zusammen. Ihre Bezeichnung haftet daher nicht mehr am Namen irgendeines Ortes, sondern einer Landschaft, und wir sagen: „Die Schlacht in der Champagne", „die Schlacht an der Marne", „die Schlacht zwischen Weichsel und Bug".

Alle die einzelnen selbständigen Bewegungen in einen einzigen großen, gewissermaßen seelischen Zusammenhang zu setzen, daß jedes Glied für sich und zugleich für die andern kämpft und daß jedes auch aus dem gemeinsamen Herzen seinen Pulsschlag zieht – das ist die Sorge des Generalstabes. In unserem Kriege muß nun „die ge-räuschlose Harmonie des Handelns" nicht nur diesen oder jenen Kriegs-schauplatz umspannen, sondern alle zugleich, ob sie in Flandern oder

in den Argonnen, in Livland oder Polen oder Galizien, in Serbien, in Italien oder in der Türkei liegen. Nirgends darf ein Warten zum Erstarren werden, und jede Defensive und Offensive auf irgendeinem Punkte muß mit der Defensive und Offensive auf allen anderen durch eine Einheitlichkeit des Grundes verbunden sein.

Das Hauptquartier des Kaisers ist der Sitz der Obersten Heeresleitung. Hier laufen die ungezählten Nerven zusammen, und von hier wird ein knappes Bild des täglichen Ergebnisses aller Armeen auch auf uns reflektiert. Es ist die Residenz des Krieges. Ein Geheimnis liegt über dem Urgrunde des Geschehens; wir wissen nicht, wo das Große Hauptquartier heute oder morgen ist.

Ein Fremder, der unseren Kaiser in seinem Hauptquartier sah, der Schwede Sven Hedin, zeichnete den Eindruck auf. Der Raum ist die Kanzlei im Erdgeschoß des deutschen Gesandtschaftshauses in Luxemburg. Überall sind auf Staffeleien gewaltige Karten der Kriegsschauplätze aufgestellt. Der Kaiser tritt ein, Punkt 1 Uhr. Eine mittelgroße, kraftvoll gebaute Gestalt mit festen, ruhigen Schritten. Ihn umkreisen die Gedanken der ganzen Welt; er ist Gegenstand der Liebe, des blinden Vertrauens, der Bewunderung, aber auch der Furcht, des Hasses, der Verleumdung. Ihn, der den Frieden liebt, umrast der größte Krieg der Geschichte. Er ist kein Karl V., kein Imperator, wie er so dasteht; er ist ein Offizier in dem denkbar einfachsten Waffenrock. Nicht einmal das kleine schwarzweiße Band des Eisernen Kreuzes schmückt ihn heute. Aber er ist eine fesselnde, gewinnende Persönlichkeit, ein höflicher und freundlicher Weltmann. Seine ruhigen blauen Augen haben eine wunderbare magnetische Kraft; es ist, als würde der Raum heller, wenn man ihnen begegnet. Sie erzählen von unerschütterlicher Willenskraft, von Wehmut über die Blindheit derer, die nicht einsehen, daß er nur das will, was Gott gefällig und seinem Volke nützlich ist; sie erzählen von Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe, von durchdringendem Verstand, dem nichts

Menschliches fremd ist, aber auch von sprudelndem Witz und unwiderstehlichem Humor. Seine Stimme ist männlich, militärisch; er spricht außerordentlich deutlich, ohne eine einzige Silbe zu verschlucken. Er sucht nie nach einem Wort, sondern trifft den Nagel auf den Kopf, oft mit sehr kräftigem Ausdruck. Er begleitet seine Rede mit hastigen, ausdrucksvollen Bewegungen des rechten Armes, während der linke in Ruhe bleibt. Er ist äußerst impulsiv, und sein Sprechen ist eine Mischung von Ernst und Scherz. Eine kluge Antwort oder eine lustige Anekdote lösen bei ihm ein herzliches Lachen aus, das auch seine Schultern erschüttern kann.... Der Krieg hat den Kaiser nicht gealtert; ein Mann von seiner Art ist in seinem Element, wenn die Macht der Verhältnisse ihn zwingt, alles, was er besitzt, und vor allem sich selbst zum Nutzen und zur Ehre seines Reiches einzusetzen.... Ein anderer, der den Kaiser vier Monate später sah, Ludwig Ganghofer, soll diese Schilderung ergänzen. „Des Kaisers Haar", sagt er, „mit der kleinen trotzigen Welle über der rechten Schläfe ist seit dem Frühjahr ein wenig grauer geworden, kaum merklich; und eine Furchenlinie, die ich früher nie wahrgenommen, ist in seine Stirn geschnitten und schattet zwischen den Brauen.... Aber sonst ist er in jeder Wertlinie seines Wesens der gleiche geblieben – nein, nicht der gleiche; er ist einer geworden, der gewann und nichts verlor. Er ist ein durch die Zeit Erhöhter. Man empfindet es vor dem Bilde seiner Würde und Haltung, empfindet es bei seinem ruhigen Lächeln, vor seinem ruhigen Blick. Und bevor ich noch ein erstes Wort von ihm höre, strömt etwas Aufrichtendes in mich über. Ein frohes Gefühl der deutschen Sicherheit ist in mir, erneuter Glaube und erhöhtes Vertrauen. Ich weiß: bei uns ist die Wahrheit, bei uns das Recht, bei uns die Kraft und bei uns der Sieg!"

Einen Kriegsrat kennt die deutsche Armee heute ebensowenig, wie sie ihn 1870 kannte. Die Vorschläge für die Operationen gehen

vom Chef des Generalstabes aus, und der oberste Kriegsherr gibt die Entscheidung.

Indessen der Chef des Generalstabes von seiner Kenntnis tausendfacher Meldungen aus den Feldzugsplan erwachsen läßt, seine Richtlinien zieht und die Befehle vorwärts schickt, blickt neben ihm der Kriegsminister nach der Heimat zurück. Er muß aus dem Lebensboden des Vaterlandes die Ernte aller Kraft in die Scheuern des Krieges sammeln, daß ein ununterbrochener Strom den Verbrauch an Menschen und Mitteln in der Front ergänze. Der deutsche Generalstabschef war Helmut von Moltke, ein Neffe des Siegers von 1870. Als er am 1. November erkrankte, trat der Kriegsminister von Falkenhayn an seine Stelle, und das Kriegsministerium übernahm der General Wild von Hohenborn. Aber auch der Reichskanzler weilt im Hauptquartier, denn der Krieg ist nicht lösbar von der Politik. Und so mündet alles hier ein, jeder Atemzug aller Kriegsschauplätze, jede Idee der Volkskraftverwertung, jede Auslandsäußerung, jede Miene und Handbewegung der Welt.

Das Hauptquartier legte sich in den ersten Tagen nach Koblenz, dann nach Luxemburg, dann in eine kleine französische Stadt, und in der Folgezeit folgte es wechselnd den Operationen im Westen und im Osten. Der Generalquartiermeister von Stein, der den inneren Dienst des Generalstabes im Großen Hauptquartier regelte und den ganzen Schriftverkehr leitete, schickte den urkundlichen Belegen des Geschehens, die er Tag für Tag dem wartenden Volke gab, diese Erklärung voran:

„Unser opferwilliges Volk wird aufgefordert, nur solchen Nachrichten über die Kriegsereignisse Glauben zu schenken, die vom Generalstab veröffentlicht sind. Die meisten kennen den Krieg nur aus den Erzählungen von Büchern. Auch dort spielt die Phantasie eine Rolle im guten wie im bösen Sinne. Die unendlichen Schwierigkeiten und Mühen, unter denen ein Erfolg in langer Zeit langsam heranreift und geerntet

wird, kennen selbst nur wenige der Beteiligten. Wenn es Zeit ist, wird alles bekanntgegeben werden, aber nur so, daß wir dann nichts mehr zurücknehmen, sondern nur noch manches erweiternd hinzuzufügen haben. Wir halten das Versprechen, keinen Mißerfolg zu verschweigen und keinen Erfolg zu vergrößern."

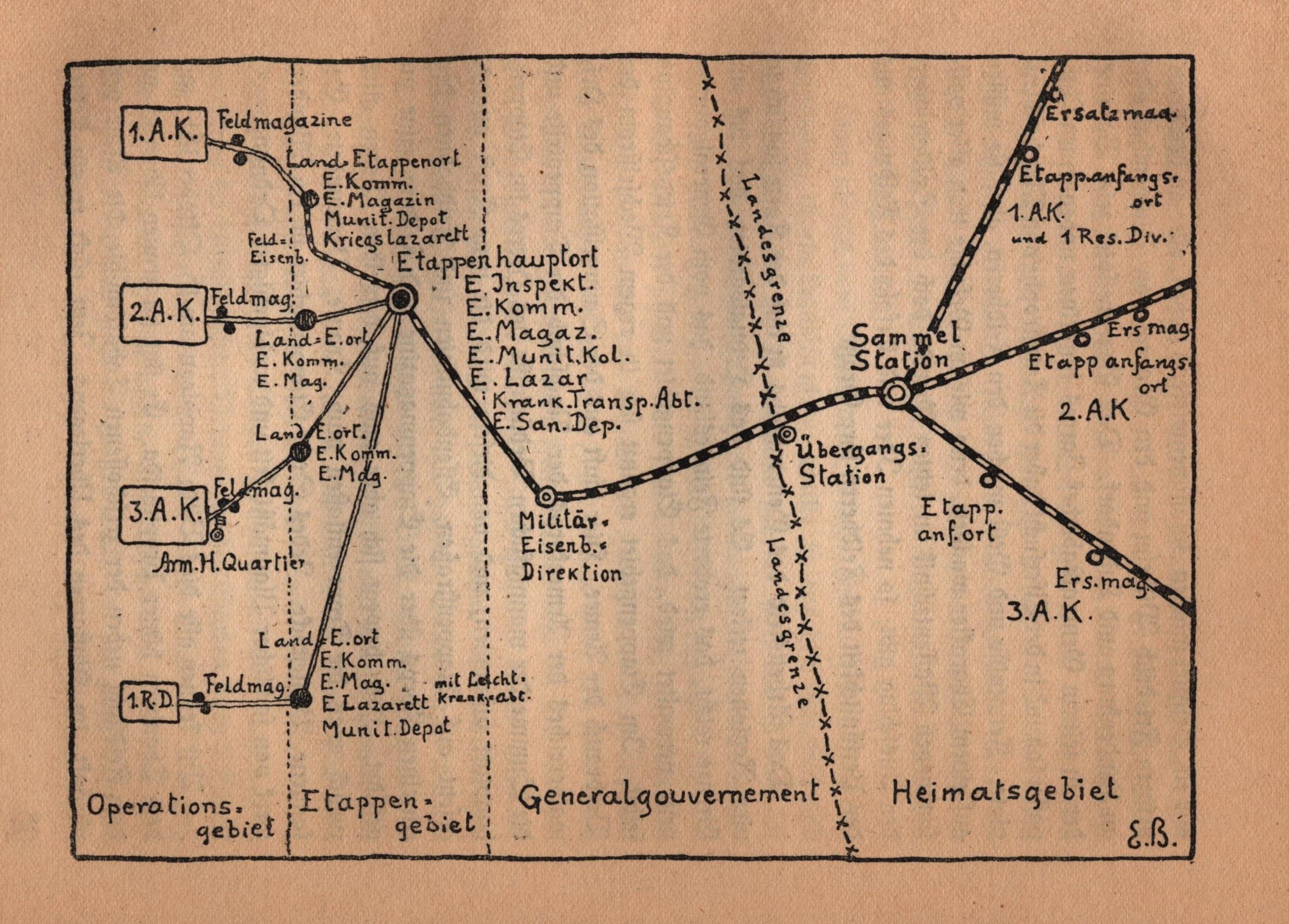
Der Glaube an sein Versprechen hat dem Volke im Sturm das Vertrauen und die sichere Haltung gegeben. Im Juli 1915 schrieb der Abgeordnete Mac Neil in der „Morning Post" mit Bezug auf die Kämpfe bei Arras:

„Es ist demütigend, von unserem Unterstaatssekretär des Krieges zu erfahren, daß wir die deutschen Berichte aus dem Hauptquartier als genauer betrachten müssen als unsere eigenen englischen Informationsquellen. Die Erlaubnis des Zensors für ihre Veröffentlichung ist also eine Garantie für ihre Richtigkeit."

Nur bei der Wahrheit wohnt die Größe, Lüge bleibt das Rüstzeug der Verächtlichen.

Den Führern der Einzelarmeen, den Feldherren, ist die Selbständigkeit des Entschließens und Handelns bis zu der Grenze gelassen, da ihre Willkür der Einheitlichkeit des Ganzen schaden könnte. In der Friedenszeit hat der Generalstab dafür sorgen müssen, daß die Offiziere alle nach einer grundsätzlichen taktischen und strategischen Glaubenslehre erzogen wurden, die nun im Kriege ein glattes Hand-in-Hand-Arbeiten ermöglicht. In der Klarheit und Übereinstimmung der Arbeitsweisen auf allen Teilstrecken der Front liegt die Bürgschaft des Einzelsieges und des Gesamterfolges.

Auch die Führer der Teilarmeen arbeiten mit ihrem Generalstab zusammen, denn der General allein vermag es nicht mehr, wie es dem Alten Fritz gelang, aus eigenem geistigen Vermögen zu erwägen und zu beschließen. Wir denken an Blücher und Gneisenau, wenn


1.A.K.
Feldmagazine
Land Etappenort
E.Komm.
E.Magazin
Munit.Depot
Kriegslazarett
Feld=
Eisenb.
2.A.K.
Feldmag.
Land=E.ort
E.Komm.
E.Mag.
3.A.K.
Feldmag.
Land E.ort.
E.Komm.
E.Mag.
Arm.H.Quartier
1.R.D.
Feldmag.
Land=E.ort
E.Komm.
E.Mag.
E Lazarett
mit Leicht.
Krank.abt.
Munit.Depot
Etappenhauptort
E.Inspekt.
E.Komm.
E.Magaz.
E.Munit.Kol.
E.Lazar
Krank.Transp.Abt.
E.San.Dep.
Militär=
Eisenb.=
Direktion
Landesgrenze
Übergangs=
Station
Landesgrenze
Sammel
Station
Ersatzmag.
Etapp.anfangs=
ort
1.A.K.
und 1 Res.Div.
Ers.mag.
Etapp anfangs=
ort
2.A.K
Etapp.
anf.ort
Ers.mag.
3.A.K.
Operations=
gebiet
Etappen=
gebiet
Generalgouvernement
Heimatsgebiet
E.B.

wir ein Beispiel innigen Zusammenwirkens suchen, oder an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm und den General von Blumenthal oder an Hindenburg und Ludendorf. Das Gegenbeispiel zeigt Bazaine, der in seinem Generalstabschef Jarres nur einen unbequemen Aufpasser sah und in der Eifersucht daher die Katastrophe von Metz beschleunigte. Kenntnisse und Geist machen den Feldherrn, aber sie müssen auf einem Charakter wachsen, denn wie im Gefechte trotz aller vollkommenen Waffentechnik im letzten Grunde doch der Soldatenwert den Ausschlag gibt, so nehmen Idee und Erfolg des Feldzuges aus der Persönlichkeit des Feldherrn ihre Größe

Das Arbeitsfeld des Generalstabs ist auf der Karte sachlich in vier Regionen zerlegt. Es sind das Heimatsgebiet, das bis zur Grenze reicht, das eroberte Feindesland, das vom Generalgouverneur verwaltet wird, das Etappengebiet und der Kriegsschauplatz selbst. Im Etappengebiet ergänzt sich in regem Wechselstrom der Verbrauch der Armee. Hier läuft aus der Sammelstation des Heimatbereiches der Armeekorps der Nachschub der Truppenteile und die Summe der mannigfachen Bedürfnisse des Heeres im Etappenhauptort zusammen, und von diesem wird die neue Kraft unausgesetzt auf Etappenstraßen, Eisenbahnlinien und Feldbahnen den einzelnen Korps über die Etappenmagazine und Feldmagazine zugeführt. Hier bewegt sich aber auch auf denselben Wegen alles zurück, was die Front entlasten muß, Kranke, Verwundete, Gefangene, Beutestücke. Jedes Stück Etappengebiet ist ein Wunderwerk von sachlicher Planmäßigkeit und wohlgefügter Ordnung.

Wir kennen alle dies Bild: Napoleon am 18. Oktober 1813 auf dem Thonberg hinter Propstheida. Er sitzt im grauen Überrock auf dem Feldstuhl neben der zerschossenen Tabaksmühle, die Arme verschränkt, im Hinstarren des Überlegens. Jetzt rückt er ein kleines

Perspektiv an sein Auge, jetzt blickt er in die Karte, die auf einer Trommel ihm zur Seite liegt. Das Gefolge in der goldbestickten Buntheit aller kühnen Soldatenfarben wartet andächtig. Ordonnanz-offiziere in hellblauer Husarenuniform jagen heran, springen vom Pferde, machen ihre Meldung, sprengen davon in aufwirbelnden Staubmassen. Bisweilen fährt eine Kartätschenkugel über die Köpfe. Dann zucken die Pferde und zittern; der Kaiser verharrt in seiner kühlen Ruhe ... Aber das alles ist ein Stück aus einer Romantik, die längst verflattert ist.

Ganz abseits vom Chaos der Schlacht, fast in Friedlichkeit ein-gesponnen, ist ein Landstädtchen. Stille ist auf den Straßen und auf dem Platze, wo die Ahornbäume stehen. Aber das ist nicht der Friede. Die brandigen Ruinen, die zerschlagenen Fenster, die ge-schlossenen Läden zeigen den Weg, den der Krieg gegangen ist. Ein paar alte Männer schlürfen über das Pflaster, oder es kommt eine verschüchterte Frau aus dem Dunkel des Hausflurs hervor, oder ein paar Kinderaugen blicken. Der Feind wohnt hier. In dem roten Ziegelbau mit den gleichförmigen Fensterreihen liegt der Generalstab. Ein Doppelposten unter Gewehr. Zwei Husaren halten gesattelte Pferde. Fahrräder sind an die Wand gelehnt. Ein Kraftwagen gleitet heran. Offiziere kommen und gehen. Ordonnanzen warten. Ein paar Feldgendarmen sitzen auf der Bank. Ganze Bahnen von Telegraphen- und Telephondrähten streifen von allen Himmelsrich-tungen zu dem Hause hin. Augen und Ohren der Armee sind hier, alle Sinne, aber auch der Geist und das Wort. Man fühlt in der Stille, wie das Tempo des Krieges hier geschaffen wird, und daß in der Ruhe die Unruhe gärt. Drinnen in den Stuben sitzen Offiziere und Unteroffiziere an breiten Tischen über Büchern, Tabellen, Mappen, Karten, Fernsprechern, Signalapparaten. In dem ver-schwiegensten Zimmer steht ein großer Tisch, der den ganzen Raum beinahe erfüllt, der Spiegel des Schlachtfeldes, auf dem Leben und

Bewegung zu Zahl und Ziffer geworden ist. Und da sitzt der Feldherr auf einem bequemen Sessel und nimmt wie einen starken Extrakt alle die Meldungen seiner Korps. Das Sinnenverwirrende des leibhaftigen Schlachtschlagens bleibt draußen, aber, geklärt und zerlegt in wesentliche Bedeutungsmomente, dringt jede Regung hierher — und jedes Zucken und jede Bewegung der Heeresglieder empfängt von hier aus Sinn und Trieb. Soll und Haben wird hier gebucht. Es ist ringsum die Kühle umsichtiger Sachlichkeit wie im Kontor eines Welthandelshauses.

Die Poesie hat zu allen Zeiten das grausame Handwerk der Schlacht mit Blumengewinden bekränzt; sie fühlte den gewaltigen Rhythmus, den Urgrund jedes Kunstwerks. Der Schlachtendenker Gneisenau entzückte sich an der Schlacht zwischen den Mäusen und den Zinnsoldaten, als er einmal E. T. A. Hoffmanns Märchen las, und er klopfte dann dafür lächelnd dem Dichter auf die Schulter. Und das Pathos des Schillerschen Schlachtgedichtes nimmt uns heute noch hin: „Schwer und dumpfig, eine Wetterwolke, durch die grüne Eb'ne schwankt der Marsch. Zum wilden, eisernen Würfelspiel streckt sich unabsehlich das Gefilde. Blicke kriechen niederwärts, an die Rippen pocht das Männerherz ....“ Und dann blitzen die Waffen des Feindes im glühenden Morgenrot vom Gebirge her. Gesang und Trommelwirbel und Pfeifenklang schmettert durch die Glieder, braust im schönen, wilden Takt Der Tod ist los. Die Heere umarmen sich. „Fertig! heult's von Peloton zu Peloton; auf die Knie geworfen, feuern die vorderen, viele stehen nicht mehr auf, Lücken reißt die streifende Kartätsche. Hierher, dorthin schwankt die Schlacht. Horch! was stampft im Galopp herbei? Die Adjutanten fliegen; Dragoner rasseln in den Feind, und seine Donner ruhen. Viktoria, Brüder! Trommelwirbel, Pfeifenklang stimmen schon Triumphgesang. Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder! In einer anderen Welt wieder!“

Clausewitz fragt einmal in seinem Buche vom Kriege: „Was tut man jetzt gewöhnlich in einer großen Schlacht?" und antwortet dann mit nüchterner Begrifflichkeit: „Man stellt sich in großen Massen, neben- und hintereinander geordnet, ruhig hin, entwickelt verhältnismäßig nur einen geringen Teil des Ganzen und läßt diesen in einem stundenlangen Feuergefecht sich ausringen, das durch einzelne kleine Stöße von Sturmschritt, Bajonett- und Kavallerieanfall hin und wieder unterbrochen und etwas hin und her geschoben wird. Hat dieser eine Teil sein kriegerisches Feuer auf diese Weise nach und nach ausgeströmt und es bleibt nichts als Schlacke übrig, so wird er zurückgezogen und von einem anderen ersetzt. Auf diese Weise brennt die Schlacht mit gemäßigtem Element wie nasses Pulver langsam ab .... Kommt dann die Nacht, so wird geschätzt, was dem einen und dem anderen an brauchbaren Massen noch übrigbleiben mag, was man an Raum gewonnen oder verloren hat und wie es mit der Sicherheit des Rückens steht. Die Resultate ziehen sich mit den Eindrücken von Mut und Feigheit, Klugheit und Dummheit, die man bei sich und seinem Gegner wahrgenommen zu haben glaubt, in einem einzigen Haupteindruck zusammen; und aus diesem entspringt dann der Entschluß, das Schlachtfeld zu räumen oder das Gefecht am anderen Morgen zu erneuern."

Die Schlachten von Königgrätz und Sedan erschienen dem Auge noch malerisch. So sahen sie auf unseren Bildern aus: Der Schlachtenlenker hält in der Mitte zu Pferde mit seiner Generalität; zur Rechten braust und blitzt eine Reitersmasse hervor, Husaren, Kürassiere, Ulanen. Trompeten und Säbel funkeln, Lanzenfähnchen flattern, die Pferde werfen ihre Beine über Stock und Stein. Zur Linken liegen gestürzte Protzen, warten Gefangene, die ingrimmig starren, richten Todwunde den Körper auf, selig den Sieg ahnend. Hinten im Grunde zieht das Fußvolk in Kolonnen durch Staub und Dampf zum letzten Sturm, Batterien feuern, und noch weiter hinten flüchten die

gelichteten Massen des Gegners. Dörfer brennen. Am matten Himmel hängen Rauchballen. Kein Fleckchen Leinwand ist, das nicht kriegerisch bemalt wäre, die ganze Fläche ist ein Kriegsacker, dessen Fülle sich überblüht.

Der alte Generalfeldmarschall Graf Häseler, der mit den Erinnerungen dreier köstlichen Feldzüge in den vierten zog, sagte: „Was früher eine Feldschlacht war, kommt jetzt nicht mehr vor." Und es lag wie Bedauern in seinem Ton, als er fortfuhr: „Der Krieg war früher eleganter; die Geschichte dieses Krieges wird sehr schwer zu schreiben sein und langweilig zu lesen."

Die Schlacht von heute läßt sich nicht von bunten Vorstellungen fangen. Gewiß wird auch sie einmal zur Poesie werden, wenn auch das Zauberwort noch schläft. Aber dann wird sie anders aussehen als die alten Schlachtenbilder; ihr Heroismus wird sich der Pracht und des Glanzes entkleiden. Das Auge kann heute nur einen kleinen Ausschnitt des Ganzen festhalten, und der zeigt nicht viel. Ein welliges Gelände, zu einem Höhenzug sich verlierend. Die Fläche ist von Waldstreifen durchbrochen; in der Tiefe steckt hier und dort ein Kirchdorf, und jene Büsche lassen ein Flußtal ahnen. Ein paar graue Kavalleristen reiten fast leise. Eine Munitionskolonne rumpelt auf der Straße, bis Staub und Ferne sie aufsaugen. Das Leben scheint friedlich entschlafen. Und doch, hier ist eine Schlacht. Du hörst sie, die Luft pocht und pocht, und die Erde stößt, und der Himmel wird zerrissen wie Fetzen Seide. Du suchst und greifst nichts. Und doch schlagen auf diesen Fluren Tausende von Herzen bis zum Halse hinauf, Tausende von Händen liegen am Gewehr; fieberische Augen spähen nach dem Feind, finden ihn nicht, ahnen ihn nur und senden ihm den Tod. Garben von Schrapnellen suchen den Horizont ab. Und nun hört das Stöhnen des Bodens, das Tosen der Luft nicht mehr auf, dies Pfeifen und Zischen, Gellen und Hämmern und das Aufwolken von zerwühlten Erdmassen. Du fühlst, daß die Na=

tur aus dem Gleise geworfen wird, und siehst doch nicht, woher das alles wirkt; deine Sinne werden nicht mehr Herr des Erlebens ... Wer im Ballon dort oben ruhig schwebt, 400 Meter hoch, der muß mit einem guten Prismenglase die Vorgänge zu begreiflichen Szenen fassen können. Er sieht: Dort ist eine deutsche Batterie eingegraben; gerade unter der Gondel, scheint es, in Wirklichkeit ist es über einen Kilometer vorwärts. Weiter hinten liegen verdeckt die schweren Mörser; nach vorn aber auf dem einen waldigen Hügel lauert der Beobachtungsposten am Scherenfernrohr. Und nun die doppelten, dreifachen, hellbraunen Linien mit dunklerem Rande dort, die launisch in geraden Strichen, in Kurven, im Zickzack durch die Landschaft ziehen, sind die deutschen Schützengräben. Ab und zu sind sie durch eine Häusergruppe verdeckt, deren Dächer zum Himmel klaffen, durch Stücke von Alleen, deren Bäume die Granaten zerpflückten. Noch weiter jenseits zeichnen sich die Gräben des Feindes und ganz in der Ferne seine Artilleriestellungen. Ohne Unterlaß fauchen die Schüsse, hämmert maschinenmäßig der Widerhall des tausendfachen, zu einer Einheit zusammenklingenden Infanteriefeuers. Vor den deutschen Gräben liegt jetzt eine unregelmäßige Reihe bunter Punkte auf der Wiese. Sie sind aus ihren Löchern gekrochen wie Ameisen aus dem Nest und schieben sich hastig, sprungweise an jenes Wäldchen zur Linken heran. Der Offizier im Fesselballon faßt sie, so lichtscheu sie sind, in seinen gespannten Blick; dann läßt er durch das Telephon ein paar Worte hinuntergleiten. Die Artillerie fängt sie auf. Nur ein paar Sekunden noch, dann schwingen sich über jene Insektenschar kleine weißgraue Ballen dahin. Und als das Feuerwerk der deutschen Schrapnelle zerstiebt, sind auch alle die bunten rührigen Punkte weggeblasen; nur ein paar tote Häufchen sind liegen geblieben.... Ist diese Leere die moderne Schlacht, so zeigen die Kapitel des Krieges auch Gegenbeispiele genug, Schlachten mit aufgeregtem Tempo und wilder, schöner Bewegung, mit stürmenden Kolonnen und jagenden Attacken.

Die Wolkenbrüche des Massenfeuers der Massenschlachten müssen aus einem unerschöpflichen Vorratsbecken von Munition gespeist werden. In der Schlacht bei Vionville, die wohl die blutigste des Jahres 1870 war, verschoß im dritten Armeekorps jeder Mann 35 Patronen und jedes Geschütz 162 Granaten; in der Schlacht bei Mukden verbrauchte jedes russische Gewehr 196 Patronen und jede Kanone 504 Geschosse. Da ein modernes Schnellfeuergeschütz 20 gezielte Schüsse in der Minute geben kann, wird die Statistik unserer Schlachten uns einst Zahlen bringen, die ans Unglaubliche streifen. Die „New York Times" berichteten im Mai, daß die amerikanische Bethlehem=Steel=Company allein Tag für Tag 85000 Geschosse für England gegen Deutschland fabrizierte. Die gesamte amerikanische Kriegslieferung schätzte eine Madrider Zeitung im Juli auf den Wert von 8 Milliarden Franken, und das ist doch nur ein Teil, der zu der heimischen Herstellung in Frankreich, England, Rußland, Italien hinzutritt. Beim Durchbruch Mackensens bei Gorlice verschossen am 2. Mai 1500 Geschütze zur Vorbereitung des Angriffes in vier Stunden 700000 Geschosse.

In demselben Tempo, mit dem die Raserei der Schlachten sich steigerte, rückten aber auch die Mittel der Taktik vor, um die Soldaten zu schützen. Der Kampf brüllt heute lauter, aber es ist nicht nötig, daß er deshalb hungriger wurde. Bei Großgörschen verloren einst die Preußen und Russen 17 Prozent ihres Bestandes, die Franzosen 24 Prozent, bei Leipzig die Alliierten 22, die Franzosen 25, bei Waterloo die Alliierten 16, die Franzosen 35, bei Königgrätz die Preußen 4, die Österreicher 11, bei Mars=la=Tour die Deutschen 24, die Franzosen 15, bei Gravelotte die Deutschen 10, die Franzosen 11, am Schaho die Japaner 12, die Russen 22, bei Mukden die Japaner 13, die Russen 23 Prozent. Die Zahlen unseres Krieges klären sich noch nicht; der Gesamtverlust wird die Opfer aller Kriege übersteigen aber nur in demselben Maße, wie der Gesamteinsatz

und die Dauer alle früheren Beispiele hinter sich lassen. Die französische Hilfsgesellschaft in Neuyork schätzte in einem Aufruf die Menschenverluste Frankreichs bis zum 1. Juni 1915 auf 400000 Tote und 700000 Verwundete und 300000 Gefangene, die Englands auf 116000 Tote, 229000 Verwundete und 83000 Vermißte und Gefangene, die Rußlands auf 733000 Tote und 1982000 Verwundete und 770000 Gefangene. Daß die letzte Summe mindestens verdoppelt werden muß, wissen wir. Sind die anderen Zahlen richtig, so betrug der Verlust unserer drei Gegner damals ungefähr 6 Millionen Menschen; und er erhöht sich, wenn wir um die Mitte des August die Zahlen zusammenziehen und die Einbußen Belgiens, Serbiens, Italiens hinzunehmen, auf 8½ Millionen. Jede Stunde verschlingt also 1000 Mann. Nach dem Ablauf des ersten Kriegsjahres waren schon 2 Millionen Gefangene in deutschen Händen; 1871 waren es 383000. Die Zahl der russischen Kriegsgefangenen übertrifft bereits weit die Friedensstärke ihres Heeres, mit der sie jeden Gegner einzuschüchtern vermeinten. Seit der großen deutsch-österreichisch-ungarischen Offensive am 1. Mai bringt jeder Tag 10000 gefangene Russen, sie müssen also einen täglichen Verlust von 15000 buchen. Vor solchen Zahlen fällt alles, was frühere Kriege von riesenhaftem Menschenaufwand meldeten, zwerghaft zusammen.

Im Kriege ist das Letzte nicht der Krieg. Zur Kriegsarbeit der deutschen Heeresleitung gesellt sich geschwisterlich eine andere, die ganz bürgerlich einhergeht. Es ist die Regierung und Verwaltung des eroberten Landes. Die wirtschaftlichen Kräfte der großen besetzten Strecken in Belgien, Frankreich, Rußland durften nicht verkommen und verwildern; sie mußten in Nutzbarkeit erhalten werden für den Sieger und für die Bevölkerung, die zurückblieb. Hier sollte Frieden im Kriege sein. Die alten Landstraßen wurden ausgebessert, neue angelegt, zersprengte Brücken und Tunnels gangbar gemacht. Über

die Somme bauten unsere Pioniere in wenigen Stunden einen Übergang von einer halben Kilometerlänge, über die Weichsel bei Wyszogrod in drei Tagen eine ebenso lange Brücke. Die Eisenbahnen wurden wieder in Betrieb gesetzt, neue Militärbahnen fügten sich ins Netz ein. Deutsche Beamte leiteten den Verkehr. Das große Reichskursbuch erhielt einen kleinen Bruder; er hieß „Das amtliche Kursbuch für die Eisenbahnen des deutschen Militärbetriebes auf dem westlichen Kriegsschauplatz" und hatte den Nebentitel Offizieel Treinboek und Indicateur officiel des Trains. Dies Buch gab im Auftrage des Chefs des deutschen Feldeisenbahnwesens auf 130 Seiten Auskunft über 100 Linien der früheren belgischen und nordfranzösischen Eisenbahnen. Sogar ein einheitlicher Bahnhofsbuchhandel und Bahnhofswirtschaftsbetrieb wurden eingerichtet.

Die Ausbeute der Kohlenlager und Eisengruben fügte sich in deutschen Dienst. Die verlassenen oder zerstörten Fabriken lebten auf und schafften für den Sieger, die Niederlagen der Rohstoffe und die Warenlager der Industrie wurden von ihm kaufmännisch verwaltet und verwertet[1]). Deutsche Soldaten schnitten das Korn und legten die Saat für neue Ernten; ihre Artilleriepferde zogen den Pflug. Sie holten die Dreschmaschinen und Motore aus der Heimat und ließen sie auf den französischen Gehöften arbeiten. Überall entstanden große Molkereien und Schlachthäuser. Auch auf die zurückgebliebene verarmte Bevölkerung mußte die Fürsorge sich wenden; sie holte sie zum Tagesdienst herbei, verteilte an sie Brot, Suppe, Milch, Fleisch, Kohlen. Und noch über die Notdurft des Leibes und Lebens hinaus griff die deutsche Verwaltung. Hinter der Front standen die Feldgrauen an den Setzerkästen und druckten Soldaten-

[1]) Der von den Deutschen in Besitz genommene oder im Kampfesgebiet liegende Teil der Industrie beträgt allein in Frankreich: von Kohlen 68,8%, von Eisenerz 90%, von Roheisen 85,7%, von der Textilerzeugung 68,7% und von der ganzen Landesindustrie überhaupt 43%.

zeitungen, die die große Welt in den fernsten Schlupfwinkel des Feldlagers trugen, und in Rethel an der Aisne wurde die illustrierte „Gazette des Ardennes" in französischer Sprache herausgegeben, damit die Bevölkerung durch das Lügengewirr der französischen Regierung den Weg zu den Tatsachen fände. Deutsche Lehrer im Soldatenrock sprachen in den Schulstuben zu französischen Kindern, deutsche Gelehrte nahmen mit respektvoller Bedachtsamkeit die Monumente der bildenden Kunst unter ihren Schutz, und deutsches Schauspiel und deutsche Musik strahlten einen warmen Schein aus heiterer Ferne in die unsanfte Wirklichkeit.

Friedrichs des Großen und Napoleons militärische Schriften sind historische Dokumente, aber Clausewitz' Buch vom Kriege gilt mehr, denn er ist der Systematiker. Nicht diesen oder jenen Krieg zergliedert er, sondern er sucht unter dem Wandel der Formen ewige Gesetze, er ergründet „das Wesen der kriegerischen Erscheinungen" und zeigt „ihre Verbindung mit der Natur der Dinge, aus denen sie zusammengesetzt sind". „Der Krieg", sagt er, „ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln", er ist „ein Akt der Gewalt, um den Gegner mit der äußersten Anstrengung der Kraft zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen." Diese Kraft ist immer „das Produkt aus der Größe der vorhandenen Mittel und der Stärke des Willens". Die Wehrlosmachung des Gegners ist ihm das Ziel aller Kriegskunst Aus der Theorie und Praxis festigte sich ihm in der Schule Scharnhorsts und Gneisenaus das Glaubensbekenntnis, daß kühnes Wagen im Kriege am sichersten den Erfolg der Strategie verbürge, aber er macht doch selbst die Einschränkung, daß jede strategische Epoche nach ihren eigenen Gesetzen zu beurteilen sei. „Ein Feldherr, der seinen Krieg genau nach seinem Zweck und seinem Willem einzurichten weiß, nicht zu viel und nicht zu wenig tut, gibt dadurch den größten Beweis seines Genies; aber die Wirkungen dieser Genialität zeigen sich nicht sowohl in neu erfundenen

Formen des Handelns, die sogleich in die Augen fallen würden, als in dem glücklichen Endresultat des Ganzen. Es ist das richtige Zu- treffen der stillen Voraussetzungen, es ist die geräuschlose Harmonie des ganzen Handelns, die wir bewundern sollten, und die sich erst in dem Gesamterfolge verkündet. Derjenige, der von diesem Gesamt- erfolg aus jener Harmonie nicht auf die Spur kommt, sucht die Genialität leicht da, wo sie nicht ist und sein kann." Die Mittel und Formen, deren sich die Strategie bedient, sagt er weiter, sind höchst einfach und kehren immer wieder; sie laufen auf ein paar mathe- matische Verhältnisse von Gleichgewicht und Überlegenheit, von Raum und Zeit und auf ein paar Winkel und Linien hinaus. Aber das Entscheidende sind doch die moralischen Größen, die geistigen Kräfte, die im Spiele sind. Den Zweck des Krieges durchzuführen, unverrückt und ohne Wanken, das erfordert eine große Stärke des Charakters und eine große Klarheit und Sicherheit des Geistes, und von tausend Menschen, die durch Geist oder durch Scharfsinn oder durch Kühnheit oder durch Willensstärke ausgezeichnet sind vor an- deren, wird vielleicht nicht einer die Eigenschaften in sich vereinigen, die ihn auf der Bahn des Feldherrn über die Linie des Mittelmäßigen erheben. Zusammen mit dem Feldherrntalent sind der Volksgeist und die kriegerische Tugend des Heeres die Hauptpotenzen.

Es ist im Kriege alles ungewiß, und unendliche Zufälle sind möglich, Mißverständnisse unter den Führern, der plötzliche Tod einer wichtigen Persönlichkeit, ein unerwarteter Witterungswechsel, das Versagen eines Verkehrsmittels. Also kann der Feldherr kaum jemals die Ereignisse genau im voraus berechnen, fast immer muß er vieles dem Moment der Ausführung überlassen und sich die Kraft zutrauen, stets im richtigen Augenblicke aller Hindernisse Herr zu werden . . . Gerade unser Krieg hat in allen Lagern sorgfältige Be- rechnungen getäuscht, Erreichbares vereitelt, Unglaubliches ermöglicht, immer neue Kräfte und Mächte herangeholt, neue Räume geöffnet,

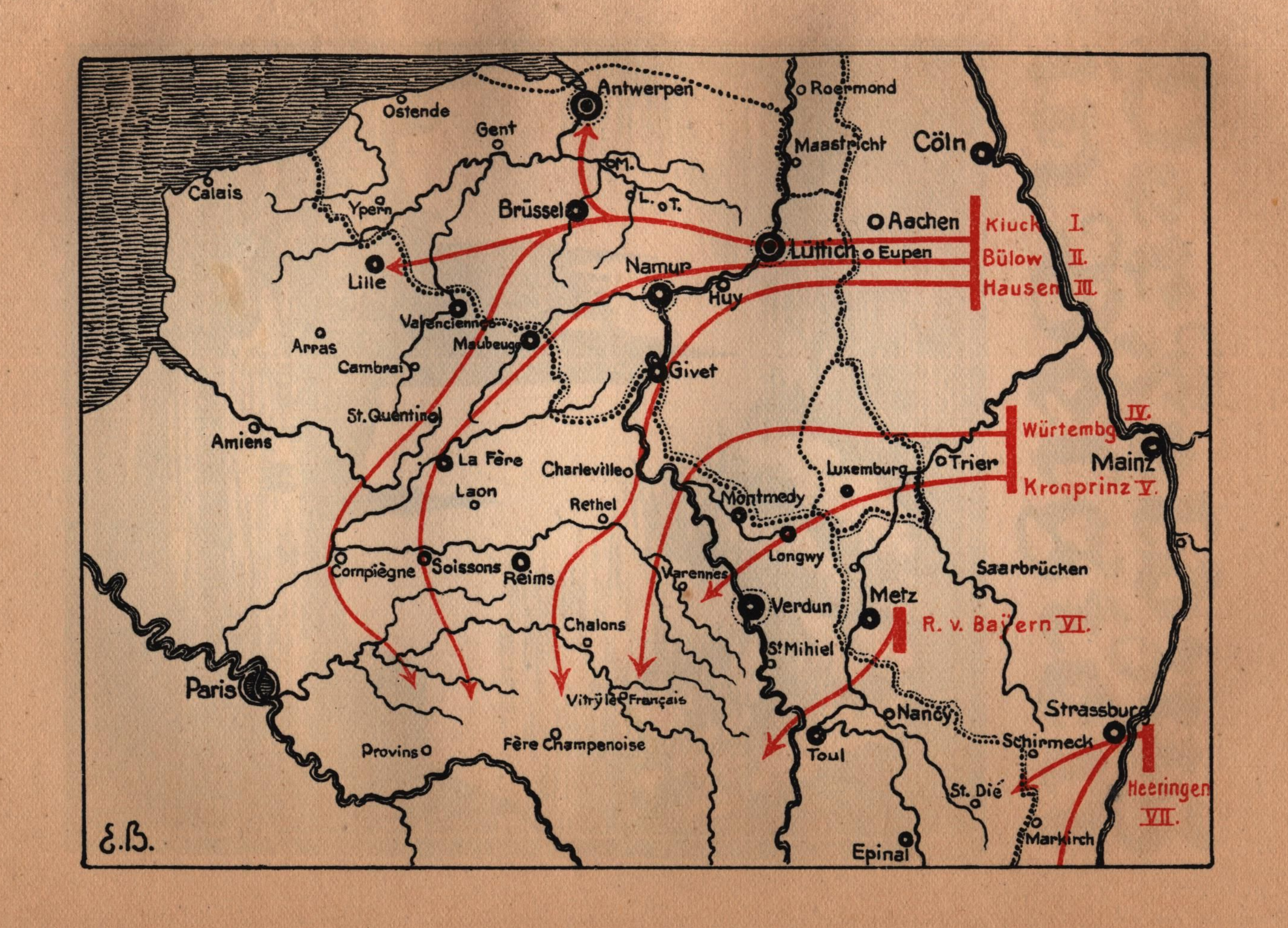
neue Probleme aufgestellt. Moltke, der Clausewitz' Schüler war, spricht in seiner Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges: „Es ist eine Täuschung, wenn man glaubt, einen Feldzugsplan auf weit hinaus feststellen und bis zu Ende durchführen zu können. Der erste Zusammenstoß mit der feindlichen Hauptmacht schafft je nach seinem Ausfall eine neue Sachlage. Vieles wird unausführbar, was man beabsichtigt haben mochte, manches möglich, was vorher nicht zu erwarten stand. Die geänderten Verhältnisse richtig aufzufassen, daraufhin für eine absehbare Frist das Zweckmäßige anzuordnen und entschlossen durchzuführen, das ist alles, was die Heeresleitung zu tun vermag." „Das System der Aushilfen" nennt er dann an einer anderen Stelle einmal die ganze Strategie. Nur der erste Vormarsch bis an die Landesgrenze war 1870 bis in das einzelne im voraus geregelt.

Auf den Zweifrontenkrieg ist der deutsche Generalstab immer gefaßt gewesen, und während das Volk unter Englands plötzlichem Überfall zusammenzuckte und in Italiens abgewandter Haltung eine schmerzliche Bundbrüchigkeit empfand, hatten Politik und Strategie auch dies beides nicht als verwirrende Schicksalsschläge hingenommen, sondern als Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit schon längst in ihre Rechnung eingestellt. Aber wie weit im Westen und im Osten Angriffe und Abwehr als grundsätzliche Verwirklichungen einer vorgefaßten Idee sich entwickelten, das wissen wir heute noch nicht.

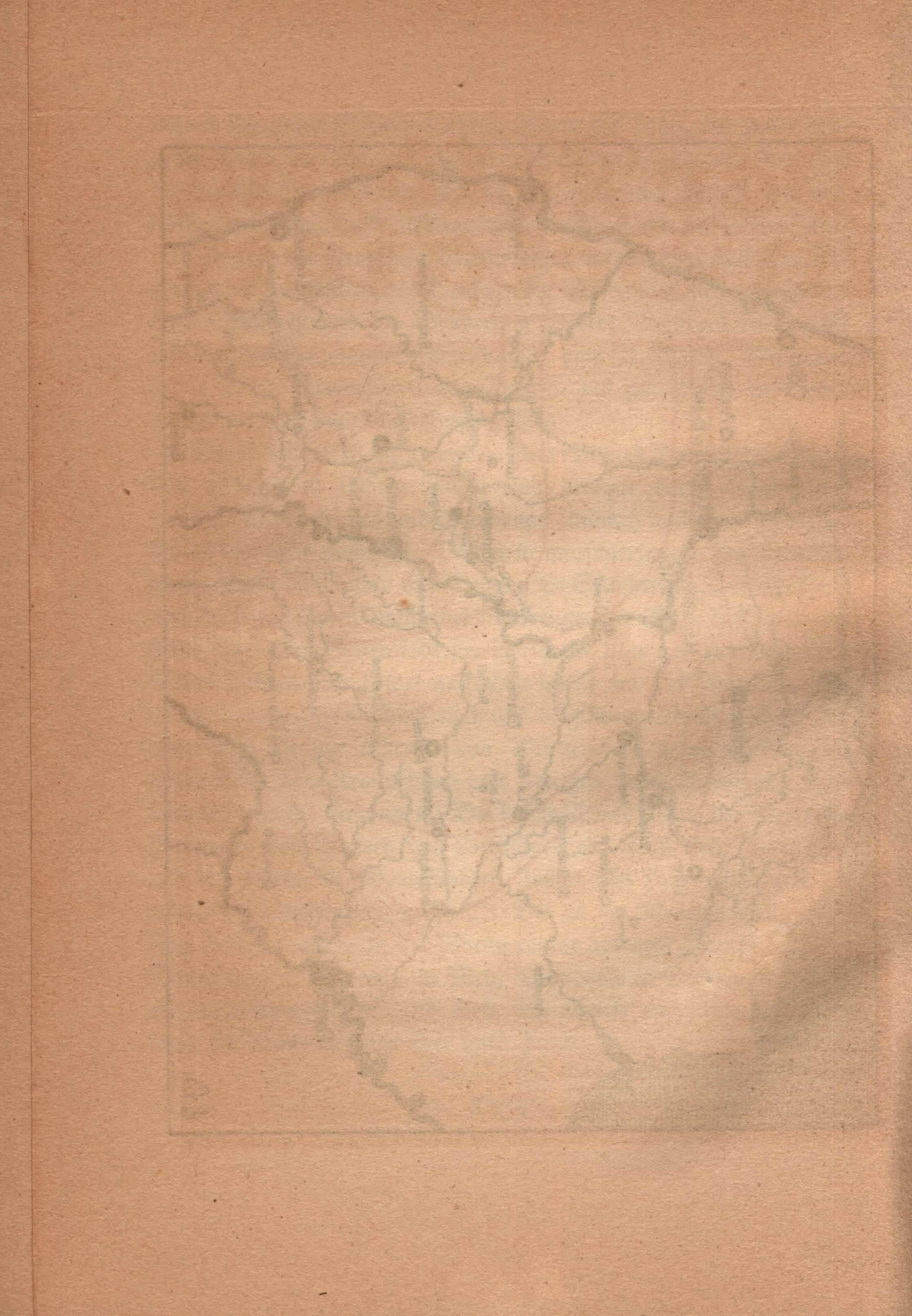
Dem deutschen Aufmarsch im Westen gegenüber scheinen die Franzosen fünf Armeen aufgeboten zu haben, wenn die Andeutungen verläßlich sind, die wir bei einem gefangenen Offiziere fanden. Die Sammelpunkte dieser Armeen waren Maubeuge, Verdun, Toul, Epinal, Belfort. Die Absichten ihrer Heeresleitung enthüllten sich schnell. Sie äußerten sich in den gleichzeitigen Offensivstößen. Der eine sollte in Gemeinschaft mit englischen und belgischen Truppen einen Einfall in die preußische Rheinprovinz durchführen, der zweite

richtete sich gegen Deutsch-Lothringen und die Pfalz, der dritte holte gegen das Oberelsaß aus und hatte Süddeutschland zum Ziel. Für die deutsche Heeresleitung galt es, diesen starken Angriff mit noch stärkerem Gegenangriff niederzudrücken. Sie mußte mit breiter Front ihre Armee nach Frankreich hineinwerfen und indessen versuchen, mit geringen Streitkräften das Anrücken der Russen im Osten aufzuhalten. Der Grundriß und die Gliederung unserer Westfront klärten sich erst aus den Hauptquartiersmeldungen vom 31. August. Da waren sieben Heere aufmarschiert von Belgien bis zum Elsaß, und jedes mochte zunächst drei Armeekorps zählen.

Die erste Armee stand unter dem Generaloberst Alexander von Kluck. Sie bildete den rechten Flügel und drängte durch Belgien und zwischen Valenciennes und Maubeuge hindurch nach Frankreich; ein Korps schwenkte nach Lille. Die zweite marschierte unter dem Generaloberst Karl von Bülow aus Belgien im Sambretale über Charleroi nach der französischen Grenze bei Maubeuge, und südlich davon ging die dritte unter dem Generalobersten Freiherrn Max von Hausen an der Maas entlang über Givet nach Charleville und Les Avelles. Die vierte Armee, im Anschluß noch auf belgischem Gebiet, richtete sich unter dem Herzog Albrecht von Württemberg gegen Sedan, die fünfte unter dem Kronprinzen von Preußen durch Luxemburg gegen Longwy und die Argonnen. Die sechste Armee führte der Kronprinz Rupprecht von Bayern von Lothringen auf Toul und Nancy vor, und die siebente der Generaloberst Josias von Heeringen durch die nördlichen Vogesenpässe gegen St Dié an der Meurthe. Die ersten fünf Armeen waren in der Rheinprovinz auf dem Raume Aachen-Trier formiert, die sechste in Metz, die siebente in Straßburg. Doch ehe diese Bewegungen und Ziele sich sichtlich enthüllten, jauchzten schon die Siegesgesänge über unser Land.



Antwerpen
Roermond
Ostende
Gent
Maastricht
Cöln
M.
Calais
L.
T.
Ypern
Brüssel
Aachen
Kiuck I.
Lüttich
Eupen
Bülow II.
Lille
Namur
Huy
Hausen III.
Valenciennes
Arras
Maubeuge
Cambrai
Givet
St. Quentin
Würtembg IV.
Amiens
Mainz
La Fère
Trier
Charleville
Luxemburg
Kronprinz V.
Laon
Rethel
Montmedy
Longwy
Compiègne
Soissons
Reims
Saarbrücken
Varennes
Verdun
Metz
Chalons
R. v. Bayern VI.
St. Mihiel
Paris
Vitry le Français
Nancy
Strassburg
Provins
Fère Champenoise
Toul
Schirmeck
St. Dié
Heeringen
VII.
Markirch
Epinal
E.B.



Der Feldzug in Belgien





Der Feldzug in Belgien

Lüttich ist von den deutschen Truppen im Sturm genommen! Das war der Ton, mit dem am 7. August die Hymnen einsetzten. Wißt ihr es noch, wie an jenem Freitag zum ersten Male die Triumphfahnen im Entzücken des jungen Ruhmes sich durch die staunenden Gassen streckten, wie die alten Glocken im Himmelsvertrauen ihren Lobgesang durch die Lüfte brausten, wie ein köstliches Hochgefühl deutscher Stärke durch alle unsere Adern zitterte und aus der brütenden Bangigkeit der Seelen die erlöste Freude zuversichtlich wie ein starker Vogel sich aufhob!

Am 2. August hatte die deutsche Regierung der belgischen mitgeteilt:

„Es liegen zuversichtliche Nachrichten über einen beabsichtigten Aufmarsch französischer Streitkräfte an der Maas in der Strecke Givet—Namur vor; sie lassen keinen Zweifel über die Absicht Frankreichs, durch belgisches Gebiet gegen Deutschland vorzugehen . . . Es ist ein Gebot der Selbsterhaltung für Deutschland, einem feindlichen Angriffe zuvorzukommen. Die Maßnahmen der Gegner zwingen es, zur Gegenwehr nun auch seinerseits belgisches Gebiet zu betreten. Deutschland beabsichtigt keinerlei Feindseligkeiten gegen Belgien. Ist Belgien gewillt, im bevorstehenden Kriege Deutschland gegenüber eine wohlwollende Neutralität einzunehmen, so verpflichtet sich die deutsche Regierung, beim Friedensschluß den Besitzstand und die Unabhängigkeit des Königreiches in vollem Umfange zu garantieren."

[1]) Vergleiche Band 1, Seite 68—71.

Aber Belgien hatte sich längst schon die Freiheit des Entscheidens versperrt und seine Gegenwart und Zukunft vertragsmäßig den Franzosen und Engländern ausgeliefert; es war politisch und militärisch ihr Mitverschworener und Vasall geworden und hatte einen Vertrauensbruch an der eigenen Neutralität verübt. Das ergab sich aus einem ganzen Stoß geheimer amtlicher Schriftstücke, die die deutsche Verwaltung in den Brüsseler Archiven fand und die gewiß jahrzehntelang noch ängstlich gehütet worden wären, hätte der Krieg sie nicht erbeutet. An jene Mappe mit der Überschrift Intervention anglaise en Belgique, deren bedeutsame Dokumente nach der Okkupation unsere Regierung zu ihrer Rechtfertigung bekanntmachte, sind inzwischen neue Akten angeschlossen: die Berichte der belgischen Gesandten in Paris, London und Berlin aus den Jahren 1905 bis 1914 an den Minister des Auswärtigen. Seit Ranke einst in seine historische Forschung die Relationen der venezianischen Gesandten hineinzog, wissen wir, daß solche Berichte als außerordentlich wertvolle Quellen gelten müssen. Denn wer versichert ist, daß seine Briefe Geheimnis bleiben, enthält sich gern der Tendenz und der Phrase. Diese Urkunden stehen also fortan in dem wichtigsten Kapitel der Vorgeschichte unseres Krieges als eine steinerne Stütze unseres Rechts, als eine peinliche Anklage gegen die von König Eduard VII. ersonnene und von seinen Nachfolgern weiter gesteuerte Ententepolitik. Zeile für Zeile bestätigt mit blitzblanker Klarheit, wie unsere Gegner mit lauernder, schleichender, schürender, hetzender Unaufrichtigkeit den Weltfrieden, über den Deutschland jahrzehntelang seine Hände hielt, durch einen Weltkrieg zersprengen und zersplittern wollten. Und immer kehrt das Thema wieder: Die Friedensliebe Kaiser Wilhelms II. und seiner Minister, die Langmut Deutschlands, die Herausforderungen Englands und Frankreichs und ihre Bestrebungen, Deutschland zu isolieren, die eifersüchtige Überhebung Britanniens, sein Anspruch auf die maritime Alleinherrschaft und auf die Mono-

polisierung des Welthandels, die Unehrlichkeit der französischen Marokkopolitik und das Anwachsen des Chauvinismus. Und wenn Poincaré noch jüngst vor seinem Volke den ehrlichen Friedenshüter spielte, so wollen wir uns die Worte merken, die der Gesandte Guillaume seiner Regierung am 16. Januar 1914 nach Brüssel schrieb: „Die Herren Poincaré, Delcassé und Millerand sowie ihre Freunde sind es gewesen, die die nationalistische, militärische, chauvinistische Politik erfunden und befolgt haben; sie sind eine Gefahr für Europa und für Belgien."

Die Briefe der Gesandten stehen alle unter der Sorge, daß die belgische Regierung das Wohl und Wehe des Volkes an die Ententemächte verkaufen könnte. Trotz ihrer Aufklärungen und Beschwörungen ist das geschehen. Der Ehrgeiz, im internationalen Konflikt eine kleine Heldenrolle zu spielen, überwog jedes Bedenken der Ehrlichkeit und Klugheit.

„Es ist das sicherste Mittel, um die Beachtung der Neutralität zu erzwingen, wenn der Staat von jedem militärischen Abkommen absieht" – das hatte Holland einst geantwortet, als unsere Gegner um seine Hilfe warben. Und Luxemburg, das als Durchgangsland der deutschen Heeresleitung unentbehrlich war, fügte sich der Not mit Ruhe und gewährte den Truppen die Gastfreundschaft, die sie bezahlten.

Napoleon I. hat einmal ziemlich willkürlich Belgien eine Anschwemmung französischer Flüsse genannt. Geographisch vernünftiger schließt es sich aber als Westflügel dem großen norddeutschen Tieflande an. Und ist auch die Breitseite, die es nach Frankreich wendet, viereinhalbmal größer als die Strecke, auf der es sich jetzt mit dem Deutschen Reiche berührt, so geht doch seine Landesgeschichte im Gefolge der alten deutschen Reichsgeschichte dahin. Als deutsches Verkehrs- und Produktenaustauschland gewann es seine Größe. Belgiens territoriale Einheit umfaßt drei landschaftliche Gegensätze. Im

Norden, im Tieflande dem Meere zu, lebt abseits der sandigen Campine der ruhige, niederdeutsche Fläme auf fettem Ackerboden und grünem Weideland. Das Rubenssche behäbige Flandern ist das mit den massigen Türmen seiner umbuschten Schlösser und Klöster. Aber die Städte, die der Meeresflut entrückt, an den sicheren breiten Mündungen der Flüsse sich aufbauen, Antwerpen, Brügge, Gent, sind seit alters Freistätten des Weltverkehrs geworden und prunken im wohlverdienten Bürgerstolze ihrer gotischen Kathedralen und Rathäuser, ihrer Hospitäler und Beguinenhöfe und Zünfte- und Patriziersitze. Vom Meere steigt dann das Land auf kurzen Wegen zum flandrischen Hügellande auf, wo die Hauptstadt liegt und wo jeder Ort ein Schlachtenname aus den Raubzügen Ludwigs XIV., aus dem spanischen Erbfolgekampfe, aus den Revolutions- und Freiheitskriegen ist. Hier liegt die Rassengrenzscheide; auf die Flämen folgen die Wallonen, Welsche. Romanisierte Kelten sind es, französisch in der Gewandtheit und Heftigkeit ihres Volkscharakters, aber auch in dem Tiefstand ihrer Volksbildung. Das Hügelland steigt aufwärts zum Gebirge der Ardennen. Auf der trockenen, wilddurchschnittenen Hochebene wanderst du oft stundenlang einsam in der Stille, die hierher aus den Tälern und Klüften geflüchtet ist. Denn da unten gehen die Eisenhämmer und sausen die Räder; da wohnen in Ruß und Qualm die Menschen so dicht beieinander wie sonst nirgends in Europa. Das ist die Region der Meunierschen Arbeiter. Wollkämmereien, Färbereien, Glasbläsereien, Stahlschmieden, Zinkschmelzen, Hochöfen, Gewehr- und Munitionsfabriken drängen sich neben ergiebigen Kohlengruben. Da liegen in Seraing die Eisen- und Stahlwerke Cockerills, den man den belgischen Krupp nennt; und da liegen auch die Städte Mons und Charleroi, Namur und Lüttich.

Als der Krieg ausbrach, war die belgische Heeresreorganisation vom Jahre 1913 noch nicht durchgeführt; statt der planmäßigen

340000 Soldaten konnten wohl nur 180000 sofort aufmarschieren. Die garde civique hatte daneben als Kriegsarmee geringen Wert; sie ist eine Art von Kriegspolizei, sichert die Straßen, überwacht die Mobilmachung und Verproviantierung. Die Feldarmee hatte von vornherein auch nur einen geringen Teil ihrer Kraft für eine Feldschlacht frei; denn die Hauptstärke lag in den Festungen verankert. Seit Jahren waren diese mit ungemeiner militärischer Sorgfalt zu Bollwerken ausgebaut; der Schutz des ganzen Landes lag in ihrem Schoße. Der General Brialmont, den man gern mit Vauban, dem großen Festungstechniker Ludwigs XIV., verglich, hatte hinter ihren Wällen alles erschöpft, was Stahl, Stein, Beton, Geschütze und Maschinen an modernen Verteidigungsmöglichkeiten boten. Die Festungen Lüttich, Huy, Namur schirmten die natürliche Durchzugsstraße, die wie eine Kerbe ins Land gehackt ist. Von Berlin, Köln und Aachen kommt sie her, biegt ins Maastal und ins Sambretal ein und eilt geradeswegs auf Paris. Ganz abseits von diesem Zweck aber liegt Antwerpen, der allerstärkste Halt; es sollte der Sammelplatz sein, der alle Wehrkräfte an sich ziehen und in einem unzerbrechbaren Widerstande verharren lassen konnte.

Wie der Siebenjährige Krieg für Preußen, so war unser Krieg für Deutschland Notwehr, und wie damals eine europäische Koalition den Alten Fritz zum Marquis de Brandenbourg, so wollte jetzt der Mächtebund 70 Millionen Deutsche auf die Lebensansprüche von 40 Millionen einschnüren. Doch der Vergleich eilt noch ein Stück weiter. Auch König Friedrich begann die Abwehr mit einem Einbruch in ein neutrales Land, in Sachsen Er wußte, daß es eine harte Rücksichtslosigkeit war, daß aber die Sicherheit seines eigenen Volkes ihn zwang, einen strategischen Vorsprung seinen Feinden abzugewinnen. Und noch weiter. Der Eroberer ließ in einer Staatsschrift der Welt seine Gründe vorlegen, und als er Dresden besetzt hatte, enthüllte er zu seiner Rechtfertigung die Überfallspläne seiner

Gegner, die er dort in den geheimen Akten des sächsischen Archives gefunden hatte

Wer siegen will, muß die Richtlinien des Feldzuges dem Feinde vorschreiben.

Der Doppelzaun von Festungen und Sperrforts, mit dem Frankreich sein Gebiet gegen das Reich hin unnahbar machte, schloß eine rasche Offensive aus; zudem ist die Grenze nur 200 Kilometer breit, läßt mithin der Entfaltung eines modernen Riesenheeres einen zu schmalen Raum. Also bot die Besetzung Belgiens die einzige Möglichkeit, dem Kriege das Tempo eines raschen Siegeslaufes zu geben. Das wußte alle Welt, und das hatte in einem vielgelesenen Buche „Nos frontières de l'Est et du Nord" ein Jahr vorher auch schon der französische General Maitrot seinen Landsleuten recht klar dargelegt Belgien war nun einmal die Einfallstüre; rissen die Deutschen sie nicht auf, taten es die Franzosen. Jede Minute des Zauderns war unersetzlicher Verlust.

„Wir sind jetzt in der Notwehr, und Not kennt kein Gebot", erklärte der Reichskanzler. Wir wußten, daß französische Truppen zum Einfall bereitstanden und daß sie in unsere Flanke am unteren Rhein stoßen sollten. Sie konnten warten, wir nicht. „Wer so bedroht ist wie wir und um sein Höchstes kämpft, der darf nur daran denken, wie er sich durchhaut."

Die Welt hielt den Atem an. Der Krieg, das unausdenkbare Ungeheuerliche, das jeder ahnte und niemand kannte, weil es immer geschlafen hatte, das Dämon und Mythos war, das reckte sich jetzt auf. Wo wird es seine Tatzen einschlagen?

Die belgisch-deutsche Grenze ist nicht lang; von Aachen geradeswegs südlich über Eupen und Malmedy bis zur luxemburgischen Spitze sind nur 55 Kilometer. In den ersten Mobilmachungstagen rückten zunächst sechs Brigaden Infanterie in Friedensstärke mit etwas

Kavallerie und Artillerie hinüber. Der General des X. Armeekorps von Emmich führte sie gegen Lüttich Der Marsch ging über die Dörfer der Hohen Venn und über die Ardennen ins Tal der Ourthe und der Maas. Aber das Land schläft nicht mehr den Friedensschlaf. Die Brücken sind gesprengt, die Chausseen und die Hohlwege durch Baumstämme und Draht versperrt. Gewitterregen gießen eine Flut herab. Die sinnlose Leidenschaftlichkeit der Bewohner rast bis zum Wahnsinn. Auch im Frieden griffen sie immer schon schnell zum Revolver und zur Büchse, die ihnen von ihrem Handwerk her vertraut sind. Jedes Dorf zwischen den steilen Schieferwänden wird nun ein Hinterhalt. Den langen Tunnel bei Nasproué vor Verviers haben sie mit entgleisten Lokomotiven gesperrt. Automobile ersetzen dem deutschen Einmarsch die Eisenbahn. Die erste Maske, aus der der Krieg starrt, ist entsetzlich

Lüttich liegt auf beiden Ufern der hier zwölfmal überbrückten Maas, da wo sie die Ourthe aufnimmt. Ein Gewirr von acht Eisenbahnen knotet sich zusammen. Die Stadt selbst ist nicht mehr umwallt. Zu der Zitadelle auf dem linken Ufer führt eine prächtige Terrasse hinauf; der Blick umfaßt mitten im Reiz einer reichen Landschaft das Bild einer zuversichtlichen Feste. Im weiten Umkreise, 9 Kilometer vom Kern, hocken auf den herrschenden Höhen Brialmonts Forts, sechs hüben, sechs drüben. Es sind Wallbauten mit Betonkasematten und drehbaren Panzerkuppeln, die wie Schildkröten liegen und Ringkanonen für 12-, 15- und 21-Zentimeter-Geschosse bergen. Jedes Fort ist von seinem Nachbar 3 Kilometer entfernt und wird von 200 bis 400 Mann besetzt. Die Zwischenstellungen fehlen; die Belgier haben sie aber schnell durch Schützengräben ersetzt.

Die Forts Barchon, Fléron, Chaudefontaine und Embourg auf dem rechten Ufer wurden am 4. August zuerst unter Feuer genommen, dann auch die beiden anderen. Ein Handstreich deutscher

Reiter auf die Stadt selbst am 5. August glückte nicht. Am 6. August flogen die ersten Granaten in die Stadt, ein Zeppelin fuhr unheimlich am Himmel und warf seine Bomben; Häuser brannten, auch auf der Zitadelle leuchtete der Feuerschein. Die Menschen duckten sich ängstlich vor dem Zorn einer unerhörten Gewalt in den Kellern. In der Nacht begann der Sturm, und in den ersten Morgenstunden des 7. August brach unsere Infanterie durch die Zwischenstellungen, drang in Lüttich ein und nahm die Zitadelle. Die Botschaft flog schnell durchs Land. Die Forts, namentlich die an der Südfront, schwiegen wohl, als seien sie bestürzt. Aber sie beugten sich doch nur vor der schweren Artillerie. Am 12. August waren die 21-Zentimeter-Mörser zur Stelle, und noch an demselben Tage fiel das erste Fort[1]). Als dann zwei Tage später sogar die Zweiundvierziger Haubitzen anrückten, mußten auch die letzten auf beiden Ufern zusammenknicken Die furchtbaren Granaten hoben die stählernen Helme der Panzertürme wie Topfdeckel aus der Eisenbetonmasse heraus. Unter den zerpulverten Stücken des Forts de Loncin wurde der Kommandant der Festung, General Leman, gefangen.

Tag für Tag rückten nun die deutschen Massen an, ohne Aufhören ging der Gleichschritt der grauen Kolonnen durch die betäubten Straßen. Auf dem St. Lambertsplatze aßen sie aus den Feldkesseln bescheiden ihre Morgensuppe, und zur Mittagszeit saßen die Offiziere fröhlich vor den Kaffeehäusern, und ihre Musik spielte die Weisen der Heimat. In Ordnung und ohne viel Kommandoworte regelte sich das Durcheinander der Infanteristen, Ulanen, Husaren, der Geschütze und Trainwagen, der Automobile und Fahrräder. Nur ein höfliches Circulez messieurs wurde laut, wenn die Neugier den Soldaten sich zu nahe drängte. Auf den öffentlichen Gebäuden wehte

[1]) Nach dieser Chronologie muß der Vorwurf falscher Berichterstattung, der in Band 1, Seite 169 gegen den belgischen König und die amtliche belgische Mitteilung erhoben ist, zurückgenommen werden.

die deutsche Fahne. Eine Bekanntmachung forderte die garde civique auf, Waffen und Uniformen abzuliefern, und eine andere setzte die Preise der Lebensmittel fest. Die Forts draußen wurden aus ihrem Schutt herausgeholt und dem Sieger dienstbar gemacht. Mochte der Bürger die Hand in der Tasche ballen, er begriff doch die Überlegenheit des Gegners in dem sichern Gefüge seiner Gesamtkraft und lächelte bitter zu dem Kreuz der Ehrenlegion, das Poincaré am 7. August der Stadt für ihren Heldenmut verlieh. Die Waffentat war ein unerhört kühnes Ereignis gewesen; der kostbare Einsatz so vielen jungen Blutes aber erzwang die Herrschaft über das Maastal, zerfiederte die französischen Einnistungspläne und sicherte den Aufmarsch dreier deutschen Armeen. Die Bezwingung der Forts schlug zudem alle kriegstechnischen Dogmen tot und füllte ein neues Kapitel der Geschichte der Städtebelagerungen. Das Geschoß hatte über den Panzer gesiegt. Ohne Ruhmgeschrei war in Krupps Werkstätten von Professor Rausenberger die 42-Zentimeter-Haubitze geschaffen, eine neue Großmacht des Krieges. Und wie an alles Große hängte auch an sie sich die kosende Popularität und taufte sie die „dicke Bertha". „Wir hörten," erzählte später der gefangene General Leman, „wenn die 1000 Kilogramm schwere Granate kam, das Sausen der Luft; es steigerte sich allmählich bis zum Heulen eines wütenden Orkans und endete mit einem furchtbaren Donnerschlag; ungeheure Wolken von Staub und Rauch wälzten sich über den zitternden Boden." Seitdem ist jede Festung – und sei sie auch die stärkste – verloren, sobald sie von dem Zusammenwirken mit der Feldarmee gelöst und der Möglichkeit beraubt wird, aus der Defensive zur Offensive überzugehen.

Nach der Erstürmung Lüttichs warf die deutsche Regierung den Belgiern noch einmal einen Rettungsring zu. Sie erklärte sich zu jedem Abkommen bereit, das sich irgendwie mit der Rücksicht auf die belgisch-französischen Auseinandersetzungen vereinigen ließe, und be-

tonte, daß sie gewillt sei, das Königreich unverzüglich zu räumen, sobald es die Kriegslage gestatte. Belgien wies auch diesmal den Frieden von sich. Schwerer noch als dieser kurzsichtige politische Starrsinn drückt ein anderer Vorwurf. Der Feldzug hatte mit einer Tat eingesetzt, die dem einen Gegner den Ruhm kühnen Draufgehens, dem andern den des braven Widerstandes zuteilte. Aber dieser männliche Sinn blieb nicht weiterhin seine Losung. Durch die Schuld der belgischen Regierung rührte der Krieg unselige Leidenschaften auf, die das Menschentum schändeten. Der wallonische Volkscharakter, der schon in der Zeit der Gegenreformation die Sinne gerne am Schauspiel der Folterqualen und Marterszenen weidete, verzerrte mit einem sonderbaren Gemisch von Fanatismus und Hinterlist, von Grausamkeit und Feigheit den Kampfkrieg zu einem Mordkrieg. Die belgische Regierung brachte nicht soviel Vernunft und Ehrgefühl auf, um das Verbrechen sofort zu ersticken; so rasten die Teufel, wie man schon im Frieden dies Volk des Lütticher Industrielandes nennt, in eine nationale Tollwut hinein. Der Soldat geht dem Tode in Ehren, der auf ihn wartet, ohne Zucken entgegen, aber ihn graust vor dem Entsetzlichen, das ihn im Schlafe oder aus dem Hinterhalt überschleicht. Die Henkerarbeit, zu der ihn jetzt die Selbsterhaltung zwang, ekelte ihn, und keiner mochte später gern an die Erinnerung jener Tage rühren, da die fröhlichen Ortschaften zu rauchenden Trümmern schrumpften und auf den Schwellen der Ruinen die erschossenen Meuchelmörder, Männer und Frauen, lagen. Die deutsche Regierung forderte „vor der ganzen gesitteten Welt Rechenschaft für das Blut der gemordeten Soldaten, Verwundeten, Ärzte, für die Kriegsführung Belgiens, die jeder Zivilisation hohnsprach".

Das Lütticher Tor ließ die Deutschen in den Maastalweg hinein. Am 20. August öffneten sie sich dann die Sperre bei Huy ohne großen Widerstand, und dann lagen ihre Haubitzen schon vor Namur

in Nachbarschaft mit den österreichischen 30,5-Zentimeter-Motormörsern, einer meisterhaften Konstruktion der Skodawerke. Neun Forts sicherten hier die Höhen, und die Zwischenstellungen waren Schützengräben. Zur Verteidigung hatten sich französische Truppen den belgischen angegliedert. Am 22. August donnerten die Geschütze zunächst gegen die östlichen Werke. Bald wehte die weiße Fahne auf dem Fort Maizeret. Am 25. August waren schon fünf erstürmt, und am 26. August fielen auch die vier letzten. Wie Vulkankrater klaffte es an den Stellen, wo die dicken Zementgewölbe gelauert hatten; an einer solchen Stelle lagen 150 Belgier auf einem Haufen, zerschmettert oder vom Luftdruck erstickt. Ein kecker Handstreich, einer von solchen, die wie fröhliche Anekdoten den wuchtigen Gang unterbrechen, überrumpelte das Fort Malonne. Ein Leutnant – von der Linde hieß er – und vier Mann drangen an den Wallgraben, sie schüchterten den Kommandanten ein, und der ließ die Zugbrücke herab und ergab sich mit fünf Offizieren und zwanzig Mann, mit vier schweren und vielen leichten Geschützen und großer Munition. Da machten sich die Stürmer eine Fahne aus einer schwarzen Hose, einem weißen Hemde und einer roten französischen Leibbinde, und die steckten sie als ihr Siegespanier auf.

Bei Namur zweigt sich der Weg; die Maas führt weiter nach Dinant und Givet, die Sambre nach Charleroi und Maubeuge, und von Charleroi lenkt ein dritter Weg nach Mons und Valenciennes. Auf allen diesen Straßen schoben sich die deutschen Heere nach Frankreich hinein, Kolonne auf Kolonne, unermeßliche graue Fluten. Und zugleich bewegten sich andere Massen von Lüttich nach Brüssel

Es ist ein Rätsel, daß die Belgier nicht versucht haben, von vornherein mit ihrer Feldarmee und zusammen mit den von Frankreich herangezogenen Korps die deutsche Invasion an der Maaslinie von Visé bis Givet aufzuhalten. Nur bei Visé am holländischen Zipfel legte sich uns zwei Tage lang eine Division entgegen. Das belgische

Heer stand indessen östlich von Brüssel, und zwar von Diest südwärts bis Landen, mit der Front nach der holländischen Grenze. Es operierte also unter der irrigen Voraussetzung, daß die Deutschen die holländische Neutralität beiseite schieben und zwischen Roermond und Maastricht über die Maas gehen würden. Als das nun nicht geschah, besaß der belgische Generalstab nicht genug geistige Beweglichkeit, um aus einer hinfälligen Idee zu einer frischen überzuspringen. Eine Flankenbewegung, die er rückwärts am 20. August bei Tirlemont zum Schutze der Hauptstadt unternahm, war zu schwach. Die Deutschen schlugen sie zurück, und an demselben Tage gehörte ihnen Brüssel.

Ein Lawinensturz hatte den Frieden des Landes über Nacht in Trümmer geworfen, jedes Leben war aus dem Gleichgewicht gerissen; Heimat, Familie, Eigentum, Recht, alle Maße und Ordnungen des Daseins sollten mit einem Male nicht mehr da sein. Die Vernunft faßte den Sinn der Dinge kaum. Tag für Tag hatte die Presse das Volk belogen: Die Deutschen sind feige; sie werfen die Waffen fort; überall sind sie geschlagen; sie sind Bestien, sie sengen und brennen, morden, rauben und schänden .... Und nun ängstet sich aufgestörtes Bauernvolk heran, die armselige Habe auf dem Rücken und in den Blicken das zitternde Entsetzen. Draußen auf den zertretenen Feldern liegen Leichen, Karren, Gewehre, Tornister, tote Pferde. In die prahlende Lebensluft der Brüsseler fährt eine Todesangst, nicht anders, als wenn vorzeiten die Pest an die Mauern klopfte. Verworrene Mengen ringen sich zu den Bahnhöfen, aber die Züge fassen die Flüchtenden nicht mehr. Und jetzt ist die Wahrheit unter den Bürgern: Die Deutschen kommen; sie haben das belgische Heer weggefegt. Da räumen sie kleinmütig ihre Barrikaden wieder fort, die sie gestern so kühnlich aufgeworfen hatten. Die garde civique zieht ohne Hörnerklang vorbei und liefert die Waffen ab. Ein Aufruf des Bürgermeisters mahnt zur Ruhe. Am 20. August zur

Mittagszeit reitet deutsche Kavallerie durch die Porte de Louvain. Am Himmel ist Sonnenfinsternis; niemand denkt daran. Der Bürgermeister geht dem Offizier entgegen. Das Rathaus, die Bahnhöfe, die Banken, die Börse, die Post werden besetzt. Brüssel ist nun deutsch. Ruhig und höflich ist das geschehen, kein Schuß ist gefallen, kaum irgendwo ein grobes Wort erklungen. Die Einwohner sehen ein Volk der Zucht, der Gelassenheit und Kraft. Wundervolle Soldaten, Bataillone, Schwadronen, Batterien. Stählerne Wogen ohne Ende. Die Spielleute schlagen die Trommel, die Regimentsmusik tönt. Und schweigt sie, so wallt wie ein Frohlocken „Die Wacht am Rhein" auf, oder es kommt das empfindsame „Die Vöglein im Walde" gezogen. Und immer dazwischen der Gleichtritt der nägelbeschlagenen Stiefel. Dieser Klang leitet die Brüsseler in den Schlaf und dröhnt ihnen ins Ohr, wenn sie erwachen; es ist, als ob es der Rhythmus des Triumphzuges über die ganze Welt sei. Wer diese Soldaten sieht, so sicher und fest, der weiß, daß sie das nicht herausgeben, was sie haben. Und die jungen, blonden, hageren Offiziere — man begreift, daß ihnen ein Schauer höchster Wonne durchs Mark läuft, als sie, die blanke Klinge in der Hand, die Siegerstraße durch die Hauptstadt des Feindes ziehen.

Mit der Besetzung Brüssels wurden wieder neue Eisenbahnwege nach Frankreich frei, vor allem die Straße über Roubaix—Lille; und die Deutschen konnten sich nun Korps an Korps nebeneinander im Artois, in der Pikardie, in der Champagne und in Lothringen aufbauen.

Die belgische Feldarmee, wohl noch 100 000 Mann stark, wartete eine Zeitlang auf die Franzosen. Deren erstes Auftreten war von der Kavallerie des Generals von Kluck in einem Gefecht bei Perwez, nördlich von Namur, am 19. August vereitelt; als sie dann armeemäßig endlich Ende August in das südliche Belgien einrückten, blieb ein einheitliches Zusammenwirken völlig aus. Es kam nicht zu

der großen gemeinsamen Schlacht; es ergab sich vielmehr, daß das belgische Heer den Schutz der Forts von Antwerpen aufgesucht hatte. Es verlor damit die Freiheit des Handelns und machte also denselben Fehler, den einst Bazaine beging, als er seine Korps nach Metz brachte. Den Feind im Rücken unschädlich zu machen, mußte für die deutsche Heeresleitung die zweite Aufgabe des belgischen Feldzuges werden.

Die deutschen Beobachtungstruppen, die sich vor die Festung Antwerpen legten, wuchsen zu einer Belagerungsarmee an. Am 25. August stießen vier belgische Divisionen unter ihrem König von Antwerpen geradeswegs südlich über Mecheln hinaus. Der schwächere Gegner wich. Ehe aber die Belgier ihres Sieges froh werden konnten, wurden sie am nächsten Tage bei Vilvorde an der Senne, sieben Kilometer nördlich von Brüssel, von frischen deutschen Truppen unter dreifaches Feuer genommen und in völliger Auflösung zurückgeworfen.

In diese Gefechte flocht die Stadt Löwen ihr Schicksal. Die Bevölkerung hatte die deutschen Soldaten freundlich aufgenommen und sich so willig den Befehlen der deutschen Behörden gefügt, daß ihre Geiseln zurückgegeben waren. Am Sonntag, den 23. August, war auf allen Kanzeln das Manifest verlesen, das zur Ruhe aufforderte und vor der Teilnahme am Kampfe warnte; und am 25. August wiederholten die Pfarrer die Mahnung noch einmal morgens in den Kirchen. An demselben Tage zogen die Deutschen zur Schlacht. Die Einwohner sahen den General im Auto davonfahren. Aus der Ferne kamen dumpfe Kanonenschüsse. Und plötzlich lief das Gerücht durch die Straßen, Franzosen und Engländer rückten heran. Noch immer blieben die Leute höflich und gelassen. Auf dem Markte stand ein Fuhrpark, von Infanteristen gedeckt, und auf dem Bahnhofe wachten einige Abteilungen eines Landwehrbataillons. Abends 8 Uhr riefen die Glocken das Signal zum Überfall. Hinter allen Fensterläden hervor wirft sich ein Prasseln von Ge=

wehrkugeln über die Soldaten; dort und hier sind Maschinengewehre aufgestellt. Bürgersleute, Studenten, Geistliche, Frauen, Kinder — alles wird von der Tollheit mitgerissen. Aber auf der Eisenbahn kommen Truppenzüge und bringen Vergeltung, und dann wird mit Feuer und Blei schonungslos der Aufstand erstickt. Das dauert die ganze Nacht hindurch und bis in den folgenden Tag. Die schöne alte Stadt, die 45000 Einwohner zählte, büßte ihr Verbrechen schwer. Einige Straßen der inneren Häuserviertel wurden den Flammen überlassen. Das prächtige Rathaus retteten die deutschen Soldaten selbst; auch die Kathedrale litt durch Flugfeuer nur einen geringen Schaden. Offiziere brachten die Gemälde Rogiers van der Weyden und Dirk Bouts' in Sicherheit.

Nur die Selbstzucht macht einen unglücklichen Krieg dem Volke erträglich, denn der Sieger ist wie alle Glücklichen groß und milde und sichert dem Besiegten gern Leben und Eigentum, wenn er ihm trauen kann. Aber den Hinterhältler, den Franktireur, muß er ohne Erbarmen vernichten, denn der steht außerhalb der Soldatenehre. Die Haager Friedenskonferenz scheidet ihn ausdrücklich von dem Begriffe Vaterlandsverteidiger, und ein Vergleich mit der spanischen Guerilla und dem Tiroler Aufstand vom Jahre 1809 ist nach den Grundsätzen des Völkerrechts schon lange nicht mehr zulässig. So bleibt das strenge Gericht, auch wo es grausam sein muß, heilsame Gerechtigkeit.

Es sind in Belgien wohl 5000 deutsche Soldaten heimtückisch erstochen und erschossen. In den Ardennendörfern war es das Gesindel, das die Niederträchtigkeit übte, in den Städten aber, wie Andenne und Dinant und Löwen, haben Bürger den Mord planmäßig bereitet.

Zu derselben Zeit, in der Nacht zum 25. August, wurde Antwerpen zum ersten Male von einem Zeppelin bombardiert. Der un=

heimliche Gast kehrte wieder. Am 10. September führte König Albert noch einmal vier belgische Divisionen aus der Festung gegen Aerschot und Löwen. Auch hier zogen die Deutschen rasch ihre Kräfte zusammen, räumten mit Haubitzen das Gefechtsfeld auf und gingen dann am 12. September selbst zum Sturm vor. Eine neugebildete Marine-Infanterie-Division stand dabei auf ihrer Seite im Feuer. Die Belgier mußten mit sehr großen Verlusten unter die Kanonen ihrer Festung flüchten. Auch ein dritter Ausfall gegen den Versuch der Deutschen, bei Dendermonde über die Schelde zu gehen, wurde am 27. September zurückgewiesen. Dann bereitete sich Antwerpen auf sein Schicksal vor. Der Kommandant Dufour baute die Zwischenstellungen der Forts aus; sieben neue Redouten wurden angelegt, Laufgräben wurden gezogen, Barrikaden aufgeworfen, Stacheldrahtzäune geflochten, Wolfsgruben gegraben, überall Feldbatterien und Maschinengewehre postiert. Dazu wurden Bauerngehöfte, die unbequem im Wege standen, niedergerissen, Baumpflanzungen umgehackt, der Wald bei Calmpthout mußte fallen. Es war nun keine schwache Stelle mehr in dem Panzer. Aber die Natur selbst schien doch die stärkste Verteidigerin. Das Vorland der Feste ist von einem Gewirr von Wasserläufen durchzogen. Die Niederung im Halbkreise südlich um die Stadt, wo eine Genossenschaft kleiner Flüsse, die Rupel, Dyle, Nethe, Senne, ihr Wasser vereint und zur Schelde fließen läßt, wurde überschwemmt; auch zu beiden Seiten des Scheldeausflusses im Nordwesten wurden die Fluten über die breiten Gefilde gelegt, und schließlich wurde noch im Osten die Lücke zwischen der Stadt und dem Campinekanal unter Wasser gesetzt. Nur die Chausseen liefen wie endlose Brücken durch die weiten Seen dahin. Die unnützen Esser, die in die Stadt geflüchtet waren, wurden herausgeschafft; wer die Überfahrt bezahlen konnte, brachte sich nach England in Sicherheit. Und zwischen dem allen schöpfte die Festung Tag und Nacht im Hafen Vorrat und Kriegsgerät. Seit dem

Jahre 1910 war Antwerpen die Zitadelle des Vaterlandes, ihr Schirm und Schutz nach menschlicher Berechnung unzerbrechbar. Ein doppelter Ring von Forts und Redouten aus Eisenbeton und mit Stahltürmen hegte sie ein. Der innere ist drei Kilometer von der Stadt entfernt, der äußere fünfzehn bis achtzehn. Dieser mißt im Umfang 130 Kilometer.

Die deutschen Soldaten, die ihren Schiller kannten, dachten an die Belagerung vom Jahre 1584. Damals lag der spanische Feldherr Alexander von Parma vor der Stadt, und seine Kriegskunst brauchte mehr als ein Jahr zur Eroberung. Die kostete ihm 800 Mann. Dann nahm Ludwig XV. 1746 einmal die Stadt, die damals österreichisch war, und 1792 zog ein französisches Revolutionsheer siegreich ein. 1814 widerstand die Festung, von Napoleons General Carnot verteidigt, vier Monate. 1832 hielt sie der holländische Kommandant Chassé drei Wochen lang gegen eine fast zwanzigfache Übermacht der Franzosen und Belgier.

Völlig der Kraft vertrauend, fühlte in Antwerpen das Leben sich in sicherer Geborgenheit. Bei Mecheln, hörte man, liegt der Feind. Aber das sind nur einige tausend Mann, und um die Stadt zu nehmen, dazu gehören viele hunderttausend. Und wenn sie kommen, bleibt die Gefahr doch weit draußen, denn die Forts lassen keine Granate herein ... Die Zeitungen logen und trösteten, und sie spotteten über die Ohnmacht des Gegners. Aber einmal in der Nacht drang ein dumpfes Schüttern von Waelhem und von Wavre St. Catherine her. Und dann dämmerte die mitleidslose Wahrheit.

Die deutsche Belagerungsarmee stand unter dem Befehl des Generals von Beseler. Ihre Zahl betrug nur 60000 und kam der Summe der Verteidiger bei weitem nicht gleich; ihre Formationen waren zum größten Teil Reserve älterer Jahrgänge, aber in eiserner Disziplin gehalten und furchtlose Draufgänger. Eine völlige Umspannung der Festung war der geringen Kraft unmöglich, und

dazu kam, daß diese Armee noch die Pflicht hatte, sowohl die rückwärtigen Verbindungen des rechten Flügels der großen deutschen Front zu schützen, als auch Brüssel in Botmäßigkeit zu halten.

Geringes nur konnte eingesetzt werden, um das Größte zu erringen. Die Hauptarbeit war den schweren Geschützen zugedacht; die Sturmangriffe aber mußten stets das Gelände nehmen, das für die zielsichere Aufstellung der Artillerie gefordert wurde. „Der alten Schule der Artilleristen und Ingenieure", sagt ein Fachmann, „mußte das Vorgehen fast zu einfach und zu roh erscheinen, jedes kunstgerechten Aufbaus und Fortschreitens entbehrend." Aber das Kunstgerechte war wohl da; es steckte in der Vorarbeit der Geschützkonstruktionen und in der Anlage des Angriffssystems, das dadurch wieder seine Linien erhielt.

Beselers Angriff bahnte sich von Süden und von Osten heran. Am 4. September wurde Dendermonde, das schon im Bereich der Antwerpener Befestigungen liegt, beschossen und genommen, und vier Tage darauf ergab sich Gent. Dann mußte Mecheln fallen. Nun begann am 28. September das Breschesschießen gegen den äußeren Ring im Netheabschnitt. Deutsche 21-Zentimeter-Mörser und 42-Zentimeter-Haubitzen und österreichisch-ungarische Motorbatterien gingen ans Werk; ihre Geschosse trafen auf zwölf Kilometer Entfernung, in einem sechs Kilometer hohen Bogen sausend, ihr Ziel sicher, zerbrachen alles, was Menschenhand geschaffen. Sie ebneten den Sturmkolonnen die Bahn. Die Forts Waelhem und Lierre, die Redouten Wavre St Catherine, Chemin de fer und Koningshoykt wurden zuerst genommen, dann die Forts Kessel und Broechem. In den ersten Oktobertagen war das alles geschehen. Die Eroberer, die über Gräben und Schutthaufen ins Innere der Wälle drangen, standen selbst im Staunen über die Zerstörungswut ihrer Geschosse. Im Chaos steckte da ein gepanzertes Geschütz; der Luftdruck hatte es wie einen Fußball durch die Luft geschleudert. Die Erdmassen und

Betonmauern waren zerbrochen wie irdene Töpfe, dicke Panzerplatten zersplittert wie ein Stück Holz. Eine Dynamomaschine, die an Betonblöcken verankert gewesen war, lag 150 Meter weit aus ihrem Turme herausgeworfen In die Wiesen waren Geschoßtrichter geschlagen, in denen ein ganzes Haus Platz gehabt hätte. In Wavre St. Catherine lagen alle zwölf Panzertürme in Scherben, ihre Kuppeln wie dünnes Blech zerbogen, losgerissen, weit fort geworfen. In den Innenraum sah man von oben hinein: ein sinnloses Gemengsel von Rädern und Röhren und Eisenbändern und Schutt. Und da drinnen hatten doch Menschen gesessen, die wußten, daß ein furchtbares Schicksal zu ihnen den Weg suchte, und sie hatten ausgehalten, jeder auf seinem Posten. Ein gefangener Kommandant erzählte, daß seine Leute unter dem Feuer so von Sinnen gekommen wären, daß sie weder aßen noch schliefen, sondern wie Wahnsinnige sich gebärdeten, weinten und lachten.

In der Stadt selbst waren inzwischen die Geschäfte geschlossen. Die Menschen gingen, als wäre ihnen die Kehle zugeschnürt. Endlose Wagenzüge brachten die Verwundeten herein. Mit einem Male sprang die Hoffnung wieder auf: „Die Deutschen sind in Frankreich geschlagen, Klucks Armee ist vernichtet; die Engländer kommen uns zu Hilfe!" Und wirklich erschien der Ritter selbst, Churchill. Er brachte drei Brigaden Marineinfanterie und Matrosen und eine Anzahl schwerer Schiffsgeschütze. Das Volk jauchzte ihm zu. Die Stadt gehörte von nun an den Engländern und mußte sich für sie opfern.

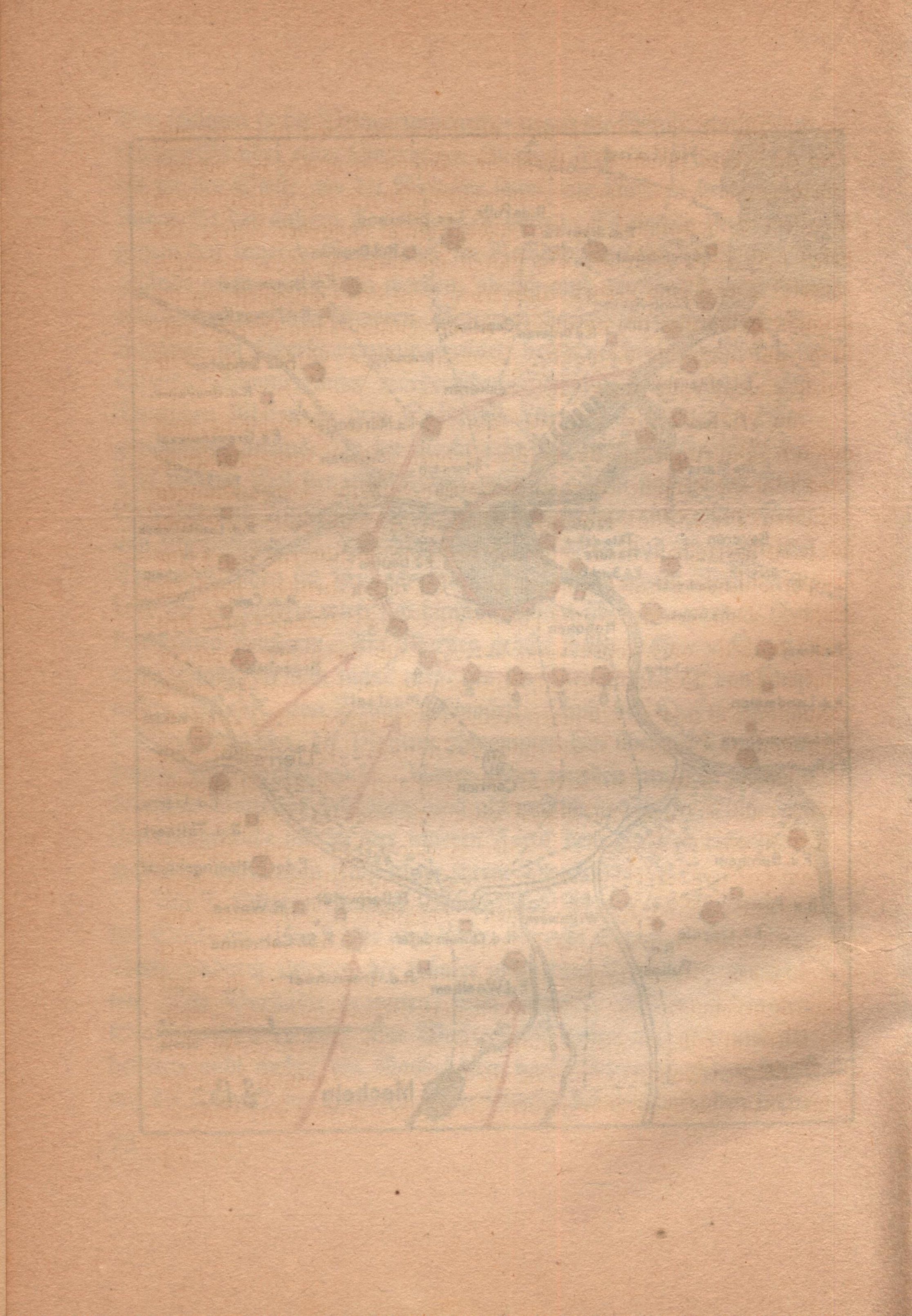
Der zweite Abschnitt der deutschen Belagerung war der Westseite zugewandt. Hier gingen die Truppen in der Nacht zum 5. Oktober bei Dendermonde über die Schelde auf einer Pontonbrücke, die die Pioniere unter dem feindlichen Feuer geschlagen hatten. Sie entrissen in einem verwegenen Angriff den Belgiern Berclaere, brachten ihre Geschütze über den Fluß und rückten gegen St. Nicolas. Dort konnten sie die Straße nach Antwerpen mit ihren Geschossen belegen.

Sie schützten so die Belagerungsarmee gegen die Gefahr eines Flankenangriffs oder einer Umgehung. Zugleich setzte der dritte Abschnitt ein an der Stelle, wo die Geschütze schon eine Lücke in der eisernen Zahnreihe der äußern Forts gerissen hatten. Es wurde der Kampf gegen den inneren Fortsgürtel im Netheabschnitt. Dies Zwischengelände mußte gewonnen werden, ob sich auch der Feind mit Feldverschanzungen und schweren Batterien daran klammerte und alle Zugänge im Überschwemmungsgebiet, besondes die Chausseen und Eisenbahndämme, unter mörderisches Schrapnellfeuer nahm. Die Deutschen fühlten in dem Städtchen Lierre den günstigsten Übergangspunkt heraus. In der Nacht zum 5. Oktober rücken sie heran. Der südliche Teil der Stadt wird gestürmt. Nun sind sie am Fluß. Gewehre und Maschinen schütten von drüben her eine wilde Saat von Geschossen aus. Die Pioniere mit Balken und Brettern und Tonnen preschen sich dennoch zum Uferrand und bauen Wasserstege. Und die Infanterie wirft sich hinüber, dringt über den zweiten, über den dritten Flußarm. Am Morgen gehört ihnen der ganze Ort, die arme Stadt, die nun nichts mehr als ein Steinhaufen ist, von Granaten zerklopft, von Brand geschwärzt. Auch bei Duffel sind sie hinübergekommen; die Pioniere schwammen hier über die Nethe und bauten eine Pontonbrücke. Immer näher wurden nun die schweren deutschen Batterien geschoben, und als endlich in zähester Mühe das Zwischengelände bis zu den inneren Forts dem Gegner entwunden war, lag Antwerpen selbst unter ihrem Druck.

Am 7. Oktober kündigte General von Beseler die Beschießung der Stadt an. Um 7 Uhr abends fiel der erste Schuß, und die ganze Nacht hindurch zitterten die Häuser unter dem Krachen der Granaten. Die Vorstädte brannten; auch dort und dort in der innern Stadt leuchtete es auf. Die Wasserwerke waren getroffen und arbeiteten nicht mehr; ein Gasbehälter barst, Zeppelinbomben fielen auf die Öltanks bei Hoboken. Der Qualm der auslaufenden bren-



Holland
R. de Pulte
F. de Ertbrand
F. de Stabrök
R. de Berendrecht
R. d. Capellen
F. de Brasschaet
F. de Blauwgaren
R. d. Mooge Kaart
F. Lillö
R. d'Orderen
Capellen
F. de Döl
Brassch
F. de Schooten
F. Liefkenshök
Eeckeren
R. d. Gravenw.
F. la Perle
F. St. Philippe
F. d. Merxem
Kanal
F. d. Gravenwezel
F. Ste Marie
Schooten
Merxem
nach Turnhout
Campino-Kanal
F. Jsab.
F. d. Calloo
R. d. Lindenhoek
Beveren
Tête de Flandre
F. de Oeleghem
F. d. Deurne
nach St. Nicolas
F. d. Burght
F. Zwyndrecht
R. du Canal
F. d. Gruibeke
Hoboken
F. de Broechem
F. d. Kraey
Cruibeke
R. d. Landmolen
Mortsel
F. d. Kessel
R. d. Lauwershoek
Schelde
Lierre
F. d. Rupelmonde
Contich
F. d. Lierre
Rupel
R. d. Tallaert
F. d. Bornhem
Nethe
F. de Koningshoyckt
R. d. Puers
F. d. Willebroek
R. Dorpveldt
R. Wavre
F. d. Liezele
R. d. Chemin de fer
F. St. Catherine
R. d. Pullaer
F. d. Waelhem
R. d. Greenstraat
Senne
Dyle
n. Dendermonde
Mecheln
0
5
10
Kilom.
E. B.



nenden Massen zog am Himmel, als ginge die Welt in Feuer auf. Bis zur Frühe fielen 420 Geschosse. Trotzdem wurde der deutsche Parlamentär um 10 Uhr morgens abgewiesen; so fest vertraute man in allem Entsetzen auf die energische Zusage englischer Hilfe. Es fielen noch 800 Schuß. Da waren die inneren Forts niedergekämpft. Der König verließ Antwerpen. In der Dunkelheit zog die belgische Feldarmee ab, nordwärts an der holländischen Grenze entlang, und auch die Engländer brachten sich in Sicherheit. Die garde civique entwaffnete sich.

Am Mittag des 9. Oktober schwiegen endlich die Geschütze, und auf den Wällen wehten die weißen Fahnen. Der Bürgermeister de Vos kam ins deutsche Lager nach Contich, um die Verhandlungen zu führen; der Militärgouverneur General de Guise hatte die Stadt sich selbst überlassen. Noch während des Parlamentierens zogen eine deutsche Infanteriebrigade und ein paar Batterien Artillerie durch die Stadt. Von den Kais aus schossen sie über die Schelde nach den Forts drüben; am nächsten Tage wurden auch die in die Übergabe eingeschlossen. Die Belagerung Antwerpens hat 12 Tage gedauert. Sewastopol ist nach 12 Monaten erobert, Straßburg nach 7 Wochen, Metz nach 9 Wochen, Paris nach 4 Monaten, Port Arthur nach 7 Monaten; in unserem Kriege fielen Przemysl nach 4½ Monaten, Kowno nach 20 Tagen, Nowo-Georgiewsk nach 10 Tagen.

Es ist am 10. Oktober. An den Straßenecken ist eine Proklamation Beselers angeschlagen; sie verbürgt den ruhigen Bewohnern ihr Eigentum. Noch sind die Läden niedergelassen. Die ersten verängstigten Bürger wagen sich hervor. Und dann klappt und klirrt der Zug der Sieger heran; alle Bajonette und Helme sind mit Blumen geschmückt. Ihr Tritt dröhnt vom Morgen bis zum Abend. Der General hält vor dem Palais Royal. Die Soldaten schlucken alle Müdigkeit hinunter; aufrecht mit siegesstolzer Haltung stampfen sie im Paradeschritt an ihm vorbei. Fackelschein umirrt das Schau-

spiel; er läßt die Waffen aufblitzen, rötet die frohen Gesichter unter den Helmen, er zuckt an den Häusern empor, wo hinter den geschlossenen Gardinen der Bürger lauscht und späht. Im ganzen Deutschen Reiche schwingen sich heute die Fahnen ....

Und dann in den nächsten Tagen schlenderten beschauliche Landwehrleute durch die Straßen, standen vor dem Hause Rubens', suchten seine Bilder in der Kathedrale, wandelten zum Museum Plantin und dann zum Kai, wo sonst der Weltfriede seine Waren zum Markte brachte. „Dort drüben liegt England", sagt einer. Und als sie sich wandten, sahen sie oben auf dem Dom die Fahne ihrer Heimat wehen. Und nun kam ihnen die große Stadt selbst fast wie eine deutsche vor. Welche Vergangenheit tat sich auf! Antwerpen ist die Erbin Brügges; aus dieser Toten siedelten die Kontore der Hansa im Jahre 1540 hierher über. Die Stadt überholte Venedig; ihre Börsengeschäfte und ihr Schiffsverkehr führten unsagbare Reichtümer heran. Hier zog der deutsche Kaiser Karl V. als Gast ein und lenkte sein Pferd mitten durch die unbändige Üppigkeit hindurch, die ihm hier mit der phantastischen Prunksucht und dem verschwenderischen Schaugepränge der sinnlichen Renaissancezeit ein nie gesehenes Fest bot. Die Stadt taumelte im Jubel, und der reiche Jean Daens warf großmütig den Schuldschein des Herrschers über drei Millionen Gulden ins Kaminfeuer. Mit Albas Regiment kamen frostige Zeiten, und 1648 sperrten die Holländer den Ausfluß der Schelde. Napoleons Wort war: „Antwerpen ist die Pistole gegen das Herz Englands." Er brachte der Stadt die Freiheit; aber die Revolution des Jahres 1830 schob ihr abermals einen Riegel vor und gab den Holländern die Mündung zurück. Erst 1863 lösten die Belgier den holländischen Schiffahrtszoll ab. Da hob die zweite Ära der Macht Antwerpens an. Aber diese Macht half deutscher Kaufmannsfleiß schaffen. Die deutsche Handelsflagge wurde schnell so kraftvoll, daß sie überall hier ebenbürtig neben der englischen

wehen konnte und über diese sich schwingen mochte. Der Tonnengehalt des deutschen Schiffsverkehrs stieg in dem einen Jahre 1913 um 400000 Tonnen, indes der englische um 200000 Tonnen zurückging. Antwerpens Aufstieg war deutscher Aufstieg. Der Franzose Mirbeau sagte: „Die Deutschen brauchen sich keine Mühe zu geben, die Forts zu erobern, um in Antwerpen hineinzukommen; sie sitzen ja schon drin.“ Über 7000 Schiffe fuhren in einem Jahre aus dem Hafen übers Meer und 44000 ins Binnenland. Antwerpen und Hamburg rangen auf dem Kontinent um den Preis.

Die belgische Regierung siedelte nach Frankreich über. Der Staat Belgien war tot, und die Sieger mußten die Anarchie durch eine neue Regierung ersetzen. Der Generalfeldmarschall von der Goltz übernahm die Zivil- und Militärverwaltung als Generalgouverneur; als er dann am 8. November ins Hauptquartier des Sultans ging, trat der General Freiherr von Bissing an seine Stelle. Jede Provinz erhielt einen Militär- und einen Zivilgouverneur; auch die Kommunalbehörden und die Kommunalverwaltung traten unter deutsche Aufsicht. Eine Kleinarbeit in großen Zügen war es, die Aufgabe eines geschickten Geistes, den Frieden im Kriege zu schaffen und aus Bruchstücken der Zertrümmerung schnell einen lebendigen Notorganismus zu bauen. Das Ministerium des Inneren, das Ministerium für Ackerbau und öffentliche Arbeiten, das Ministerium für Wissenschaften und Künste, das Justizministerium, das Finanzministerium und das Ministerium für Industrie und Arbeit nahmen durch die zurückgebliebenen Generalsekretäre unter deutscher Kontrolle ihren Betrieb wieder auf; die übrigen, das Ministerium für die auswärtigen Angelegenheiten, das Kriegsministerium, das Eisenbahnministerium, das Ministerium für Marine, Post und Telegraphie und das Kolonialministerium, wurden außer Tätigkeit gesetzt. Die Rechtsprechung, das Steuerwesen, die Polizei, die Kohlen- und Le-

bensmittelzufuhr, die Betriebe der wirtschaftlichen, gewerblichen, industriellen Anlagen, die Banken, die Bibliotheken, Archive, Schulen, die Presse und hundert andere Dinge mehr mußten durch gemeinsame Arbeit der Sieger und der Besiegten in lebendiger Wirkung erhalten werden.

„Ein Land, das einen Kant hervorgebracht hat, kann nur ein Land von Schurken sein", schrieb die Antwerpener „Métropole", und der „Matin" machte die grausige Entdeckung, daß auf Befehl des Deutschen Kaisers beim Kirchenglockenläuten belgische Priester als Klöppel eingehängt wurden. Nun, auf den Straßen standen behaglich die bärtigen Landstürmer inmitten der flämischen Männer und Frauen und plauderten in ihrem Platt, und der eine hatte ein Kind auf dem Arm und streichelte es und dachte an seinen eigenen Jungen daheim, und die Eltern lachten gutmütig dazu. Die Läden öffneten sich, die Straßen füllten sich wieder mit friedlichem Leben. Neues wuchs aus dem Zerstörten. Durch die englische Schreckensherrschaft zur See wurde das Land mit Not und Teuerung bedroht. Es wäre das erste Opfer der englischen Aushungerungspolitik geworden, wenn es nicht dem Eintreten des spanischen und des amerikanischen Gesandten und der Großmut Deutschlands gelungen wäre, diese Gefahr zu beschwören. Die deutsche Regierung gab die Versicherung, daß die eingeführten Lebensmittel nicht für die Armee verwandt werden sollten. So wurde die Blockade gemildert, und es geschah, daß die Belgier, die nicht arbeiteten, köstliches Weißbrot verzehren konnten, indes die fleißige Bevölkerung in Deutschland sich mit hartem Kriegsbrot nähren mußte. Deutsche Ärzte halfen in den Spitälern, deutsche Lehrer in den Schulen. Und das deutsche Gouvernement führte zum ersten Male das Gesetz über die allgemeine Schulpflicht im Lande durch. Die Arbeitslosen fanden Arbeit, und den Armen wurde von den deutschen Offizieren in vielen Orten ein billiger Mittagstisch geboten, an dem sie für 35 Pfennig Suppe, Gemüse, Fleisch und

Kartoffeln speisten. Im Juli 1915 konnten die Belgier in ihrer eigenen Zeitung „Belgique" und aus ihrem eigenen Volke das Bekenntnis lesen: „Schwere Straftaten sind fast ganz aus den Verhandlungen im Gerichtspalaste verschwunden .... Das ist die Folge der fortschreitenden Organisierung aller Dienstzweige, der Wiederherstellung der Ordnung und der Anwendung einer notwendigen, aber nirgends übertriebenen Strenge." In London tagte eine Kommission englischer Baumeister und zerbrach sich den Kopf über den Aufbau der belgischen Städte. Die Deutschen sprachen wenig, aber sie schafften. Alles Geschrei über die Zerstörungswut war Lügenlärm gewesen. Gewiß hatten die Geschosse, belgische sowohl wie deutsche, vor den zierlichen gotischen Fialen und Wimpergen ihren Lauf nicht gehemmt, aber unersetzliche Werte flandrischer und brabantischer Kunst waren nicht vernichtet. Und was nun unter deutsche gelehrte Sorge gestellt wurde, das war gut versorgt. Aus der deutschen Heimat kam auch die heitere Kunst herüber ins Feldlager; und die war besser als die, die bisher die Belgier begnadet hatte. Das Berliner Philharmonische Orchester unter Felix Weingartner brachte die köstlichste deutsche Musik, deutsche Schauspieler führten Goethes „Iphigenie" und Lessings „Minna von Barnhelm" auf, und deutsche Gelehrte sprachen in der Brüsseler Galerie über flämische Malerei.

Um eine große Festung mit einem geschlossenen Ringe zu umfassen, bedarf es einer starken, dehnbaren Belagerungsarmee; dann lohnt aber auch der Fall mit der Gefangennahme der ganzen Besatzung. So schloß im Jahre 1870 Prinz Friedrich Karl Metz ein und so General von Beseler später 1915 Nowo-Georgiewsk. Die geringe Zahl der Truppen jedoch, die gegen Antwerpen verfügbar gewesen war, hatte die Festung von einem Punkte der Peripherie aus im Sturm niederzwingen müssen, zumal die Gesamtlage der großen deutschen Front in Frankreich einen raschen Erfolg verlangte. Dabei

mußte man auf ein Entkommen feindlicher Truppenmassen gefaßt sein. Sie flüchteten über St. Nicolas und Salzaete nach Brügge und weiter nach Ostende und darüber hinaus. Schnell warfen sich deutsche Abteilungen von Dendermonde aus gegen St. Nicolas ihnen in die Flanke und fegten mit Schrapnellen jede Ordnung durcheinander. Viele der Überfallenen retteten sich über die holländische Grenze; wohl 40000 wurden dort entwaffnet.

Die Beselersche Armee wurde zu neuen Aufgaben in einen Zusammenhang mit der großen Front in Frankreich gebracht; sie schob sich als rechter deutscher Flügel an und füllte die Lücke vom Lysfluß nördlich von Lille bis zum Meer hin aus. Die belgischen Resttruppen verschmolzen dort mit den Engländern und Franzosen und mit deren indischen und afrikanischen Hilfsvölkern.

Am 11. Oktober zogen die Deutschen in Gent ein, am 14. in Brügge, am 15. in Ostende. Wie war das Ferne den Soldaten nun so nahe gerückt. Auf der Strandpromenade standen sie, und es waren viele von ihnen, die zum ersten Male das Meer sahen. Dann suchten sie im Sande Muscheln für ihre Kinder daheim.

In den Dünen wurde eilig Verschanzung neben Verschanzung gegraben, von Ostende an über alle die hübschen Badeorte Wenduyne, Blankenberghe, Heyst, Knocke hin bis zur holländischen Grenze. Da lagen die deutschen Batterien und feuerten, wenn die englischen Kriegsschiffe und Flußmonitore am Horizonte aufstiegen, um mit einer Kanonade in den Landkampf einzugreifen. Sie deckten auch den Hafen Zeebrügge dort, wo der Schiffahrtskanal von Brügge mündet und der lange Steindamm so weit ins Meer greift. Hier mußte die Sicherung sein, wenn einmal die deutsche Marine die Straße von Calais bedrohen wollte.

Aus dem Gegenstoß gegen die belgisch-englisch-französische Offensive entwickelten sich seit dem 16. Oktober die Kämpfe am Yserkanal.

Der geht von der Stadt Commines am Lysflusse aus nordwärts zunächst bis Ypern. Die Strecke ist 12 Kilometer lang, und von hier aus sind es 20 Kilometer nach Dixmuiden. Da erreicht er die Yser und folgt nun ihrem Laufe noch 20 Kilometer weit bis Nieuport. Diese Strecke brachten die Deutschen am 24. Oktober in ihre Hand. Hinter dem Kanal lagen die Gegner in ihren Verschanzungen und wichen und wankten nicht. Drei Tage rangen unsere Soldaten um jeden Schritt im Hagel des Gewehr- und Maschinenfeuers. Der Boden war von Granaten durchwühlt. Da verstummte plötzlich die deutsche Artillerie, und man hörte das anschwellende Hurra des siegreichen Bajonettsturmes. Die feindlichen Schrapnelle zogen Flammenstränge am Nachthimmel. Über dem brennenden Dixmuiden bäumten sich Rauchwolken und Feuerzungen. Die Stadt selbst gewannen die Deutschen am 11. November, da war sie kaum mehr als ein Haufen von Mauerstücken. Ypern blieb den Feinden. Dieser Name und die Namen von zahllosen Dörfern und Weilern hier sind eingedrückt in das Andenken des grausigsten aber auch feierlichsten Kapitels des ganzen Krieges.

In dem furchtbaren Nahkampfe riefen die Gegner das Wasser zu Hilfe. Es ist immer ein altes, gefährliches Kampfmittel der Niederländer gewesen. Am 1. November stachen sie Rinnen durch die hohen Dämme der Yser, zerstörten die Schleusen bei Nieuport und leiteten die salzige Flut weithin über die tiefen, von unzähligen Entwässerungsadern durchfurchten Marschen, die nur ein Dünenwall vom Meere scheidet, bis nach Ypern. Die Wogen griffen wieder nach ihrem Eigentum, das ihnen der Mensch jahrhundertelang entwendet hatte. Das Wasser rollte nicht mit brausendem Sturz heran, leise stieg es aus der Erde auf, es kroch den Soldaten unter die Sohlen, schlich in ihre Unterstände und verschlämmte alle ihre Werke. Stunde für Stunde wuchs es, eisig und schweigsam, bis es über den Rand der Gräben griff. Dann war das große, trübe, graue Unheil

da, überall. Nur die Wege sahen hervor, schmale Dämme und hier und dort Häusertrümmer mit durchlöchertem Fachwerk und mit zerrütteltem Dachwerk, Gartenzäune und in langen Doppelreihen die Trauerzüge hochstämmiger, entlaubter, unterm Seewind schiefgestellter Ulmen. Eine trostlose Schwermut des Himmels und der Erde. Als hätte das ganze Land Schiffbruch gelitten, trieben Hausgerät, Fässer, Balken, Betten langsam, ziellos dahin; und dazwischen unförmliche dunkle Klumpen, tote Menschen, denen kein Kamerad das Grab grub. Mit knapper Not retteten sich die Deutschen aus der Flut; auf Notstegen, die die Pioniere schlugen, brachten sie ihre Geschütze zurück .... In dieser unsäglichen Verlassenheit der Natur lauerten nun die Menschen, und bei ihnen saß der Tod. Da pfiffen aus unheimlicher Nähe die Gewehrschüsse, da zerhackten die Granaten jeden Baum und jeden Turm und jeden Giebel. Geduckt suchten die Vorposten ihren trübseligen, gefährlichen Weg, und in der Nacht stiegen die steilen Leuchtkugeln auf. Kamen am Morgen die roten Wolken, so hatten sie ihre Farbe aus dem Blut der deutschen Söhne und ihr Wasser aus den Tränen der Mütter gesogen[1]).

Der deutsche Feldzug in Belgien wird immerdar denkwürdig bleiben als der erste Akt des großen Weltkrieges; aber ist er nicht mehr als das? Ist er nicht ein ganzes, in sich geschlossenes Heldenlied? Ein Friedensvolk, dem die Friedensarbeit von hämischen Neidern zerbrochen wird, springt auf. Es fällt mit unverbrauchter Jugendkraft über die Störer her und zertritt sie mit eisernen Sohlen. Aber in der Kraft sitzen auch ein kluger Geist und Zucht und Ordnung und alle jene Tugenden, die aus der Vernichtung Neues schaffen ....

Alles Große wächst auf Leid und Heldenopfern. In Namur haben deutsche Baumeister und Bildhauer den Toten eine Gedächtnis-

[1]) Diese Kämpfe werden in einem späteren Kapitel im Zusammenhang mit den allgemeinen Kämpfen an der Westfront behandelt werden.

halle aus Quaderstein gebaut. Am Fries über den Säulen blicken vier Kriegermasken: Das trotzige Stürmen, das tapfere Schmerz-dulden, das kühne Streben, das siegesfrohe Jauchzen. „Was sie erlitten, was sie erstritten, sei unvergeßlich!" sagt die Inschrift, und ungeschrieben spricht dasselbe Wort überall in dem belgischen Lande, wo unter stillen hölzernen Kreuzen und treuen Blumen die Jugend Deutschlands in frühen Gräbern liegt. Die ersten Opfer, vom ersten Blitz getroffen. Sie sahen nicht, wie ihr Reich sich königlich über die Welt von Feinden hob; sie hörten nicht, wie die hellen Glocken des Vaterlandes den Siegesjubel begannen, auf ihren Röcken schimmerte kein eisernes Kreuz; kein Gruß, keine Spende ist aus der Heimat zu ihnen gekommen ....

Die Ersten, fast im Frieden
vor unseres Hauses Schwelle
vom Vaterland geschieden,
von Luft und Sonnenhelle,

die kaum zur Wehr gegriffen
beim ersten Hörnerschallen,
die kaum das Schwert geschliffen,
die – vor der Zeit gefallen ....

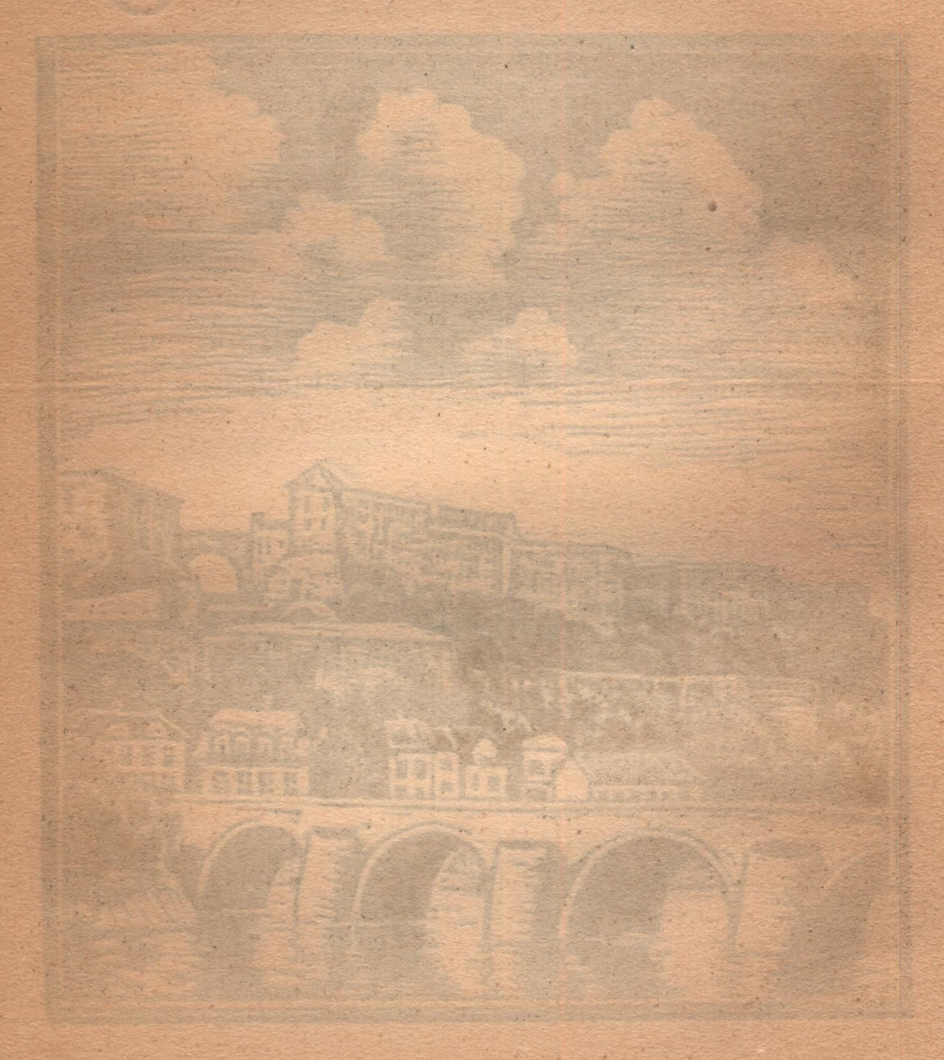
Des Kampfes erste Boten,
des Rechtes erste Zeugen.
Und müßt ihr vor den Toten
das Haupt zur Erde beugen,

und müßt ihr ihnen allen
des Dankes Lohn gewähren --
Die Ersten, die gefallen,
stehn tausendfach in Ehren.

(R. A. Schröder.)

Frankreich u. England im Kriege





Frankreich und England im Kriege

Frankreich ist eine Republik, aber es hat keine Republikaner mehr, das souveräne Volk hat sich mit dem Lächeln der Unmündigen in den Willen politischer Abenteurer und spekulativer Großkapitalisten ergeben. Es rühmt sich seiner verbrieften Bürgerrechte und lebt von der Gnade einer Presse, die Lüge ist und Lügen zeugt. Das belgische Archiv ist die Richtstätte der nationalistischen, militaristischen und chauvinistischen Treibereien Poincarés, Delcassés und Millerands. Daß diese drei gemeinsam mit dem englischen Minister Grey den Krieg durchaus planmäßig gesät haben, darin sind alle belgischen Gesandten eines Sinnes – Lalaing in London, Guillaume in Paris, Greindl und Beyens in Berlin.

„Die französische Anmaßung wird wieder ebensogroß wie in den schlimmsten Tagen des zweiten Kaiserreichs, und die entente cordiale ist hieran schuld. Sie ist sogar um einige Grad gestiegen, seitdem die Verhandlungen zwischen London und Petersburg, denen Frankreich zweifellos nicht fern gestanden hat, zu einem Bündnis zu führen scheinen."

So schrieb Baron Greindl 1906; und 1913 ergänzte er:

„Die Lasten der Einführung der dreijährigen Dienstpflicht werden so ungeheuer sein, daß Frankreich entweder wieder darauf verzichten oder in kürzester Zeit einen Krieg führen muß; für die, die das Volk in diese Lage gebracht haben, wird es eine schwere Verantwortung sein."

Frankreich ist nicht das Land der Vernunftschlüsse, sondern des Pathos, nicht der sachlichen Konstruktion, sondern der Dekoration,

nicht der Tat, sondern des Getues. In Friedenstagen gibt das manchen liebenswürdigen Reiz, im Ernst des Krieges wird es zur Grimasse. In der Kammersitzung am 22. Dezember 1914 rief der Kammerpräsident Deschanel: „Niemals ist Frankreich größer gewesen als in dieser heiligen Stunde. Niemals und in keinem Lande hätte man einen prachtvolleren Ausbruch patriotischer Tugenden wahrnehmen können. Frankreich verteidigt nicht bloß sein Leben, sein Land und seine geheiligten Erinnerungen, sondern es kämpft auch für die Unabhängigkeit Europas, für die menschliche Freiheit."

Freiheit, dies Wort ist in Paris billiger als in Athen die Eulen waren. „Ihr kämpft für die Freiheit der Welt!" rufen auch die französischen Generäle ihren Soldaten zu, aber dabei halten sie die Unfreien in dem Wahn, daß die verbündeten Russen in Berlin und Wien stehen, daß Gallipoli erobert und Triest italienisch ist.

Ein berühmter französischer Gelehrter begann einst sein Buch über die Chemie mit den Worten: „La chimie est une science française." Die Welt lacht über diese Überhebung, und doch – wir können es nicht leugnen – die nationale Eitelkeit und der unkritische Optimismus sind die Rasseneigenschaften, die in der Stunde der Gefahr alle Parteien und Stände zu einem Ganzen vereinen und zu einer selbstvergessenen, heroisch aufwallenden Hingabe an das über alles geliebte Vaterland hinreißen. „Tout va bien" sagen sie lächelnd inmitten aller Niederlagen; und haben sie einmal irgendwo im Kampfe zehn Meter deutschen Schützengrabens genommen, so fabeln sie schon von einem Marsche à Berlin.

Viviani erklärte, daß Frankreich die Waffen erst niederlegen würde, wenn „der preußische Militarismus" gebrochen wäre. Warum spricht man nicht von einem französischen Militarismus? Die Idee der allgemeinen Wehrpflicht ist in Frankreich noch folgerichtiger durchgebildet als in Deutschland, denn obwohl das Land nur 39 Millionen Einwohner unsern 68 Millionen entgegensetzen kann, kommt doch die

Friedensstärke seiner Armee der deutschen fast gleich. Diese Friedensstärke betrug 762000, ohne die Kolonialtruppen. Sie wuchs schnell im Kriege durch die Reserveformationen auf 1520000. Dann wurden sofort die sogenannten Territorialtruppen mobil gemacht, jene Mannschaften, die das fünfzehnte Dienstjahr hinter sich haben, also unserer Landwehr fast gleich kommen. So konnte das Land mit Ausnutzung aller Kraft in den ersten Wochen vierundeinhalb Millionen Soldaten stellen. Dabei waren die jüngsten Rekruten noch nicht mitgerechnet. Die Uniform der Infanterie war im wesentlichen der blaugraue mantelartige Feldrock, die vareuse, mit roter Hose und rotem Käppi; die Kavallerie trug die hellblaue oder dunkelblaue tunique mit Tschako oder Stahlhelm. Erst im Laufe des Krieges selbst begann man die zu bunte Uniform durch eine taubengraue zu ersetzen. Die französische Artillerie galt für besonders gut, die Fliegerabteilungen arbeiteten kühn und geschickt; die Maschinengewehre aber zeigten sich den deutschen nicht gleichwertig.

Eine Stütze des französischen Selbstvertrauens waren die Festungen, die sie nach 1871 als einen undurchbrechbaren eisernen Wall gegen die deutsche Nachbarschaft gebaut hatten. Mit ihren Einzeichnungen sah die Landkarte hier wie eine Sternenkarte aus. Paris selbst ist ein ungeheuerliches verschanztes Militärlager, doppelt von Forts behütet. Dann stehen als gepanzerte Wächter davor zu vieren die Städte Peronne, La Fère, Laon, Reims, und zu dreien Langres, Dijon, Besançon; und wieder vor diesen in langer, starrer Front Dünkirchen, St. Omer, Aire, Lille, Maubeuge, Givet, Mézières, Montmedy, Longwy, Verdun, Toul, Epinal, Belfort, Montbéliard. Unter diesen sind Maubeuge, Verdun, Toul, Epinal und Belfort die festesten. Zwischen Mézières und Verdun und dann zwischen Toul und Epinal ist eine Einfallslücke offen gelassen. An alle diese Festungen haken sich aber nun noch überall Sperrforts ein, die mit ihren schweren Geschützen jedes Tal, jede Bahn, jeden Übergang

unter Feuer halten, so vor allen Hirson und Rocroy zwischen Maubeuge und Mézières, Les Ayvelles bei Mézières, Camp des Romains zwischen Verdun und Toul, Manonvillers östlich von Lunéville und andere. Auf einem dieser Forts war es, daß im Jahre 1912 der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch als gefeierter Gast der französischen Republik mit vorempfindender Siegesfreude nach der deutschen Grenze hinüberschaute, indes seiner Gemahlin beim Anblick der Kathedrale von Metz, wie die französischen Zeitungen schrieben, die Tränen in die Augen traten. Das französische Befestigungswerk ist mit verschwenderischem Aufwand ausgeführt; es erinnert an die Kolossalbauten des Orients, an die chinesische Mauer; aber mit dieser und den anderen Massenkonstruktionen teilt es auch das Schicksal, daß ein gesteigerter Schutz sich schnell abnutzt vor einem gesteigerten Trutz. Nur die Ruinen sind ewig.

Einem Mangel an Selbstzucht, der den Romanen eigen ist, entsprangen die Schäden der französischen Heeresverwaltung, die der Krieg im Jahre 1914 ebenso hervorkehrte wie der vom Jahre 1870: Umständlichkeiten, Unübersichtlichkeiten, Unfertigkeiten, Unehrlichkeiten. Die Monate glichen vieles aus, aber das Sanitätswesen der Armee blieb von einer beschämenden Liederlichkeit. Der Vorwurf ist um so gewichtiger, als schon die Friedensstatistik stets vorwurfsvolle Ziffern ergeben hatte. So hatte in der letzten Zusammenstellung im Jahre 1912 das französische Heer zweimal soviel Erkrankungen als das deutsche an Influenza, Diphtherie, Genickstarre, fünfmal mehr an Scharlach, sechsmal mehr an Typhus, sechszehnmal mehr an Dysenterie, einundzwanzigmal mehr an Masern.

Gewiß ist der französische piou-piou oder poilu ein braver, beherzter Soldat; aber aus den Tagebüchern ihrer gefangenen Offiziere klingt doch sehr oft die Klage über den Mangel straffer Manneszucht und über die Lust am Plündern, sinnlosen Zerstören und Verwüsten im eigenen Lande. Und dann bestätigt sich wieder jener sinnliche Trieb

zur Grausamkeit, der der lateinischen Rasse innewohnt. Die Beifügung der farbigen Franzosen, der Senegalesen, Turkos, Marokkaner zersetzt das moralische Gefüge der Armee noch mehr. Diese grauenhaften Halbtiere widerlichen Geruchs traten den ehrlichen Kampfesgrimm in einen schmutzigen Blutschlamm. Nicht was deutsche Soldaten in der Empörung ihres menschlichen Gefühls über solche Gegnerschaft empfanden, sondern das, was Fremde gewahrten, möge hier zum Zeugnis stehen. Ein spanischer Kriegsberichterstatter sah auf einer Station einen Soldatenzug, an dessen Wagenwänden die Turkos und Senegalesen die Ohren und Hände der getöteten Feinde angenagelt hatten. Und ein französischer Offizier notierte, daß er einen Marokkaner traf, der die Beute von 16 Ohren in seinem Brotbeutel untergebracht hatte, und einen anderen, der einen abgeschnittenen Kopf bei sich trug.

Wer in deutschen Soldatenbriefen gelesen hat und dann nach französischen greift, fühlt den Abstand zweier Volkskulturen und Volkscharaktere. Dort sind Worte und Inhalt kraftvoll, ursprünglich, lebendig aufwachsend mit frischem Eigenen, hier schmückt sich glatte, lächelnde Zärtlichkeit immer noch mit einer verbrauchten, jahrhundertealten Phraseologie. Keinem deutschen Soldaten fällt es ein, seinen Gegner mit Schimpfworten zu entwürdigen; den französischen Soldaten aber, den Gemeinen und Offizieren, ist das eine Gewohnheit. In der Tasche eines gefallenen französischen Dragoners fanden sich Briefe seiner Braut, „Hast du schon den Vorzug gehabt, einige Deutsche zu töten?" fragt sie und noch einmal: „Hattest du schon das Vergnügen, den Säbel etlichen dieser gemeinen Deutschen in den Rücken zu stoßen?"

Auf den Gassen der französischen Soldatenlager klingt kein Volkslied und kein Schwertgesang, aber alberne Couplets und blutschwelgende Drohlieder der niedrigsten Wertung. Die Kriegsliteratur und Kriegsillustration zeigen dasselbe Empfinden, das sich zur Roheit ver-

irrte Französische Schulhefte tragen einen gedruckten Umschlag mit diesem Bilde: Eine Elsässerin schießt, gedeckt durch einen Kirchhofsstein, auf vorbeireitende deutsche Offiziere. Und diese Verhetzung, dieser Aufruf der niedrigsten Instinkte geht durch die ganze würdelose Presse. Alle Tage wird den Lesern in Wort und Bild erzählt, wie deutsche Prinzen Juwelen und seidene Unterröcke für ihre Frauen stehlen, wie Kaiser Wilhelm Kinderblut trinkt oder andern Kindern die Hände abhackt, deutsche Krankenschwestern französischen Gefangenen die Augen ausstechen, deutsche Landwehrleute wehrlose Frauen und Geistliche morden oder eine Kinderleiche auf die Helmspitze gespießt haben. Das Narrenspiel blödsinniger Federhelden wird zum bewußten Betrug und Verbrechen.

Das Wort Ehre führt der Franzose gern im Munde, aber das Ehrenwort ist ihm kein Heiligtum. Der Oberst Thibaudin, der 1870 seinen Eid brach und aus der deutschen Gefangenschaft floh, wurde später französischer Kriegsminister; und als in diesem Kriege ein gefangener französischer Offizier trotz seiner parole d'honneur entwich, dankte ihm der Minister Millerand und begrüßte ihn mit einer Umarmung.

Der Krieg setzte für die Franzosen mit einem Schlage ein, der ihre Volkswirtschaft sehr wuchtig traf; der deutsche Angriff nahm ihnen das beste Stück ihres Industriegebietes weg. Und nun zeigte die Not, daß dem französischen Großgewerbe die geschäftliche Gewandtheit und geistige Wachsamkeit fehlte, sich schnell umzuformen und anzupassen. Die Handelsverluste beliefen sich schon im Jahre 1914 auf 4127826000 Francs.

Und nun zu England. Die ehrenwerte Maske, die Britannien aufsetzte, als es den Krieg begann, hält kein vernünftiger Mensch mehr auf der weiten Erde heute für echt. Damit das englische Herrentum in der Welt unerschüttert bliebe, sollten die Völker sich opfern. Es wurde in Wahrheit ein englischer Krieg. „Wenn heute Deutschland

vernichtet wird, gibt es morgen keinen Engländer, der nicht um so-undso viel reicher geworden wäre" – das war die Erkenntnis und die Vernunft des Handelns. Seine Taten haben England verraten, und wem Urkunden genügen, der findet sie in dem belgischen Staats-archiv. In Bruchstücken klang auch im Lande selbst bisweilen die Wahrheit. Der Direktor der Etonschule predigte über das Thema „Pharisäer und Zöllner": „Wir Engländer als Nation sind die Pharisäer und schlagen an unsere Brust und danken Gott, daß wir nicht so sind wie jene Deutsche. Trug nicht unsere Begehrlichkeit zum Kriegsausbruche bei? Haben wir nicht Deutschland eingekreist mit Methoden, die wir bei keinem anderen Volke rechtfertigen würden?" Und ehrlich sprach auch Ramsay Macdonald: „Die Abmachungen des Dreiverbandes und nicht der Angriff der Deutschen auf Belgien waren es, die uns in den Krieg gezwungen haben." Und Bernhard Shaw:

> „Grey hat uns insgeheim verpflichtet, Frankreich gegen Deutschland zu unterstützen; unsere Diplomatie entschied, daß wir am Kriege teilnehmen müßten; sie verabredete alle militärischen Pläne und Vorbereitungen mit der französischen Diplomatie; sie leugnete auch das geheime Abkommen ab; sie log gewissermaßen technisch; das Volk wurde mit verhüllten Augen den Kanonen entgegengeführt; die Verletzung der Neutralität Belgiens hat nichts, gar nichts mit Englands Eingreifen zu tun."

Das ist sachlich und aufrichtig; aber die Zeitungen schwelgten weiter im Rausch der Phrase. So schreibt die eine am 19. Juli 1915: „England kämpft ritterlich für die kleinen Staaten; es opfert das Blut in Tausenden und das Geld in Millionen für ein Ideal. In allem Lärm und Geschrei widerstreitender Interessen und selbstsüch-tiger Zwietracht berührt die gänzliche Selbstlosigkeit Englands wie ein frischer Hauch; sie hebt uns auf eine sittliche Höhe, die einzu-

nehmen wir uns vor ein oder zwei Jahren nicht hätten träumen lassen .... Cicero und Cäsar würden eine Politik so unbestreitbarer Nächstenliebe nicht verstanden haben!"

Englands Größe zeigte sich im Frieden, der Krieg offenbarte seine Schwäche. Götter sollen nicht zur Erde herabsteigen; die Distanz ist das Geheimnis ihrer Größe. England wußte nicht, was ein Krieg war, und deshalb hat er es bis ins innerste Gefüge seiner Volkskraft getroffen. Alle früheren Feldzüge waren Expeditionen gewesen, die das Leben wohl interessierten, aber nicht störten; nun war der erste Krieg. Und England verrechnete sich nicht nur in seinem Werte, sondern auch in dem seiner Bundesgenossen, und vor allem — es kannte seine Gegner nicht. Es hatte nur wie ein Kaufmann gewogen, dem seelische Mächte nichts bedeuten. Der Ingrimm, mit dem es zur Erkenntnis des Rechenfehlers kam, ließ das Gefühl alter Ehrenhaftigkeit zerfließen und zu Waffen greifen, die nur der Unedle wählt. „Das ist nicht mehr das England, wie wir es in der Jugend kannten", schrieb ein Engländer selbst in wehmütiger Betrachtung.

In den anderen Ländern reinigte der Krieg das Land, ging die Zahl der Verbrechen zurück; in England wuchs sie. Was die Volksmenge im Mai in London und Liverpool beim Überfall der deutschen Läden tagelang in roher Wut verübte, steht in keinem Falle hinter einem russischen Pogrom zurück; „es hat unserm Ansehen vor der Welt mehr geschadet als der Untergang der Lusitania" klagten die „Daily News". Aber die Masseninstinkte griffen von der Straße in die Salons hinauf. Es kam doch vor, daß im Unterhause ein Redner, der die Kriegsuniform trug, erklärte: „Jeder Krieg bedeutet Metzeln und Mord; man kann ihn nicht gesittet und anständig machen." Und es wiederholten sich in der britischen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts die Erzählungen aus dunkler, gewalttätiger Borgiazeit, da bezahlter politischer Meuchelmord den Unbequemen aus dem Wege schaffte. Durch den Mißbrauch der neutralen Flaggen

hat die britische Marine den Franktireurkrieg auf den Ozean übertragen. Und unter allen unedlen Kampfmitteln gibt es keins, das die Engländer nicht gebraucht haben.

Engländer sowenig wie Franzosen haben eine vertiefte Auffassung der menschlichen Kultur; Buckle und Guizot gebrauchen in dem Titel ihrer großen Geschichtswerke die Bezeichnung Zivilisation; und das rein Oberflächliche, das für unsere Auffassung in diesem Wort liegt, scheint jenen Völkern gerade zum Wesentlichen geworden zu sein. Es würde sich ein häßliches Bild englischer Zucht und Gesittung ergeben, wenn wir es aus den Dokumenten zusammensetzten, die zu uns dringen, aus jenem unsäglichen Schmutz der Postkarten, den sie auf den Gegner werfen, aus den schwachsinnigen Theaterstücken, in denen sie den Feind kindisch erniedrigen und sich selbst dummstolz erhöhen, aus den Schandschriften über die deutschen Greuel, in denen sie die Lüge mit amtlichem Stempel bekräftigen. Den hohen Stand britischer Schmach bezeichnete es, wenn englische Unternehmer in Südafrika herumzogen und ihre Deutschenhetze damit würzten, daß sie vierzig verstümmelte Belgier präparierten und sie als Opfer deutscher Grausamkeit zur Schau stellten. Wer sich mit Lügen speist, kann keine Wahrheit mehr vertragen. Sven Hedin schrieb sein bekanntes Buch, um die Verleumdungen der Gegner Deutschlands auszurotten; „man kann doch wohl", sagt er darin, „von dem englischen Volke, das auf der Höhe der Kultur stehen will, mindestens das verlangen, daß es den Deutschen nicht Verbrechen vorwirft, die sie nie begangen haben; deutsche Proteste gegen die Beschuldigungen der feindlichen Zeitungen nützten natürlich nichts; vielleicht glaubt man nun mir, wenn ich vor Gott beteuere, daß ich keine Zeile niederschreibe, die nicht Wahrheit ist, und nichts anderes schildere, als was ich mit eigenen Augen gesehen habe". Da strichen die Engländer den Forscher und Gelehrten, den sie einst verehrten, aus den Listen der akademischen und geographischen Vereine, und

ein amtliches Telegramm kündete an, daß er als „Feind Seiner Großbritannischen Majestät" zu betrachten sei.

Unser Kaiser sprach zu dem Vertreter einer neutralen Macht: „Wenn bei einem Wettrennen nach und nach alle schwächeren Konkurrenten ausscheiden und es ringen nur noch die zwei stärksten Pferde um den Sieg – haben Sie es da schon einmal gesehen, daß der Jockei des Pferdes, das nachzulassen droht, mit der Peitsche nach dem Jockei des anderen Pferdes schlägt, das ehrgeiziger und besser bei Kräften ist? Warum schlägt England nach uns? Warum schlägt es nicht auf seinen faulwerdenden Gaul?"

Als England den Krieg heraufbeschwor, war es kriegsfremd. Man hörte überall in London: „Es wird ein ganz kurzer Krieg werden; in vierzehn Tagen sind wir fertig. Wir haben die Schiffe, wir haben das Geld. Wir werden alle übrigen europäischen Staaten kaufen. Poor Germany. Wir triumphieren über seinem Leichnam." Die Engländer glaubten, ihren Anteil am Festlandskriege mit sechs Divisionen bestreiten zu können; sie mußten die Summe bald vervierfachen. Im Juli 1915 gab Lord Landsdowne die Stärke auf 22 oder 23 Divisionen an; und im Anfang des September schätzte der „Berner Bund" die Stärke der englischen Armee in Flandern auf 800000 Mann.

Eine dämonische Überraschung wurden die Verluste in den Schlachten. Der Krimkrieg hatte 12849 Menschen gefordert, der Burenkrieg 38542, der Weltkrieg hat ihnen nach ihren eigenen Angaben bis zum August 1915 381923 Tote, Verwundete, Vermißte genommen.

Das erste Expeditionskorps, das im August und September landete, bestand aus drei Armeekorps, jedes zu zwei Divisionen, jede Division zu zwölf Infanteriebataillonen, drei Kavallerieregimentern, vier reitenden und neunzehn Feldbatterien und einer Haubitzenbatterie.

Außerdem war noch eine Kavalleriedivision zugeteilt. Es mochten im ganzen 100000 Mann sein. Das war schon weit mehr als die Hälfte ihrer gesamten Feldarmee, die nur 160000 zählte. Die „Times" nahmen freilich den Mund recht voll, als sie schrieben: „Auch nach Abzug der in Frankreich stehenden Kräfte haben wir genug Mannschaften, um allen Deutschen, die sich herüberwagen sollten, den Garaus zu machen." Das Kitchenersche Millionenheer, dem man im Mai eine Stärke von 2600000 Mann andichtete, ist wohl Fabel geblieben. Die sogenannte Territorialarmee, die sich durch freiwillige Meldungen zusammensetzt, sollte gesetzlich nur zur Verteidigung des Vaterlandes verwandt werden.

Als die Feldarmee in Boulogne, Dünkirchen und Ostende ans Land stieg, bewunderten die Franzosen die großen Gestalten ihrer Waffenbrüder in den khakifarbenen Uniformen und sahen mit Neid auf die vortreffliche Ausrüstung und Verpflegung des Zeltlagers, in dem selbst ein Platz für das Fußballspiel nicht fehlte. „Zu viel Marmelade, zu wenig Munition!" seufzte Asquith später im Parlament.

Die englischen Söldner haben sich als zähe, trefflich geschulte Infanteristen erwiesen; die ungeheueren Verluste an Offizieren und Mannschaften zeugen für ihre Bravour. Aber wem der Krieg zum Handwerk und zur Gewohnheit wird, dem erhärtet sich die milde Menschlichkeit zu brutaler Roheit. Diesen abstoßenden Zug hat das britische Soldatentum zu allen Zeiten getragen. Wir kennen aus Edward Burkes offenherzigen Enthüllungen im Parlament vom Jahre 1795 die Schändlichkeiten, die Warren Hastings' Soldaten in Indien begingen; sie kommen in der Weltgeschichte nicht zum zweiten Male vor. Und der Burenpräsident Krüger hielt einst in Marseille eine Rede und gab dies Bekenntnis: „Im Laufe meines Lebens habe ich eine ziemliche Anzahl fast wilder Kaffernstämme zu bekämpfen gehabt; aber diese Kaffern waren weit davon entfernt, so barbarisch zu sein wie die Engländer, die die Farmen verbrennen und

Weiber und Kinder ins höchste Elend bringen, ohne ihnen einmal Obdach und Brot zu gewähren."

Das englische Offizierkorps zieht seine Kraft aus den besten Familien des Landes, aber den gemeinen Soldaten holen sich die Regimenter vom Wegrande der Gesellschaft, dort wo das Unkraut wächst. Der Bürgersmann, der Gelehrte, der Beamte wälzen die Vaterlandspflicht auf die Schultern der Wertlosen. Der Deutsche tritt unter die Waffen, weil er keine heiligere Pflicht kennt, und er muß die Art, wie die Engländer mit Zirkusreklamen ihre Helden engagieren, als eine Verschändung der edelsten Ehre empfinden. Die Häuserfronten Londons sind mit riesigen Werbeplakaten von oben bis unten beklebt; auf jeder Mauer, auf jedem Theater, jedem Hotel, jedem Omnibus und Auto guckt Kitchener und zeigt mit ausgestrecktem Finger auf den Betrachter: „Ich brauche dich!" Männer tragen die Werberufe auf dem Rücken und auf der Brust durch die Straßen; aus jedem Zeitungsblatt ruft es: „Are you five foot, Your King and country need you to day." Tommy Atkins wird gestreichelt, die Halbweltdamen küssen ihn, damit er für das Vaterland sterbe; aber wer in der bürgerlichen Gesellschaft etwas auf sich hält, rückt dennoch von ihm ab. Die Kaufleute kündigen ihren Angestellten, die Herren ihren Dienern, Köchen, Gärtnern den Dienst und schicken sie in die Werbebureaus; sie selbst bleiben zu Hause. Oder sie bilden in dem Lande der Freiheit Standesbataillone von Juristen, von Geistlichen, Architekten oder sogar Juden oder Sportsleuten, aber nur „aus dem Oberstand und Mittelstand". Die Etonschüler erließen einen Nachruf für einen Lehrer, der in der Front fiel: „Ein Etonlehrer ist gestorben fürs Vaterland und für uns. So etwas ist noch nie bisher geschehen; es setzt unseren vielen Ehren die Krone auf." Zu derselben Zeit hatten im deutschen Heere schon über 1200 akademische Lehrer den Heldentod gefunden. Nationale Siege wollen das Herzblut der Nation.

Und nun wurde es eine ironische Wendung der Geschichte: Das Volk, das die gesamte Menschheit zu einem Kreuzzuge gegen den deutschen Militarismus zusammengeschrien hatte, mußte erkennen, daß nur die allgemeine Wehrpflicht mit ihrer Opferfreudigkeit, ihrer Zucht und ihrer sittlichen Kraft die eiserne Grundfeste eines Staates der Zukunft sein kann.

„Unser improvisiertes Heer kostet uns mehr als alle Armeen, die Deutschland und Österreich an allen Fronten unterhalten", bekennt eine englische Zeitung, und Asquith verkündete Anfang Juni: „Die täglichen Kriegsausgaben des letzten Jahres betrugen anderthalb Millionen Pfund Sterling, aber es ist zu erwarten, daß sie auf drei Millionen Pfund steigen werden." Es kam bald die Zeit, da der Tagesbedarf auch mit dieser Summe, 60 Millionen Mark, nicht mehr zufrieden war; er forderte im August 80½ Millionen. Die englische Industrie, die so gerühmte, vermochte es nicht, sich in den Krieg hineinzufinden, und es war nun das Los einer kläglichen Hilflosigkeit, daß das Weltreich auf der ganzen Welt um Munition und anderen Kriegsbedarf schachern ging gegen einen Gegner, der, von aller Welt abgeschlossen, allein auf sich selbst in der Not angewiesen war. „So sicher wie der Herbstwind das Laub von den Bäumen weht, so sicher ist es, daß Deutschland durch den Aushungerungsplan vernichtet wird", so hatte Churchill einst beteuert, und heute ist in dem Lande, dem alle Wege der Zufuhr geöffnet stehen, das Brot um ein Viertel teuerer als bei uns, und die Fischpreise sind um 75 % gestiegen. Business as usual, die Geschäfte gehen im Kriege ruhig weiter, rühmte Lloyd George; er sprach die Unwahrheit; das englische Wirtschaftsleben wurde tief verwundet. „Mit silbernen Kugeln", prahlte er, „werden wir über die eisernen siegen." Aber der Geldsack, auf dem er saß, ist sehr klein geworden; gute Rechner schätzen Englands Kriegsschuld schon jetzt auf 26 Milliarden. Das Land, das der Bankier der Welt sein wollte, strengte sich gemeinsam mit

Frankreich an, eine Kriegsanleihe auf dem amerikanischen Geldmarkte unterzubringen. Es mußte die Beschämung empfinden, daß an der Newyorker Börse der Sterlingkurs so sank, daß das Disagio 7% betrug. Lord Haldane sprach ehrlich, als er im Oberhause jüngst die Zukunft deutete: „Nach dem Kriege werden wir ein ganz anderes, viel ärmeres Land sein."

Der Führer des englischen Landungskorps war der Feldmarschall John French; er hat seinen Kriegsruhm aus den Burenkämpfen heimgebracht. Der Generalissimus aber aller verbündeten Heere wurde Joseph Joffre. Er ist ein Südfranzose, aus den Niederpyrenäen, im Jahre 1852 geboren. Im Feldzuge gegen die afrikanischen Tuaregs begründete er seinen Ruf. Man betont, daß er kein politischer General ist – nur Soldat. Er liest keine Zeitungen, heißt es, und die öffentliche Meinung schert ihn gar nicht. Die amtlichen französischen Bekanntmachungen stellen fest, daß er im Kriege bereits 128 Generäle und 600 höhere Stabsoffiziere verabschiedet hat; ein gutes Zeichen für seine Energie, ein schlechtes für die Konstruktion seiner Armee. Eine sichere Ruhe ist ihm gewiß eigen. Seine Niederlagen im Beginne des Krieges, die Vereitelung aller seiner ersten strategischen Ideen, den Tadel der Nörgler, der sich an ihn hängte, das alles überstand er kaltblütig. Die Empfindlichkeit seiner Rasse fehlt ihm. Die ihn kennen, bewundern seine Unermüdlichkeit und Spannkraft. Abhold jedem Generalsprunk, pflegt er eine soldatische Schlichtheit. Einer seiner Generalstabsoffiziere rief ihm mit echt französischer Theaterei nach der Marneschlacht zu: „Mein General, wissen Sie, daß Sie den größten Sieg der Weltgeschichte errungen haben? Was können Sie jetzt noch wünschen?" Und er erwiderte: „Daß ich mich bald in meinem Häuschen in den Niederpyrenäen zur Ruhe setzen kann!" Man fragte ihn einst, ob bei Charleroi wirklich die Deutschen nur mit ihrer Zahlenüberlegenheit gesiegt hätten, und er sagte: „Nein, das ist nicht wahr; unsere Armee war stark genug; wir hätten die

Schlacht zehnmal gewinnen müssen, sie ging verloren durch unsere Schuld, die Führung versagte.“ Das sind gewinnende Züge von Aufrichtigkeit und Bescheidenheit. Um so auffälliger widersprechen ihnen die Generalstabsberichte, die aus seinem Quartier kommen. Sie suchen – und darin gleichen sie ganz den englischen – im Kleinen das Große. „Eine Frage an das Pressebureau“, spottete die Londoner Zeitschrift New Age: „Wir stehen über sechs Monate im Kriege mit Deutschland. Während dieser Zeit hatten wir zwei Siege pro Tag, einen in den Morgenzeitungen und einen in den Abendzeitungen. Die Deutschen wurden täglich zurückgeworfen. Nach genauer Berechnung müßten nur noch zwei Deutsche übrig sein, und diese beiden müßten über den Weltrand hinaus zurückgetrieben sein, sie müßten mit ihren Augenlidern in dem Nichts hängen.“

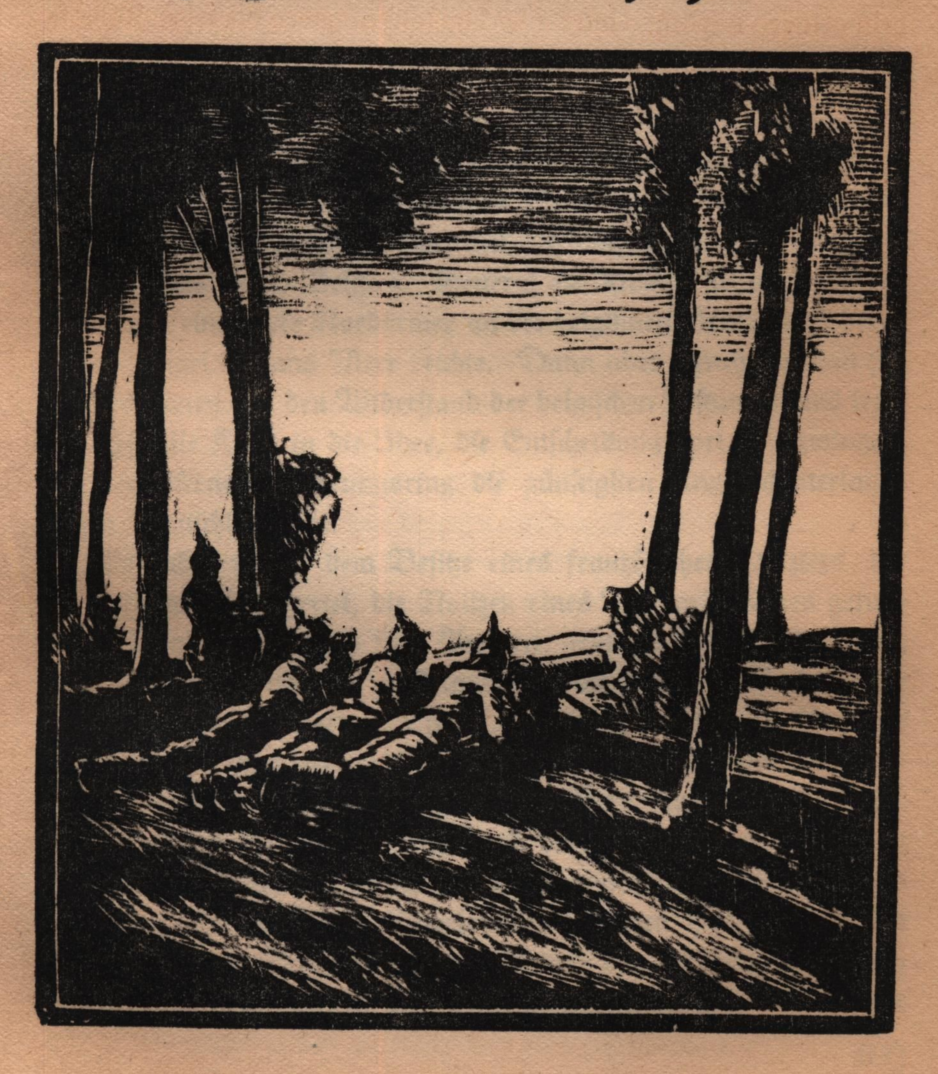
Der Sitz des französischen Hauptquartiers wurde geheimgehalten. Im Herbst des Jahres 1914 war es in Romilly, einer Stadt zwischen Paris und Troyes; im Januar darauf lag es nördlich von Paris, nicht weit von dem Scheitelpunkt des stumpfen Winkels, den die Linien der deutschen Armeen in Frankreich bilden; und dann rückte es wohl noch weiter nordwärts hinauf. Ein Bericht skizziert es: Nur eine Schildwache steht vor dem Hotel; die Stabsoffiziere sind drinnen bei der Arbeit. In benachbarten Ställen ein paar Reitpferde; in einer Garage zwanzig Automobile zur Flucht bei einem Überfall. Vor dem Hause sechs Mitrailleusen zum Schutze gegen Flugzeuge, in einem benachbarten Zelte die Bedienungsmannschaft. Einige Wagen der Telegraphenabteilung. Ringsum eine Kette von Wachtposten im Abstand von 30 Metern. Vor dem Postgebäude ein riesiges Lastauto, in dem Tag und Nacht acht Feldtelegraphisten arbeiten. . . .

Joffres Generalstabschef ist der General Bertholet. Die strategischen Grundsätze der französischen Heeresleitung sind in einer Vorschrift vom Jahre 1914 zusammengestellt. Sie gipfeln in der Forde-

rung, so schnell wie möglich eine Entscheidung herbeizuführen, um den Krieg rasch zu beendigen. Die gründlich ausgenutzte Entscheidungsschlacht bildet den Hauptakt. Mit Angriffen, die das Äußerste einsetzen, müssen die Dispositionen des Gegners gewaltsam über den Haufen geworfen werden. Nie darf diesem die Vorhand im Handeln gelassen werden. Unter allen Umständen haben die ersten Kämpfe eine große Bedeutung durch ihren moralischen Einfluß; Schlachten sind hauptsächlich moralische Kämpfe, und der Erfolg ist bei dem, dessen moralischer Halt am tiefsten gegründet ist. . . . Nur die Offensive führt zu positiven Ergebnissen. . . .

Es ist keine neue Kriegsphilosophie; der Alte Fritz, Napoleon I., Clausewitz, Moltke haben sie gelehrt. Es siegt, wer seinen Willen dem Feinde aufdrängt.

Der deutsche Sturm nach Frankreich hinein





Der deutsche Sturm nach Frankreich hinein

Als nach dem Kriege von 1870 und 1871 der französische Generalstab die Pläne der militärischen Verteidigung des Landes ausarbeitete, rechnete er sehr ernstlich mit der Möglichkeit eines deutschen Durchbruchs durch Belgien. General de Rivière stellte in seinem Entwurfe eine starke Nordarmee an der belgischen Grenze auf, deren linker Flügel bis ans Meer reichte. Dann aber beruhigte man sich im Vertrauen auf den Widerstand der belgischen Festungen und legte zunächst alle Kraft in die Idee, die Entscheidung dort zu erzwingen, wo der eiserne Armierungsring die günstigsten Angriffsunterlagen gegen Deutschland bot.

Es haben sich in dem Besitze eines französischen Offiziers, der in Gefangenschaft geriet, die Notizen eines Aufmarschplanes gefunden. Danach sollten sich fünf Armeen, jede zu 500000 Mann, zusammensetzen, die erste in Maubeuge, die zweite in Verdun, die dritte in Toul, die vierte in Epinal, die fünfte in Belfort. In einer sehr flotten, etwas phantastischen Offensive sollten sie vorwärts geworfen werden. Die erste sollte auf eine Vereinigung mit englischen und belgischen Truppen warten und durch Belgien nach Koblenz dringen; hier sollte mit ihr die zweite zusammentreffen, die inzwischen den Weg über Metz und Saarlouis genommen hatte. Die dritte hatte ihr Ziel in Straßburg und sollte dort mit der fünften sich vereinigen, die über Altkirch und Mülhausen heranrückte. Die vierte

Armee war als Reserve gedacht. Im ganzen entsprachen diesen Andeutungen die Richtlinien der französischen Strategie, wie sie sich in den Tatsachen der ersten Wochen entwickelten. Wir sahen einen linken Flügel in Belgien, der auf Anschluß an die Engländer und Belgier wartete, um in das rheinisch-westfälische Industriegebiet zu fallen; einen rechten Flügel, der durch das Loch von Belfort und durch die Vogesenpässe über den Elsaß stürzen und Süddeutschland gewinnen wollte, und zwischen ihnen die Hauptstärke, die die Linie Metz-Straßburg mittenwegs durchstoßen und über Saarbrücken den Krieg in die Pfalz tragen sollte.

Der linke Flügel setzte seine Bewegung nicht mit der erforderlichen Entschlossenheit an; der deutsche Einfall in Belgien nahm ihm vollends die Besinnung. Das Zentrum aber und der rechte Flügel trieben, trefflich gesichert durch die Festungen und Sperrforts, ihre Bewegung so rasch vor, daß einige Kompagnien gar nicht auf die Kriegserklärung warteten, sondern schon am 2. August über die Grenze gingen.

In der Südwestecke des Deutschen Reiches klopfte der Krieg zuerst an. Zwischen den Schweizer Bergen und dem Vogesenwald ist dort eine Lücke, die Burgundische Pforte, nicht breiter als 25 Kilometer. Die Eisenbahn Straßburg–Lyon zieht hindurch und der Rhein-Rhone-Kanal. Auf deutscher Seite liegt hier der hügelige Sundgau, der wie eine Bucht ins tiefere Rheintal verläuft. Drüben auf feindlicher Seite wartet Belfort. Die Franzosen haben diese Festung wie eine Drohung in Erz und Stein vor unsere Türe gesetzt. Als wollte Deutschland jeden Vergleich mit diesem Goliath meiden, hat es den ganzen Gau und noch ein weiteres Stück der Ebene ungepanzert gelassen. Jeder französische Angriff kann in der Elsaßfläche bis Altkirch, Mülhausen, Gebweiler ausrollen; dann aber muß er auf den Rhein selbst, auf die Werke des Isteiner Klotzes, auf Neu-Breisach und die weit vorgestreckte Abwehr Straßburgs

fallen. Moltke hat an der Furchtbarkeit Belforts immer gezweifelt; „wollten die Franzosen", sagte er, „Streitkräfte von hier aus in Bewegung setzen, so hätte dies lediglich eine verhängnisvolle Zersplitterung zur Folge, denn die in dieser Richtung angesetzten Truppen würden offenbar keinen Erfolg erzwingen und auf dem Hauptkriegsschauplatze Lothringen fehlen." Die Vogesen steigen als düsterer Grenzwall zwischen der Oberrheinischen Tiefebene und der lothringischen Hochebene auf. Ihr Kamm ist Wasserscheide und Ländergrenze. Er läßt keine Eisenbahn hinüber, nur fünf Chausseen. Diese gehen von Thann, von Münster, von Kolmar, von Markirch und von Schirmeck aus. Die erste mündet bei Rémiremont, die zweite jenseits des Schluchtpasses bei Gérardmer, die drei anderen bei St. Dié. Erst im Norden fährt eine Eisenbahn von Straßburg aus über Zabern nach Lunéville und weiter geradeswegs auf Paris.

Zwischen dem Rhein und den Vogesen sammelten sich die Korps der siebenten Armee unter dem Generaloberst von Heeringen. Ihre ungestörte Mobilmachung sicherten die Grenzschutztruppen, und diese mußten sich auch den ersten Einbruchsgefechten entgegenwerfen. In die oberen Vogesentäler drangen die Franzosen ein, und durch das Belforter Loch kamen sie in den Sundgau, ein ganzes Armeekorps zusammen mit den Divisionen der Festung. So hatte sich die französische Nation immer den ersten Aufzug des Krieges gedacht. Von diesem Triumphtor sollte sich der Adler über das ganze Elsaß schwingen, von einer Stadt zur anderen sollte die Trikolore rauschen, eine Bürgschaft dauernden Glücks für das erlöste Volk. Die Soldaten rissen die Grenzpfähle aus, Flieger warfen aus der Luft flatternde Grüße des Generalissimus: „Nach 44 Jahren schmerzlichen Wartens betreten französische Truppen wiederum den Boden eures edlen Landes. Sie sind die ersten Arbeiter des großen Werkes der Revanche. Es erfüllt sie mit Rührung und Stolz. Um die Tat zu vollbringen, geben sie ihr Leben dahin. Die französische Nation steht

einmütig hinter ihnen; aus den Falten ihrer Fahnen leuchten die zauberhaften Worte Recht und Freiheit. Es lebe das Elsaß! Es lebe Frankreich!" In Sennheim rückten sie ein, in Thann, in Altkirch. Nous voilà messieurs. Sie schrieben Postkarten, auf deren Bild ein Elsässer Mädchen entzückt einem zierlichen französischen Offizier in die Arme sinkt. Es gab auch dankbare Erlöste, die den Befreiern Blumen streuten und Vive la France schrien. Aber das Volk wollte gar nicht ernstlich wieder französisch werden. Und dann stäubte auch von den Franzosen selbst das Ritterliche bald ab, und das Gewalttätige, Zügellose kam darunter zutage. Sie verschleppten die Beamten, Bürger und Frauen und Kinder, erbrachen die Häuser, Koffer, Schränke, plünderten und stahlen, und was sie nicht mitnehmen konnten, zerschnitten, zerrissen, zerwarfen, zerschlugen sie.

In Mülhausen waren sie am 8. August gegen Abend. Von 6 bis 11 Uhr zogen die Truppen mit ihrer Musik durch die Straßen; wohl 50000 Mann, Infanterie, Jäger zu Pferde, Dragoner, Pioniere, Artillerie. Joffre selbst verkündete auf dem Rathause die Besitznahme der Stadt durch die französische Republik. Die Batterien verschanzten sich vorsichtig draußen auf dem Rebberge und auf dem Wege nach Sennheim und Thann Am nächsten Tage – ein Sonntag war's – flogen deutsche Granaten von Norden, Osten und Westen in die fröhliche Franzosenherrschaft hinein, und die Bajonette zerrissen sie vollends. Der General von Heeringen stand vor den Toren. Im zähen Gefecht nahmen seine Soldaten die Stadt und die Schanzwerke der Feinde; es dauerte bis in die Frühe des Montags. Die Franzosen retteten sich in Bruchstücken unter die Kanonen von Belfort.

Als die Armee Heeringens einige Tage darauf sich der Offensive des Kronprinzen von Bayern anschließen mußte, wurde das Oberelsaß abermals entblößt. Sofort setzte der Angriff der Franzosen zum zweiten Male ein; er sollte dem gleichzeitigen Vorrücken ihrer

Zentrumsarmee gegen die Linie Metz–Straßburg zur Seite gehen. Die Verteidigung leitete General Gaede; mit den Grenzschutzabteilungen und mit drei Landwehrdivisionen nahm er den Kampf auf. In allen Vogesentälern wurde Schritt für Schritt gerungen. Dabei wurden am 14. August zwei Straßburger Festungsbatterien im Vogesenpaß bei Schirmeck vom Mont Donon her überfallen. Von St. Dié und Markirch richteten die Franzosen einen Vorstoß gegen Weiler und Schlettstadt; er wurde zurückgewiesen. An demselben Tage aber gingen sie auch mit einer breiteren Front vor, die von dem Städtchen Pfirt in der äußersten Südecke des Elsaß bis nach Mülhausen gedehnt war. Sie hatten hier zweiundeinhalbes Armeekorps und eine Kavalleriedivision. Die Divisionen Gaedes hielten die Übermacht zwei Tage lang auf. Die Gefechte bei Brunstadt, Dornach, Dammerkirch, Altkirch, Tagsdorf, Pfirt wurden Ehrennamen der Landwehr; in ihrem ruhigen Feuer brachen die französischen Linienregimenter ebenso wie die Turkos und Zuaven und die Attacken der Chasseurs d'Afrique zusammen. Die Deutschen mußten doch zurück und mußten am 19. August den Sundgau und die Stadt Mülhausen zum zweiten Male dem Feinde lassen. Die deutschen Siege in Lothringen wirkten dann aber, daß die Franzosen am 22. August aus dem Elsaß abzogen und nur die Bergtäler und ein paar Flecken in den Vogesen in ihrem Griff hielten. Am 21. August erstürmten deutsche Truppen, Bayern und Preußen, den Mont Donon, auf dessen steilem Gipfel die Feinde wie in einem Felsenneste saßen; beinahe drei Wochen hatte hier der starrköpfige Waldkampf gedauert Am 30. August lagen die Deutschen wieder in Mülhausen.

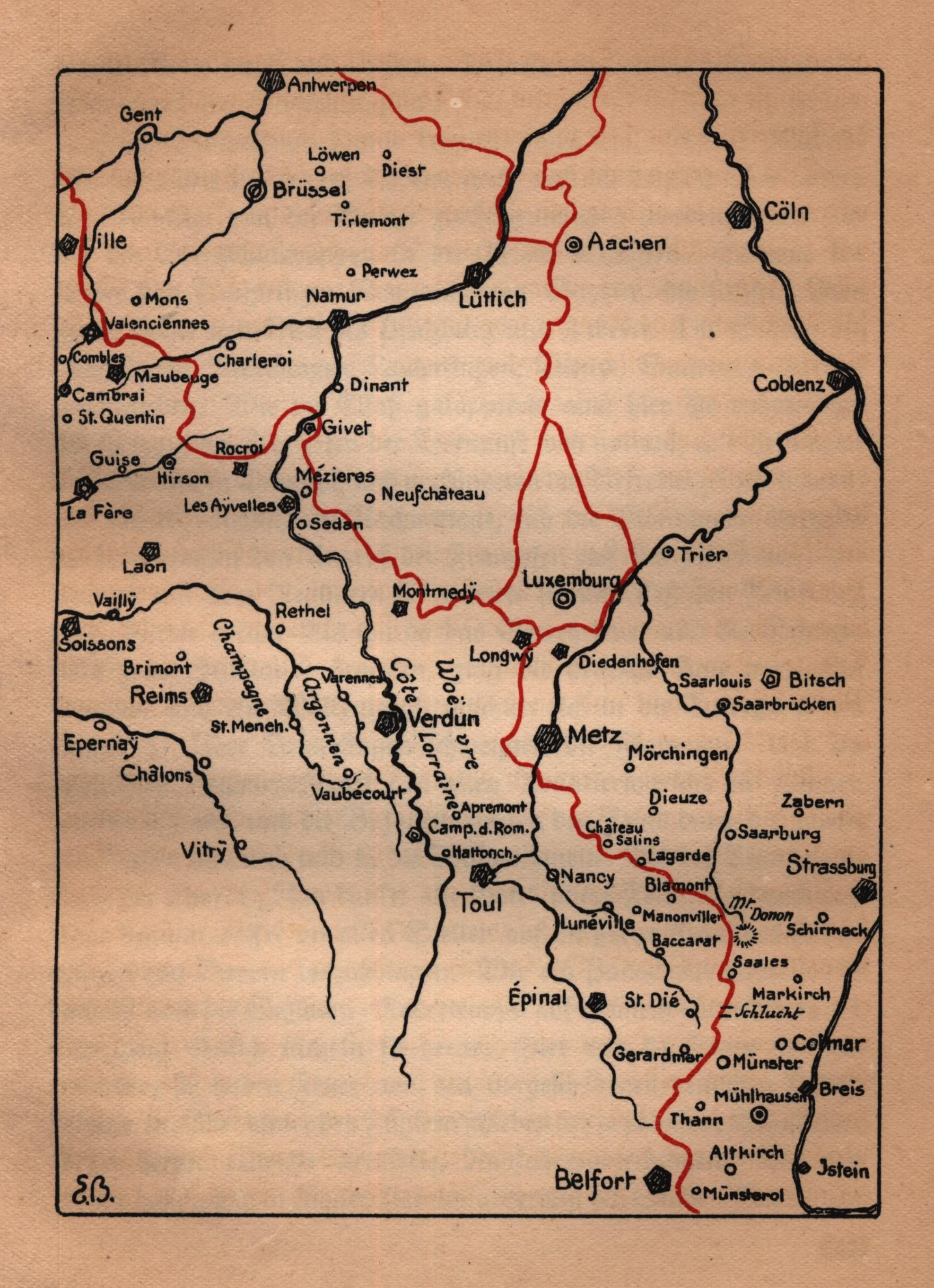
Als im September Joffre seine Kräfte zur großen Marneschlacht schärfte, mußte auch das Elsaß wieder einen ernstlichen Überfall abwehren. Der hatte wohl den Zweck, einen möglichst großen Teil der deutschen Truppen von dem Hauptschlachtfelde abzulenken. Am 8. September kamen die Feinde durch das Belforter Loch und zu-

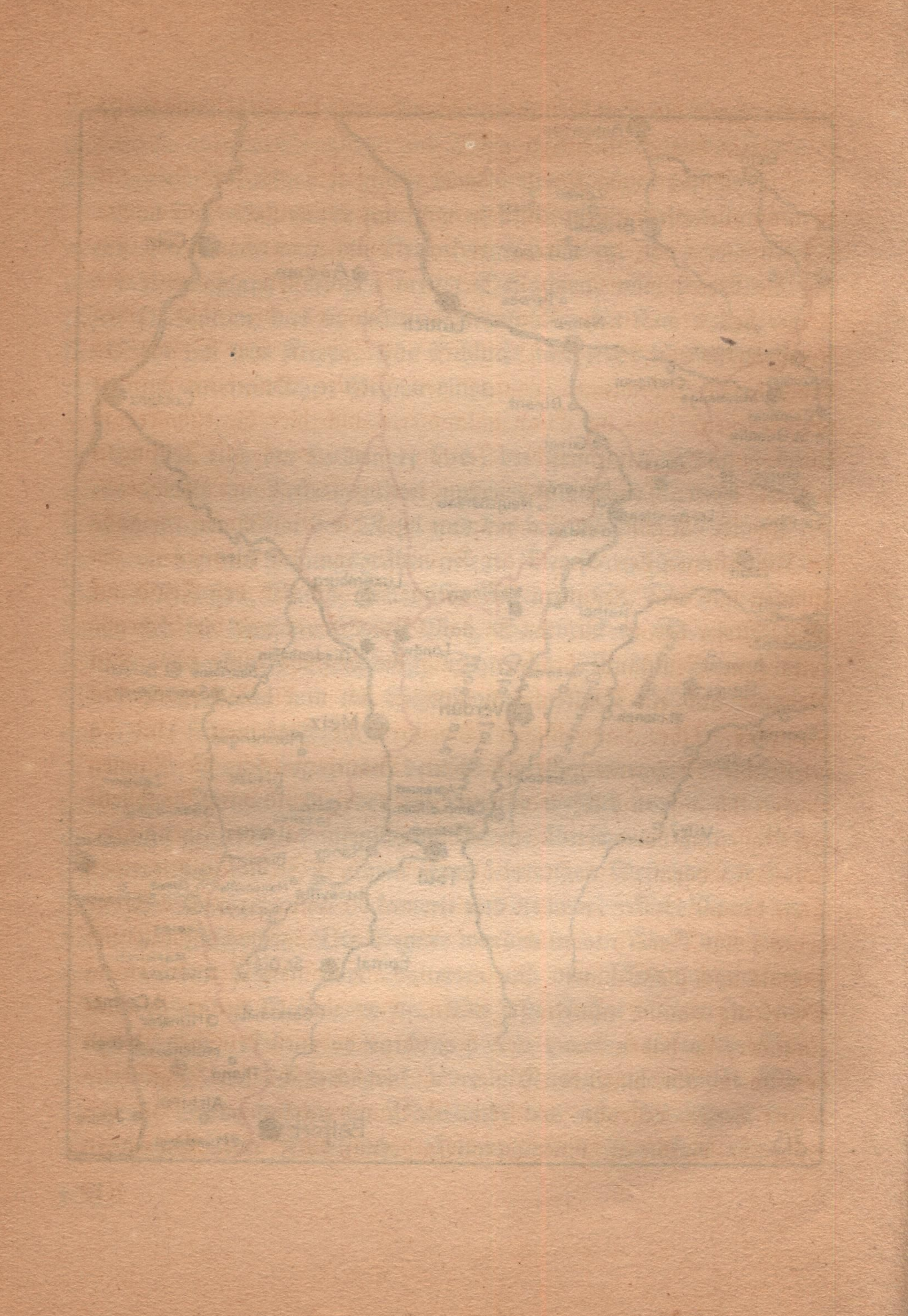
gleich über die Pässe. In den Tagen vom 11. bis zum 15. September wurden sie aber bei Sennheim und Thann und Altkirch mit der Wucht der schweren Haubitzen zu einem überstürzten Rückzug gepreßt.

Das Oberelsaß wurde nun, wie es im deutschen Kriegsplan von vornherein gedacht war, ein Nebenkriegsschauplatz. Er prunkt nicht mit zahlenmäßigen Erfolgen breiter Schlachten, aber er trägt ein zähes Heldentum, das in wilden Bergen Tag für Tag und Nacht für Nacht um jede Kuppe, jede Schlucht und jeden Schlupfwinkel mit einem unermüdlichen Gegner ringt.

Es gibt auch ein Lothringer Loch; die Franzosen nennen so die offene Stelle im Festungsgürtel zwischen Toul und Epinal. Die tiefgeschnittenen Täler der Mosel und der benachbarten Meurthe hat die Natur hier als Festungsgräben gelegt. Den französischen Städten Pont-à-Mousson, Nancy, Lunéville, Baccarat, St. Dié gegenüber bauen sich die deutschen Städte Metz, Saarbrücken, Saargemünd, Dieuze, Saarburg, Straßburg, Schirmeck, Markirch auf. Der Rhein-Marnekanal und ein Schienenweg zwischen Süddeutschland und Paris führen hindurch.

Am 11. August begegneten deutsche Grenzschutztruppen einer vorgeschobenen Brigade, die eben bei Lagarde westlich von Saarburg, am Kanal gegenüber Lunéville, die Grenze überschritten hatte. Der Zusammenstoß wurde zu einem jener lebendigen Gefechte, die das stürmische Draufgehen der Infanterie und die unbedenkliche Attacke der Kavallerie entscheidet. Die Gegner wurden in den Wald von Parroy gejagt und büßten zwei Batterien und vier Maschinengewehre und siebenhundert Gefangene ein. Die erste Fahne mußten sie dem Sieger lassen. »Nous ne voulons pas la guerre« riefen die Gefangenen, »Vive l'Allemagne! Vive le drapeau allemand!« Die Nachricht wurde daheim im Vaterlande das erste Jubelsignal des Kriegszuges wider Frankreich. Triumphierend schwenkten empor-


Antwerpen
Gent
Löwen
Diest
Brüssel
Tirlemont
Lille
Cöln
Aachen
Perwez
Mons
Namur
Lüttich
Valenciennes
Combles
Charleroi
Maubeuge
Cambrai
Dinant
Coblenz
St. Quentin
Givet
Rocroi
Guise
Hirson
Mézieres
Neufchâteau
La Fère
Les Aÿvelles
Sedan
Trier
Laon
Luxemburg
Vaillÿ
Montmedÿ
Rethel
Soissons
Champagne
Longwÿ
Diedenhofen
Brimont
Varennes
Côte Lorraine
Woëvre
Saarlouis
Bitsch
Reims
Argonnen
Saarbrücken
Verdun
St. Meneh.
Epernaÿ
Metz
Mörchingen
Châlons
Vaubécourt
Apremont
Dieuze
Zabern
Camp. d. Rom.
Château Salins
Saarburg
Vitrÿ
Hattonch.
Lagarde
Strassburg
Toul
Nancy
Blamont
Mt. Donon
Lunéville
Manonviller
Schirmeck
Baccarat
Saales
Épinal
St. Dié
Markirch
Schlucht
Colmar
Gerardmer
Münster
Breis
Mühlhausen
Thann
Altkirch
Istein
Belfort
Münsterol
E.B.



gereckte Arme die Sonderblätter. Lagarde war der verheißungsvolle Händedruck des Schlachtenglücks.

Eine Entscheidung konnte Lagarde nicht sein. Joffres Massenoffensive rückte in breitem Aufbau nach, und die deutsche Linie mußte 20 Kilometer von der Grenze zurückgenommen werden, damit sich hier die Grenzschutztruppen in die Armee einfügten. Es war die Armee des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, die sechste. Ihre Front reichte von Metz bis Pfalzburg und Zabern. Die Städte, die davor lagen, Mörchingen, Lauterfingen, Dieuze, Saarburg wurden preisgegeben. Wie im Elsaß galoppierte auch hier die ruhmredige Überhebung der Franzosen der Vernunft weit voraus; alle Zeitungen in Paris bliesen Triumph und verkündeten die Befreiung Lothringens.

Am 18. August, am Nachmittage, sah die Mörchinger Brigade bei Lauterfingen den Angriff der Franzosen auf sich zukommen; zusammen mit dem Regiment 97 wartete sie und ließ den Feind auf 1200 Meter heran. Als ihn da das Gewehrfeuer und die Schrapnells zum Stillstande brachten, ging die deutsche Linie vor. Ein Gewitter und ein Wolkenbruch mischten sich in die Aufregung des Kampfes. Über Lauterfingen schwelgten die Flammen. Und da spielte die Regimentsmusik den alten Avanciermarsch, die Fahnen warfen sich auf, und die Bajonette hetzten den Feind durch die lohenden Gassen hindurch und in die Wälder hinein. Als der Abend kam, klang der Choral „Nun danket alle Gott" übers Feld. An demselben Tage begann Joffre an allen Stellen auf die ganze Front des Kronprinzen von Bayern loszuschlagen. Wie ein Panorama enthüllte sich damals noch die Schlacht. Reitertrupps auf grünem Grunde; einem Spielzeug ähnlich tänzeln sie heran. Hier und da fliegen sie auseinander; sie haben Feuer von den vorgeschobenen deutschen Posten bekommen. Aber hinter den Fühlern schieben sich geschlossene Kavalleriekörper heran, reitende Artillerie, Radfahrerabteilungen. Auf den Höhen halten wie in kühner Herausforderung die Stäbe. Da rinnen

die weißen Wölkchen am Himmel; sie sprühen sich aus; dann ist Verwirrung und Durcheinanderlaufen. Die Reiter sind nicht mehr da. Aber die Infanterie wird sichtbar in geschlossenen Kolonnen; eine wartende Vorsicht bändigt sie. Die deutsche Feldartillerie reicht nicht bis zu ihnen hinüber. Aber jetzt ist es, als ob dort ein Krater sich aufbäumt, im Chaos Wolken von Erdmassen und Steinen um sich wirft. Und immer neue Vulkane dort und dort. So schießen unsere schweren Batterien. Als die Luft wieder klar wird, ist ein verzweifeltes Rennen und Kriechen, und dann zerrinnt auch das; das Feld ist leer; der Feind verbirgt sich in allen Winkeln und Falten des Geländes.

So wartet die Entscheidung zwei Tage. Da schnellt die deutsche Linie mit überraschendem Schwunge vor. Alle Hänge hinunter schieben sich ihre Schützenketten. Aus dem flammenden Saarburg werden die Feinde hinausgepreßt; bis Château Salins und Dieuze prallen die Deutschen vor. Und jeder Tag schafft nun neuen Raum, hebt den Gegner aus allen seinen Stützen heraus. Im Zentrum zwischen Mörchingen und Saarburg schreiben die Gefechte ihre Namen in alle Ortschaften ein, in Chonthil, Bispingen, Château Salins; am wildesten aber kocht der Grimm im Kampfe um die Höhe 330 bei Vergaville und bei Dieuze am 20. August. Die nächsten Tage trugen die Schlacht nach Moncel, St. Quirin, Blamont, Badonviller, Blainville, Cirey.

Der Feldherr sprach zu seinen Soldaten: „Ihr habt wie die Löwen gekämpft und mit stürmischem Anlauf einen an Zahl und Zusammensetzung überlegenen Feind geschlagen." Und den Eltern in der Heimat meldete der Telegraph: „Die deutschen Truppen, beseelt von dem unaufhaltbaren Drang nach vorwärts, haben die zwischen Metz und den Vogesen geschlagenen französischen Kräfte verfolgt; der Rückzug der Franzosen artete in Flucht aus. Bisher sind mehr als 10000 Gefangene gemacht und mindestens 50 Geschütze erobert.

Die Stärke der geschlagenen feindlichen Kräfte wurde auf mehr als acht Armeekorps festgestellt."

Bald überschritten die deutschen Linien schon die Meurthe in ihrem ganzen Laufe und spannten sich über Nancy, Lunéville, Baccarat, St. Dié. Wir fassen die Summe der Schlachten vom 18. bis zum 25. August unter dem Namen, „die Lothringer Schlacht" zusammen. Dreihunderttausend Franzosen mit tausend Geschützen, also ein Viertel der ganzen Feldarmee, sahen hier ihre Offensive zersplittert und zerspellt. Unter dem atemlosen Hinterdrein der Deutschen zerfaserten ihre Verbände; die Resthaufen kollerten in die Festungen Toul und Epinal zurück. Wuchtiger noch als das Empfinden der Einbuße an Menschen und Kriegsgerät schien der jähe Sturz aus allen Himmeln der Ruhmseligkeit in die nüchterne Öde der Unzulänglichkeit. Und ein Finale der Schlachtmusik klang noch nach; Manonvillers erlag, das stärkste Sperrfort, der Hüter der Pforte. Es liegt vor Lunéville und schirmt den Weg von Saarburg nach Nancy. Am 26. August beschossen es von Deutsch-Avricourt aus die schwersten Haubitzen auf 13 Kilometer; schon am nächsten Tage mußte es die weiße Fahne hissen. Den Kommandanten grub man mit seiner Besatzung halb erstickt aus den Fragmenten eines Panzerturmes. „Um Himmels willen, sagen Sie mir," war seine erste Frage, als er zum Bewußtsein kam, „womit haben Sie denn geschossen? Es gab bis jetzt doch keine Granate, die unsere Stahlwände durchschlagen konnte!"

An die sechste deutsche Armee schloß sich nordwärts die fünfte unter dem Kronprinzen von Preußen. Man kann sie im Bilde der ganzen Front als den Drehpunkt einer großen Schenkelbewegung denken. Von ihrem Sammelbecken zwischen Trier und Kaiserslautern war sie in den südlichen Zipfel des Großherzogtums Luxemburg und in die Hauptstadt selbst gerückt. Die Einwohner stellten die Höflichkeit vor Mißmut und Mißtrauen und fügten sich der Macht, die das

Schicksal war. Als Kampffeld lag vor dem Heere der Bogen, den die Grenzen Belgiens und Luxemburgs und Deutschlands umschmiegen und der nach Frankreich zu offen steht. Es ist ein Hochplateau, das zur Woëvre aufsteigt, dann aber weiterhin sich vor dem Rande der viel höheren Côte Lorraine beugt. Die Sehne des Bogens ist die Maas. Wo die drei Landesgrenzen zusammengehen, liegt die Festung Longwy auf der Lauer. Die Deutschen umspannten sie am 22. August mit ihrer schweren Artillerie, fluteten aber zugleich zu beiden Seiten daran vorüber. Denn schon stießen von der Maas die Franzosen heran mit breiter Brust von Montmédy bis Etain. Der Waffenplatz Verdun in ihrem Rücken bürgte für ihre Sicherung. Die deutsche Front marschierte längs der Linie von dem belgischen Ort Virton über Longwy bis nach Audin westlich von Diedenhofen auf. Im Mittelpunkt der Schlacht lagen die Höhen von Villers-la-Chèvre und das Dorf Tellancourt. In einer Verkettung von Gefechten drängten die Deutschen den Gegner jeden Tag weiter zurück, zuerst bis Longuyon hinter den Chiersfluß, dann über den Othain bei St. Laurent und weiter nach Damvillers und hinter die Maas. Am 25. August war dieser Abschnitt vom Siegessturm erreicht. Ausfälle aus der Festung Verdun hemmten den Drang ebensowenig wie die tiefe Talung der Maas, zu der die Côtes Lorraines dort abfallen. Der Feind hatte die Übergänge gesprengt; die Pioniere schufen hölzerne Jochstege und Pontonbrücken. Bataillon auf Bataillon wurde hinübergebracht, Kolonnen auf Kolonnen rollten, schwere Geschütze, Lastautomobile, Telegraphen- und Feldpostwagen, und drüben streckten sich die Glieder dieses wunderbar belebten eisernen Körpers in glühender Hitze, staubbekrustet, über die weiten Hänge und Höhen. Was dort in der Ferne am Horizont wie eine dunstige Mauer wartet, das sind die Argonnen.

An jedem Tage muß das Leben von neuem dem Tod abgestritten werden; Granaten und Schrapnelle werfen sich dem siegenden Volke

entgegen. Wo die Bewegung stutzt, springen die Offiziere vor. Sie fallen einer nach dem anderen; aber die Wogen fließen wieder, hinweg über Tote und Verwundete. Und kommt die Nacht, müssen die müden Hände mit dem kurzen Spaten im steinharten Boden dem Körper einen Schutz höhlen. Bei Vaubécourt waren am 8. u. 9. September die Kämpfe am schwersten. Da schnitt der Schrecken auch in die härtesten Seelen. Die Soldaten lagen in den Gräben, keiner durfte sich rühren, den schweren Tornister auf dem Kopf zum Schutz, den ganzen Tag überschüttet mit Erd- und Granatfetzen. In der Nacht wurde geschanzt, und am Morgen ging's wieder los, Schuß auf Schuß. Aus einem Graben flehte ein Gebet, ein Kirchenlied; in einem anderen lag alles abgestumpft, todmüde. In der nächsten Nacht kam der Befehl zum Bajonettangriff; um 1 Uhr geht es vor; bald fährt der erste Bleihagel über die Braven; sie sinken dutzendweise. Aber fürchterlich jauchzt ihr Hurra durch die Finsternis. Ein Wolkenbruch prasselt herab; er durchnäßt bis auf die Haut. Das Feuer des Feindes scheint von allen Seiten einzuschlagen. Der Major fällt, sein Adjutant auch. Nur noch ein Hauptmann und ein paar Leutnants sind beim Bataillon. Und wieder heißt es eingraben! Langsam kommt der Tag. Da liegt eine Brigade Franzosen am Bahndamm. Und nun im ersten Dämmern können die Deutschen ihr Ziel sehen. Im Feuergefecht läuft der Gegner zurück, in dichtem Schwarm, Mann neben Mann, eine weite kahle Anhöhe hinauf. Die Flucht wird von Kugeln übersät, vom Tode gemäht. Nur ein paar erreichen die Höhe. „Ich konnte nicht schießen," sagte ein Württemberger, der im Kampfe stand, „ich weinte wie ein kleines Kind; dann taumelte ich mit vor."

In den ersten Septembertagen stand die Armee schon 25 Kilometer jenseits der Maas, an dem parallelen Flußlauf der Aire und spannte ihre Arme 35 Kilometer weit von Varennes über Clermont-en-Argonne bis Vaubécourt.

Die Belagerungstruppen, die der Kronprinz vor Longwy zurückgelassen hatte, schossen in vier Tagen den Ort Longwy-Haut in Stücke; als der Sturmangriff drohte, ergab sich der Kommandant mit 3600 Mann am 26. August. Die Sieger fanden hier einen Vorrat von Dumdumgeschossen, die dem Getroffenen grausam quälende Wunden reißen. Die niedrige Gesinnung und Gesittung brach auch überall in dem Bandengemetzel aus, das unsere Truppen hinterhältig überfiel und Wehrlose verstümmelte. Das Standrecht schuf scharfe Vergeltung. Und nun starrten die Fluren, über die der Krieg gegangen war, so unsäglich trostlos vor sich hin. Die Dörfer waren zerschossen; die Hausstätten glimmten noch; in der Asche lagen die Leichen der Franktireure. Die Männer und Jünglinge waren von dannen gegangen, nur ein paar alte Frauen und Kinder schlichen über die Ruinen, und herrenlose Tiere nagten das Gras. Der schwelende Rauch der Feuer floß mit dem Verwesungsgeruch der Leichen zusammen.

Am 27. August flüchteten die Franzosen aus der Feste Montmédy; ein Teil der Besatzung mit dem Kommandanten wurde gefangen.

Weiter nördlich von der Armee des Kronprinzen von Preußen entwickelte sich die vierte Armee unter der Führung des Herzogs Albrecht von Württemberg. Sie zog aus dem Raume Trier—Koblenz nördlich von der Mosel und nahm den Marsch durch Nordluxemburg in die Südecke Belgiens. Hier stieß sie auf die französische Armee, die der Kriegsplan Joffres für Belgien bestimmt hatte. Sie war von Mézières und Sedan her gekommen und schon bei Bouillon über den Semois, einen Nebenfluß der Maas, gegangen. Bei Neufchâteau wurde sie am 25. August aus dem Wege geworfen. Und nun überschritt der Herzog den Semois und stand bald drüben in Frankreich. An der Maaslinie indessen mußte er am 26 August

starken feindlichen Kräften Raum geben. Nur drei Tage; dann erzwang er sich den Vormarsch mit scharfem Stoß und zog mit fröhlichen Fahnen über das glorreiche Schlachtfeld von Sedan. Noch sind in seinen Heerscharen manche, die einst als Jünglinge dort gefochten haben. Und sie grüßen das Weberhäuschen von Donchery; und als die Geister der Vergangenheit, groß wie ein gütiger Segen, über der größeren Gegenwart schweben, ringt es sich aus hunderttausend Seelen: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein." Die Armee dringt weiter nach Vouziers und noch weiter bis zu der Stelle, wo die Aire und Aisne sich am Nordrande der Argonnen vereinen. Die Sperrfestung Les Ayvelles an der Maas bei Mézières, die die Deutschen hinter ihrer Front hatten liegen lassen, fiel am 31. August.

Und abermals nördlich von dem Herzog von Württemberg schwenkte die dritte Armee aus dem Rheinlande in Belgien ein. Der Generaloberst von Hausen führte sie. Im Maastal stieß auch sie auf Teile der französisch-belgischen Heeresgruppe. Hinter Dinant schlugen Pioniere eine Brücke mitten unter dem Feuer der Feinde, der auf den Maashöhen stand. Dabei geschah es, daß eine Batterie eines sächsischen Feldartillerieregiments das Dorf Bioul so unter ihre Granaten nahm, daß sich fast eine ganze belgische Division ergab, 8100 Mann mit 50 Geschützen, 600 Wagen, 100 Automobilen und 2500 Pferden. Am 31. August fiel die Festung Givet, von österreichischen Motormörsern bezwungen. Die Armee ging zwischen den Sperrforts Hirson und Rocroy hindurch und wandte sich im Bogen südwärts zur Aisne. Hier erreichte sie Rethel am 1. September.

Und immer noch weiter nordwärts sah man in denselben drängenden Tagen die zweite Armee unter dem Generalobersten von Bülow und die erste unter dem Generalobersten von Kluck in ra-

dialen Kurven von Aachen und Köln her über Lüttich und Namur sich gegen Frankreich drehen. Sie mußten am weitesten in ihren Bewegungen ausholen, wie auf einem riesenhaften Schwungrade getrieben. Starke französische Truppen zogen gegen Namur. Ihr guter Wille verpaßte die Zeit. Bülow warf sie bei Charleroi an der Sambre auf der Hochebene in harter Schlacht zurück. Bei St. Gérard zwischen der Maas und der Sambre schlug er dann im Verein mit Hausen in mehrtägigen Kämpfen die Franzosen und Belgier, die jetzt in der gewaltigen Stärke von 400 000 Mann auftraten, und stieß sie über die Grenze zurück und verfolgte sie über Maubeuge hinaus. Das war an dem Tage, als die letzten Forts von Namur fielen, am 26. August.

Inzwischen war auch das englische Hilfskorps unter French in Belgien eingerückt. Es stand am 22. August zur Linken der Franzosen bei Mons in einer sehr gut gewählten Stellung. Da kam eine Warnung Joffres, daß vier deutsche Korps gegen die Engländer zögen und daß die Franzosen nicht mehr imstande seien, offensiv einzugreifen. French brachte darauf seine Truppen rückwärts in eine neue Stellung zwischen Valenciennes und Maubeuge. Am 24. August sahen sie sich der Armee Klucks gegenüber. Es war bei Valenciennes. Seit 4 Uhr morgens feuerten die deutschen Batterien. Im flachen Gelände lagen die Schützen. Da brachen nach 10 Uhr drei englische Kavallerieregimenter mit lauter hinreißender Reiterlust zur Attacke los. Unter dem Artilleriefeuer wurden zuerst nur wenige Sättel leer, und der Mut schwoll zu ausgelassener Tollheit. Da, aus der Nähe von 150 Metern, schütteln verdeckte Maschinengewehre den höhnischen Tod über die Geschwader, daß ihre schillernde Masse in tausend zitternde Atome zerreißt. Flüchtende Schwadronen, die entsetzt rechts schwenken, sausen mit voller Karriere in ein verborgenes Stacheldrahtgewirr, aus dem es kein Entrinnen gibt. Der Rückzug der englischen Armee wurde am

24., 25., 26. August durch Klucks Truppen bis in die Nächte hinein gemartert. So wichen sie, immer kämpfend, über Cambrai, Le Catelet nach St Quentin. Nördlich vor dieser Stadt, auf dem alten Schlachtfelde des Generals von Goeben, hielt jetzt die deutsche Kavallerie den Feind fest, bis die Infanterie heran war. Es wurde ein Ruhmestag. Selbst die „Times" gestanden: „Der große Erfolg der Deutschen ist unbestritten. Das britische Expeditionskorps, das die Wucht der deutschen Hiebe zu ertragen hatte, mußte entsetzliche Verluste erleiden. Es ist gebrochen. Der Vormarsch der Deutschen kam mit unglaublicher Schnelligkeit, und die französische Unterstützung ließ uns im Stich. Viele Regimenter setzen sich nur noch aus versprengten Abteilungen zusammen."

Einen verspäteten Flankenangriff der Franzosen schlug Kluck mit einem Armeekorps bei Combles zurück. Und zugleich siegte Bülow am 29. August bei Guise und am 31. August auch in der Nähe von St. Quentin über eine starke französische Armee. Beide Generale erreichten dann nebeneinander die Oise bei Compiègne und La Fère. Und nun erkannte man die Absicht des deutschen rechten Flügels, den linken des Gegners weit ausholend zu umfassen. Klucks leichte Truppen jagten im Norden über Roubaix und Tourcoing; und der Schrecken rannte vor ihnen her, daß die Garnison aus Lille abzog, 50 000 Mann. Um diese Festung vor einer Beschießung zu schützen, erklärte die französische Regierung sie zu einer offenen Stadt. Die Deutschen zogen friedlich ein; in den Straßen lagen vertrocknet noch die Blumen, die die Bürger den Engländern gestreut hatten.

Am 28. August ließ uns das Hauptquartier die wundervollen Ergebnisse der in breiter Wucht siebengliedrig ausbrechenden deutschen Sturmkraft übersehen. Und unter dem Jubel der Siegesglocken, die ihr Geläute übers ganze glückliche Land trugen, sprachen die Worte Steins:

„Das deutsche Westheer drang neun Tage nach Beendigung seines Aufmarsches unter fortgesetzten siegreichen Kämpfen in das französische Gebiet ein. Von Cambrai bis zu den Südvogesen wurde der Feind überall geschlagen. Er befindet sich in vollem Rückzuge. Die Größe seiner Verluste an Gefallenen, Gefangenen, Trophäen läßt sich bei der gewaltigen Ausdehnung der Schlachtfelder in teilweise unübersichtlichem, waldigem und gebirgigem Gelände noch nicht annähernd übersehen."

Nur Bülows Armee konnte ihre Siegesbeute melden; es waren 6 Fahnen, 233 schwere Geschütze, 116 Feldgeschütze, 79 Maschinengewehre, 166 Fahrzeuge und 12934 Gefangene.

Zu einem letzten großen Widerstande nahm sich die französische Zentrumsarmee, die aus Lothringen herausgeschlagen war, zusammen Sie sammelte zehn Armeekorps, über 400000 Mann zwischen Reims und Verdun mit der Front nach Norden. Auch dieser Damm hielt die deutsche Flut nicht mehr auf. Am 1. September wurde er von Heeresgruppen des Generals von Hausen, des Herzogs von Württemberg und des Kronprinzen von Preußen zerrissen. Der Kaiser nahm selbst an dieser Schlacht teil.

Am 4. September steckte Reims die weiße Fahne auf; die Forts waren verlassen. Die Bürger hatten jüngst noch ein Bild der Pariser „Illustration" in Händen gehabt; das zeigte ein belgisches Dorf in Flammen, und inmitten eines Haufens abgeschlachteter Greise, Weiber, Kinder sah man einen deutschen Infanteristen, der mit brutaler Mörderlust seinen Fuß auf eine Frauenleiche setzte. Nun wandelten die gutmütigen grauen Soldaten still durch die Straßen, reichten den hungernden Kindern Gebäck aus ihren braunen Brotbeuteln, setzten den Helm ab und traten ehrfürchtig in die Kathedrale und gaben den Bettlern an der Tür einen Nickel in die Blechbüchse. Und die

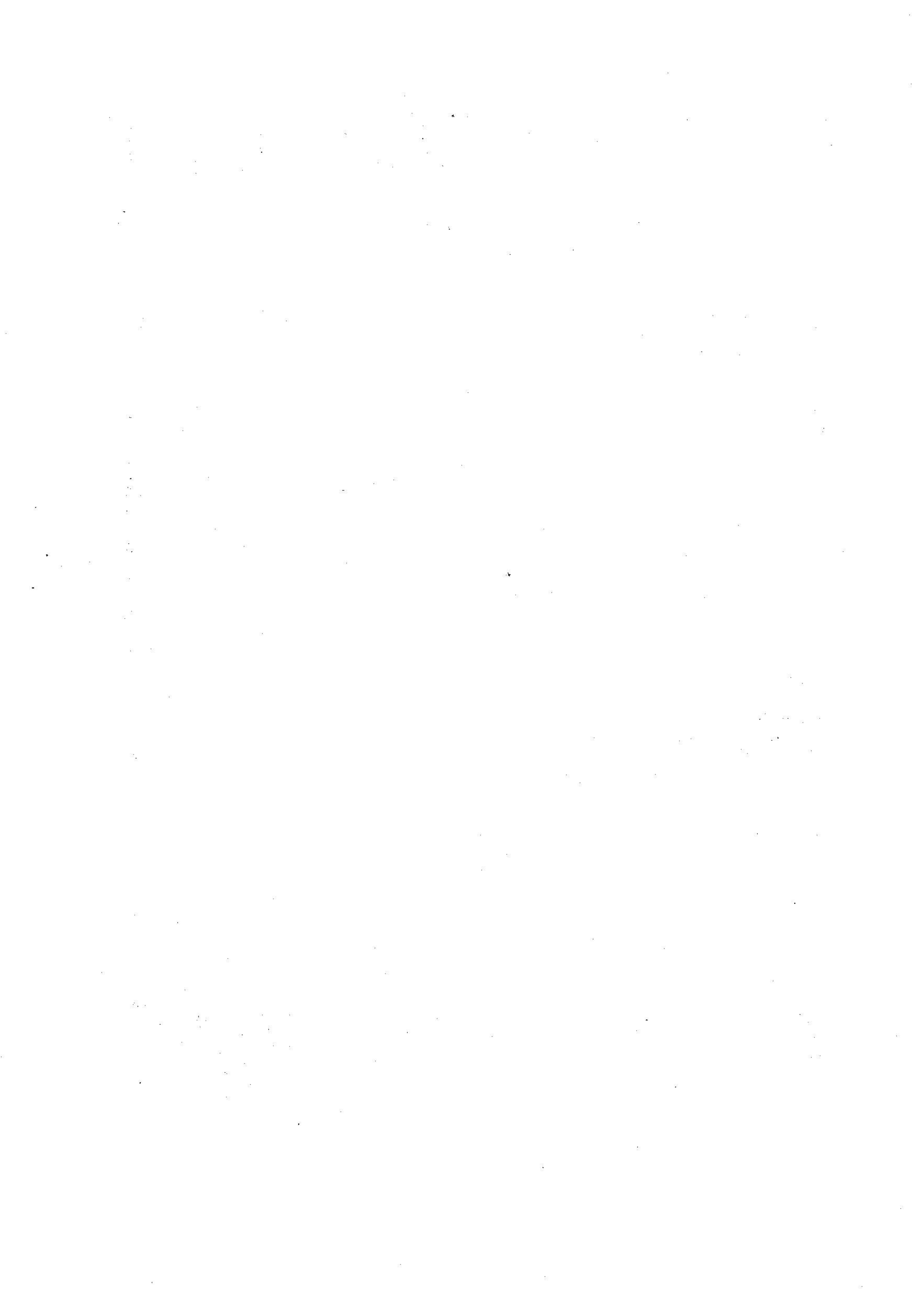
Reimser dachten daran, wie zuchtlos ihre eigenen Truppen vor wenigen Tagen in den Häusern gelegen hatten.

Die einzige Festung, die die Deutschen noch im Rücken hatten, blieb Maubeuge. Sie deckte einen wichtigen Weg von Paris nach Belgien und war den deutschen Verbindungen unbequem. Am 27. August begann ein Belagerungskorps unter dem General von Zwehl, das von der Bülowschen Armee abgesondert war, die Einschließung. Die Besatzung war den Belagernden um das Doppelte überlegen. Die Außenforts und die Zwischenwerke waren außerordentlich geschickt durch Zwischenstellungen, Schützengräben, Stacheldrahtverhaue und Wolfsgruben verstärkt, so daß die Festung in ihrer Weise widerstandskräftiger war als Lüttich und Namur. Die fast elegante Art, mit der die Deutschen sie nahmen, macht die Belagerung zu einem anziehenden Abschnitt der Kriegsgeschichte. Im nordöstlichen Abschnitt, von Belgiens Grenze aus, ging der Angriff vor. Flieger fanden die verborgenen Ziele, und dann schlugen die Granaten der schwersten deutschen Haubitzen und österreichischen Mörser die Forts und Zwischenwerke in Grund und Boden. Am 7. September war die Festung schon sturmreif; am 8. ergab sie sich mit 45000 Mann und 400 Geschützen. Im Jahre 1793 war Maubeuge einst von einem österreichischen Heere vergeblich berannt, und auf der Place d'armes triumphierte das Standbild eines französischen Kriegers. Da zogen nun die jungen Sieger vorbei, und ihre Musik spielte den lustigen Radetzkymarsch. In Maubeuge war das Grab des Prinzen Ernst von Meiningen, des Sohnes jenes Prinzen Friedrich, der vor Namur gefallen war. Todwund hatte der junge Leutnant auf einen Zettel geschrieben: „Wenn ich auf dem Felde der Ehre für Deutschlands Größe falle, so begrabt mich nicht in meiner Fürstengruft, sondern scharrt mich in das Grab meiner tapferen Kameraden ein. Grüßet mir meinen Kaiser!"



Die Marneschlacht und die Bildung der neuen Front





Die Marneschlacht und die Bildung der neuen Front.

In den Landschaften, durch die die Bruchstücke des Joffreschen Heeres zurückfluteten, packt es die Einwohner wie Raserei. Sie stürzten davon, als bebte die Erde. Die üppigste Ernte stand ungeerntet. „Ist's wahr, die Deutschen sind schon in St. Quentin?" – „O, sie sind schon in Compiègne" ... „In Pontoise." Die ersten Ulanen kommen. Sie traben durch tote Städte, in denen die Gassen leer widerhallen. Kein Bürgersmann sitzt vor den Kaffeehäusern. Alle Behörden sind geflüchtet. Die Brücken sind zerstört. Die bei Chantilly sollten die Engländer sprengen; sie vergaßen es, aber sie brachen dafür die bei Lagny ab, die die Franzosen so nötig für ihren Rückzug brauchten.

Über diese Kopflosigkeit eines ganzen zitternden Landes hetzten nun die Kolonnen der deutschen Verfolgungsarmee heran, aus ihrem Südwestlauf immer schärfer zur südlichen, schließlich sogar zur südöstlichen Richtung gewandt. Die weitesten Kurven in der allgemeinen Schwenkung hatten Kluck und Bülow zu bewältigen. Nur die zäheste Marschfähigkeit konnte es zu Leistungen bringen, die unerhört waren. Oft mußte die Infanterie 45 Kilometer an einem Tage schaffen. Flugzeuge, Zeppeline, Panzerautomobile schwirrten und jagten voraus. Reitermassen verschleierten die Bewegung. Es war ein Tempo, als gälte es, in jeder Minute eine Stunde einzuholen. „Die deutschen Kommandeure", schrieb die englische Zeitung, „schickten ihre Leute

vorwärts, als ob sie einen unerschöpflichen Vorrat an Tapferkeit hätten ... Ob die Feinde auf offenem Felde oder hinter einem bewaldeten oder hügeligen Gelände liegen, ist den Deutschen völlig einerlei. Ihr Befehl ist allemal: Vorwärts! Marsch, marsch!"

Die Franzosen trauten selbst ihrem Festungspanzer nichts mehr zu. Laon, La Fère gaben sie auf; nur Verdun hielten sie. Paris machte sich schon auf eine Einschließung gefaßt. Der Schrecken von 1870 lebte auf. Wen keine Pflicht band, floh. Die anderen füllten die Vorratskammern. Überall auf dem Rasen der Parks weideten Herden. Die Regierung ging nach Bordeaux. Flüchtlinge, die zu den Toren hereinstürzten, brachten das Entsetzen mit. In der Ferne wollte man Kanonendonner hören. Am 30. August schwebte das erste deutsche Flugzeug über der Stadt; dann kamen die „five o' clock-Tauben" täglich zur Nachmittagszeit.

Aber die deutsche Heeresleitung dachte noch nicht an eine Belagerung der mächtigen Stadt; es mußte die geworfene französische Feldarmee erst zerpulvert werden bis zum letzten Atom ihrer Widerstandskraft. Darauf kam es an. Schon war der strategische Rückzug Joffres in haltloses Flüchten zerronnen. Nirgends trafen die Verfolger auf jene soldatische Entschlossenheit, die unbedenklich ganze Brigaden für die Sicherung des Heeres in den Opfertod wirft. Das Kriegsgerät blieb auf den Feldern liegen. Zolas Débâcle war wieder da. Schon gingen leise Friedensgelüste und Friedensgerüchte um.

In mächtiger Front hatten vier deutsche Armeen die Aisne erreicht; Kluck stand bei Compiègne, Bülow bei Soissons, Hausen bei Rethel, der Kronprinz von Württemberg dort, wo die Aisne die Aire aufnimmt.

Für Joffre war es der Moment der letzten Spannung. Er mußte versuchen, seine Kraft noch einmal in die Tragik Frankreichs einzulegen. Er stand hinter der Marne, die der Aisne völlig parallel fließt.

Der schnelle Rückzug hatte genug Entfernung zwischen ihn und die Gegner geschoben, daß er jetzt seine Armeen in Sicherheit um sich sammeln konnte. Wie Notenlinien laufen dort von Osten her nach Paris hin die Flüsse Aisne=Oise, Ourcq, Marne, Klein=Morin, Groß=Morin; ganz im Osten geht in derselben Richtung der Ornainfluß zur Marne. Sie alle schützten seinen neuen Aufmarsch, und an den Flügeln deckten ihn links Paris und rechts Verdun. In seinem Rücken erleichterten gute Eisenbahnen die Herannahme frischer Truppen, der Reserven, der Garnison von Belfort, der Alpenregimenter. Dem linken Flügel war das englische Hilfskorps eingereiht. Sachlich und umsichtig schuf er eine Großarmee. Kein anderer Mann in Frankreich hätte das vermocht. Er trug das Schicksal seines Volkes.

Zur selben Zeit hasten die methodischen Deutschen heran. Ihre Heere sind durch die Gewaltmärsche geschwächt, an Zahl dem Feinde nicht mehr ebenbürtig. Sie sind weit von der Heimat entfernt, die Etappenlinien in ungünstige Längen gedehnt. Hinter ihnen wartet eine lauernde Bevölkerung, ein aufsässiges Belgien, ein drohendes England. Ihre Korps mußten fester in sich zusammengezogen werden und engeren Ellenbogenanschluß nach der Mitte zu suchen. Sie ließen Paris zu ihrer Rechten liegen und zogen zwischen dem 5. und 8. September am östlichen Verteidigungsgürtel vorbei. Eine Nachhut mit wirksamer Artillerie stellte der General von Kluck am Ourcq als Schutzwehr gegen die sehr bedeutsame Besatzung der Stadt; dann eilte er zur Marne, überschritt sie bei La Ferté und drang zum kleinen Morinflusse. Neben ihm kam Bülow noch weiter südlich bis Montmirail, und Hausen streckte sich am Lager von Chalons vorbei bis über Fère=Champenoise, ja mit der Spitze seiner Reiter sogar bis nach Troys an der Seine. Im Osten erreichte der Herzog von Württemberg Vitry=le=François, wo der Ornainfluß zur Marne geht.

So stand die deutsche Linie ungefähr am 6. September, als Joffre auf seiner ganzen Front den Befehl zum Angriff gab. Seine Strategie legte es darauf an, die Macht des Gegners in dem flußdurchsetzten Kampfgebiete festzuhalten und zu zerreißen. Von Westen nach Osten, von Paris nach Verdun, waren seine Kräfte in dieser Reihenfolge aufgebaut: General Maunoury, Feldmarschall French, General Franchet d'Esperey, General Foch, General de Langle de Cary, General Sarrail. Am 7. September begann die Schlacht auf ihrer ganzen ungeheuren Breite. Die große Marneschlacht sollte es nach der Idee des französischen Generalstabs werden, und die deutsche Taktik machte daraus die große Schlacht an der Aisne. Maunoury warf sich von Paris aus gegen den Ourcq, um den rechten Flügel der Deutschen zu umfassen und ihre rückwärtigen Verbindungen durchzuhauen. Aber mit prächtig kühnen und sicheren Griffen riß Kluck seine Armee aus der Katastrophe; er nahm sie, gedeckt durch seine feste Schutzwehr am Ourcq, von den beiden Morinflüssen zunächst zur Marne zurück. Aber da sprang die zweite Gefahr gegen ihn auf. In seiner anderen Flanke rückte ein englisches Heer zum Angriff heran, das sich in eine Lücke der großen deutschen Front einzudrängen schien. Mit stählerner, fast finsterer Entschlossenheit bahnte sich die Armee Klucks durch Not und Tod in der grimmigen Nacht des 9. September den Weg von der Marne über den Ourcq. Und Maunoury in der einen Flanke und die Engländer in der anderen quälten sich mit doppelter Übermacht vergebens gegen seine Meisterschaft ab. Die Behendigkeit seiner Entschlüsse wurde aber auch von der unvertilgbaren Zuverlässigkeit seiner Mannschaften und von ihrem Soldatensinn, der sich immer und immer ohne Bedenken kameradschaftlich opferte, in unvergleichliche Leistungen umgesetzt. Reitergeschwader mit starker Artillerie und Maschinengewehrabteilungen wurden wie ein Schild den Angreifern entgegengehalten, und dahinter ging das Heer von Höhe zu Höhe in aller Besonnenheit zurück; selbst seine

Kriegsbeute und die Gefangenen alle ließ es nicht los. Da erkannte selbst ein französischer General an: „Die französische Armee war in den Marneschlachten auf der ganzen Front beinahe doppelt so stark wie die deutsche. Aber was für ein Feind! Welch unerklärliche, wunderbare Widerstandskraft! Die Deutschen ziehen sich in geradezu vorbildlicher Weise zurück, indem sie den Heldenmut haben, keinen Schuß abzugeben, um die Munition zu sparen."

Am 10. September standen die Soldaten Klucks oben auf dem Plateau des Ourcq; sie fanden kurze Rast in der Feldbefestigung, die von den Pionieren hier im voraus gegraben war. Inzwischen hatten auch, da die westliche Flanke gedeckt blieb, die Armeen Bülows und Hausens, Seite an Seite, unerschüttert vom Schwall der feindlichen Übermacht, ihren Rückmarsch erkämpfen können. Und alles gelang, jeder Übergang von Fluß zu Fluß. Immer waren von den Pionieren die Brücken schon geschlagen, wenn die Spitzen der Kolonnen zum Ufer herniederstiegen. Und nirgends eine Flucht, sondern überall ein wohldurchdachtes Manöver. Der Boden schwand nicht unter den Füßen; die Flut brach nicht herein; ein undurchlässiger Wall wanderte nordwärts bis zur Aisne.

Zwischen der Marne und Aisne sind die Erntefluren weithin zum Leichenfelde geworden. Wie lange Linien gemähten Getreides liegen die Franzosen, alle in einer Richtung niedergestreckt, bis hin zum Horizont. Die deutschen Toten sind zu Haufen geschart, als hätten sich überall die treuen Kameraden zusammengedrängt, um für das große Heer zu sterben; mitten unter den Leichnamen ruht der Offizier. Bis zum letzten Augenblick des Lebens hat die Erstarrten die Zucht regiert; sie schlafen, wie zur Parade gerüstet; alles ist festgeknöpft und festgeschnallt, Helm, Tornister, Patronentaschen, Leibriemen, gerollter Mantel.

Auf dem nördlichen Aisneufer gaben Verschanzungen dem bravsten aller Heere eine dauernde Rast von Tracy-le-Val, das südlich von

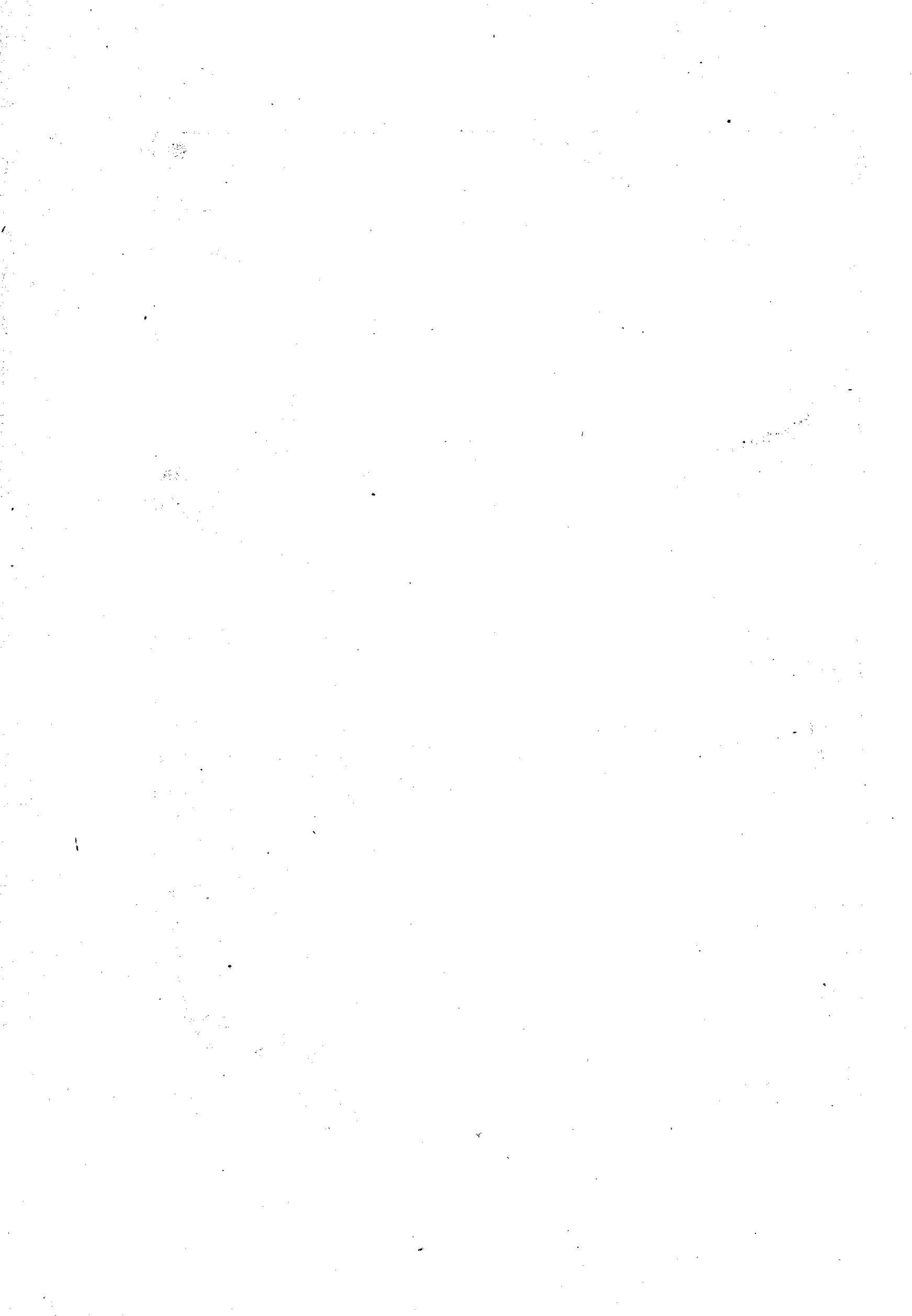
Noyon liegt, bis Vaubécourt. Am 10. September war der Rückzug beendet. Zwei Tage und zwei Nächte hatte er gedauert. Er bedeutete nicht, wie die französischen und englischen Zeitungen vorlaut triumphierten, den Anfang vom Ende der deutschen Siegesbahn, sondern nur eine Pause.

Hinter der Aisne reiht sich Hügel an Hügel, und jeder starrt von Waffen; hier haben sich die Deutschen eine einzige lange Feldfestungslinie geschaffen. Aus den Rheinlanden, aus Belgien, aus Nordfrankreich haben sie Zement, Eisen, Holz, Draht herangefahren. Pioniere, Infanteristen, Artilleristen haben gegraben, geschanzt, gebaut. Eisenbahnen und Chausseen verbinden die Heimat. Jeder Zug bringt frische Truppen zu neuen Schlachten.

Joffre versuchte, auf die Linien loszuhämmern, daß sie irgendwo zerrissen. Die Mauer von Eisen und treuen Leibern hielt fest Und daß er nur nicht glaubte, dahinter bereite sich ein Rückzug vor: am 15. September schon holten die Deutschen zu Gegenangriffen aus, und am 17. nahmen sie Brimont bei Reims. Die Festung selbst blieb den Feinden.

Im Westen dauerten die Ausläufer der Marneschlacht noch lange fort. Immer wieder liefen die Franzosen vor, um Klucks Flügel zu umgehen. Am 17. September warf er ihren energischen Ansturm bei Noyon siegreich zurück. Neue Truppen wurden aus Paris über Amiens geführt, um hinter der deutschen Front in Belgien einzufallen, das fiebernd auf seinen Befreier harrte. Es harrte vergebens. Kluck breitete seine Korps fächerförmig aus, immer rechts hinauf; er wuchs, von anderen Truppenmassen gestärkt, über Lille hinaus bis zur Nordsee. Die Umklammerung war vereitelt; die Gefechte an der Somme, bei Bapaume, bei Albert in den letzten Septembertagen wiesen den Franzosen, daß an der deutschen Schutzwehr hier nicht mehr zu rütteln war. Joffres Plan hatte Großes erreicht, das Endziel aber nicht. Die Deutschen blieben Herren ihres Willens – und darauf kam es an.


Ostende
Nieup.
Brügge
Gent
Dixm.
Calais
Dünkirchen
Ypern
Courtrai
Boulogne
Armentières
Roubaix
Brüssel
Lille
Cöln
Aachen
Béthune
La Bassée
Tournai
Lüttich
Loos
Souchez
Lens
Douai
Arras
Namur
Valenciennes
Maubeuge
Cambrai
Albert
Péronne
Coblenz
Givet
Amiens
St. Quentin
La Fère
Rocroi
Roye
Mézières
Noyon
Laon
Tracy
Craonne
Compiègne
Crouÿ
Vailly
Rethel
Montmedÿ
Luxemburg
Berrÿ au Bac
Soissons
Vouziers
Longwy
Senlis
Perthes
Diedenhofen
Reims
Varennes
Fresnes
Suippes
Meaux
Chât. Thierrÿ
Mourmelon
Paris
Epernay
Chalons
Metz
St. Meneh.
Verdun
La Ferté
Montmirail
Coulommiers
Vitrÿ
Französ. Stellung am 8. Sept.
Port à Mousson
Melun
Saarburg
Provins
St. Mihiel
Lagarde
Fère Champenoise
St. Dizier
Toul
Nancy
Strassburg
E.B.



Die Armee des Kronprinzen von Preußen, die am Ostpol der großen Marneschlacht gestanden hatte, war um Verdun herum bis zur Aire gekommen und stand in einer Linie von Varennes am Argonnenrande bis nach Vaubécourt. Als Joffres Offensive auch hier von Bar-le-Duc aus große Truppenmassen beweglich machte, führte der Kronprinz seine Korps am 12. September nordostwärts durch die Argonnen zurück. Der Flankenstoß, den die Verduner Garnison ausübte, traf ihn nicht mehr. Er ging bis Montfaucon; das Hauptquartier wurde Stenay.

Die Nachbararmee, die des Kronprinzen von Bayern, die sechste, war nach der Lothringer Schlacht weit über Lunéville hinausgedrungen, mit scharfem Keil zwischen Nancy und Epinal. Sie gewann im nächtlichen Sturmangriff die Höhen von Friscati, die südlich von Nancy aus dem Moseltale aufsteigen, und beschoß das Fort Amance. Noch hatte die Joffresche Offensive hierher keinen stärkeren Atem gebracht; aber nun häuften sich auch in Nancy und Toul stärkere Massen. Am 12. September bogen daher die Deutschen hier wieder nach Lothringen zurück.

Naturgemäß schloß sich die Vogesenfront der Bewegung an. Die siebente Armee unter v. Heeringen gab an demselben Tage die Meurthelinie auf, räumte Baccarat und St. Dié. Den Kamm der Vogesen hielt sie gegen alle Angriffe; im Breuschtale, bei Saales, bei Senones waren sie besonders heftig.

Abwehren und nur Abwehren ist nicht deutsche Art. Schon am 17. September führte der Kronprinz von Preußen die fünfte Armee zum Angriff, und am 23. hatte er Varennes in seiner Faust. Und dann kamen die Wochen, da die Soldaten in dem allermühsamsten Ringen Schritt für Schritt sich näher an Verdun herankämpften und durch das Geflecht des Argonnenwaldes arbeiteten. Im Dickicht, das die Sonne nicht kannte, hinter Strauchgewirr, in Erdlöchern, auf Baumwipfeln nistete der Feind, fuchsschlaue Alpenjäger und Scharf-

schützen. Verhaue und Drahtgeflechte, eines hinter dem anderen, Gräben, gemauerte Bollwerke, Schanzen lauerten auf jeden Schritt. Und mit Minen und Handgranaten, aber noch mehr mit Muskelkraft und Indianerlisten mußten die wackeren Soldaten den Gegner unterkriegen.

Am 18. September standen auch die Bayern schon wieder fertig zum Angriff nördlich von Nancy. Sie gingen gegen die Linie der Sperrforts vor, die zwischen Verdun und Toul auf den Höhen des rechten Maasufers drohten. Erst mußte die Côte Lorraine genommen werden, die gegen die Woëvrelandschaft in steilen Waldbergen aufsteigt und mit zähen Feldbefestigungen von den Franzosen gespickt war. Nach dieser Arbeit begann die Niederzwingung der mittleren Fortsgruppe Troyon, Les Paroches, Liouville und Camp des Romains. Die drei ersten wurden zum Schweigen gebracht und lagen bald als stille Ruinen da. Zwischen Obstbäumen und Weinbergen standen die deutschen Riesengeschütze. Ihre Steilgeschosse schrieben einen Bogen von Montblanchöhe, wenn sie mit betäubendem Knall und langem, wildem Heulen und Pfeifen sich in den Äther bohrten und aus dem weißen Dampfring sich herauswanden, der matt hinter ihnen zurückblieb. Am 24. September rückten die Sieger in St. Mihiel ein; sie erkämpften sich hier den Maasübergang und eroberten am Tage darauf das Fort Camp des Romains. „Nur durch Hunger kann es bezwungen werden", hatte sein Erbauer einst gerühmt. Nun nahmen es bayrische und preußische Soldaten im richtigen alten Sturmangriff von Stein zu Stein. Durch die Drahtsperren preßten sich die Stürmer und kletterten auf den äußeren Wall, wo die österreichisch-ungarischen Mörser und die preußischen Haubitzen schon Bresche geschlagen hatten. An Leitern ließen sie sich in den acht Meter tiefen Graben hinab, und an den anderen Böschungen kletterten sie hinauf auf den Hauptwall – und dies alles, während aus den Mauerlöchern und Schießscharten der Tod griff. Mit Hand-

granaten und Brandfackeln mußten die Pioniere den Feind aus seinen Winkeln herausräuchern. Fünfhundert streckten die Waffen.

Camp des Romains war das wichtigste der Forts; mit ihm sicherten sich die Deutschen einen brauchbaren Maasübergang; und wie oft auch noch von Verdun und von Toul her die Feinde in ihren Rücken bei Thiaucourt und Flirey und Apremont zu kommen suchten, sie opferten ihre Tausende umsonst.

Meilenweit ausgedehnte, befestigte Linienstellungen hatten einst in der Strategie der langsamen deutschen Reichskriege ihren Wert gehabt. Im ersten Koalitionskriege war dann ihre Theorie unter dem entschlossenen Draufgehen der Revolutionsheere zusammengebrochen. Aber 1806 hatte sie sich doch wieder in dem bedächtigen Kriegsrate des Herzogs von Braunschweig aufgespielt. Und nun griff der modernste aller Kriege auf sie zurück.

Die Schlacht steht. Der Herbst bringt Regen und Sturm. In den rauhen, grauen Tagen ringen Millionen gegen Millionen. Ein zäher Kampf; man weiß nicht, wann er begonnen hat, wann er endet, nur daß es die Schlacht der Schlachten ist und daß diese über die Welt entscheiden soll. Die Schlacht steht. Und die Völker schauen aus der Heimat her, und das Herz der Väter fragt, und die Antwort ist: Die Schlacht steht. Der Kampfplatz wird zum Gottesacker, Leiche wird zu Leichen gesät. Was sprießt aus all der jungen Kraft? Die Schlacht steht. Ins Endlose der Nacht hinein spinnen sich quälende Träume, Mütter und Bräute liegen wach; sie hören draußen die Früchte vom Baum fallen, und ein Geraun ist im Blut. Und wenn der Morgen kommt, versuchen sie zu lächeln und klammern sich an das Wort: Die Schlacht steht.

Zwei Heere, die Kraft stolzer Völker, lauern. Sie sammeln alle ihre Lebensenergie, alle Werte ihrer gesteigerten Kultur zum Vernichten und Zerstören. Der Krieg frißt sich ein. Nicht Menschen

allein, Dörfer, Städte, Wälder, Landschaften müssen sterben; und aus allem, was er verschlingt, nährt er seine furchtbare Kraft. Er ist keine flüchtige Erscheinung mehr, er hat das Lebensrecht, er wird das Leben selbst.

Von der Nordsee bis zur Schweiz sind Feinde gegen Feinde eingewurzelt; auf jedem Schritt lugt einer, der zielt. Zwei Menschenreihen, 950 Kilometer lang.

Wir zerlegen die Front in Abschnitte. Der erste heißt Westflandern. Hier ist noch belgisches Gebiet, der Rest des Landes, über dem die schwarz-gelb-rote Fahne weht. Die Hauptstadt Westflanderns, Brügge, gehört den Deutschen; auch Ostende, dessen Name so freudig nach Sonne und Meer und bunter Welt klingt. Aber dann bei Lombardzyde in den Dünen fängt der Kampf an. Hinter den Dünen liegt das feste Nieuport, und südlich davon ist in dem grabendurchfurchten Gelände jedes Dorf, jedes Gehöft, jede Fabrik, jeder Landsitz ein Massengrab des Krieges geworden. Die Landschaft bleibt zunächst flach, aber sie breitet sich wie ein Park, und die überall eingesetzten Büsche und Baumpflanzungen machen sie für das Auge des Soldaten unübersichtlich Im Frühjahr deckt hohes Gras den heranriechenden Feind. Nun steigt das Land zu Höhen auf, die bedeutsam genug gegen das Tiefland lagern. An der Yser und dem Yserkanal geht die Linie aufwärts zum Lysfluß. Ramscapelle liegt da und Dixmuiden, Drie Grachten,, Bixschote, Steenstrate, Het Sas, Pilkem, Langemark, Kesselaere, Peschendaele, Zonnebeke, Zillebeke. In einem großen Halbkreise sitzen diese Ortschaften meist auf Höhen und zwischen Büschen um Ypern herum, die Feste der Engländer am Yserkanal. Poperinghe wartet westwärts dahinter. Nach Süden zu folgen St. Eloi, Hollebeke, Wytschaete und gegenüber Messines, Warneton, Comines. Weit hinter der deutschen Front ist Courtrai am Lys.

Nun setzt sich der zweite Abschnitt an, der von Lille und Arras. Armentières und Fleurbaix sind noch feindlich. Darauf springt die

deutsche Front aber mit einem Bogen in das französische Flandern hinüber und ins Artois. Hier läuft die Kampffront durch ein Berg- und Hügelland, das gegen die Ebene hin oft steilrandig absetzt. Weite Rübenfelder strecken sich da, aber auch Frankreichs ergiebigste Kohlenlager. Eine weltversorgende Industrie schafft hier. Die Wollen- und Baumwollenwebereien von Lille, Roubaix und Tourcoing müssen jetzt für uns arbeiten. Westlich von Lille, der Festung, liegen die Schlachtfelder von Bois Grenier, Neuve Chapelle, Richebourg, Festubert, Béthune, Vermelle, Aix-Noulette, Ablain, Carency, La Tarzette; auf unserer Seite Givenchy, La Bassée, Loos, Lens, Liévin, die Lorettohöhe, Souchez, Mont St. Eloy, Vimy, Neuville, das Labyrinth, Ecurie, St. Laurent. Douay bleibt im Hintergrunde dieser Ortschaften. Arras drüben gehört den Franzosen.

Der dritte Abschnitt ist Albert-Noyon. Die Front läuft hier, abermals westwärts ausbiegend, nach Süden durch die fruchtbaren Gärten der Picardie, über die Somme und Oise ins Herzland Frankreichs, in die Isle de France. Amiens ist französisch, aber Cambrai ist deutsch. Drüben sieht man Hébuterne, Beaumont, Albert, hüben Serres, Bapaume, La Boiselle, Combles, Péronne, St. Quentin, Nesle, Roye, Avricourt, Noyon, Ribécourt. Hier hat Deutschland seine Hand am weitesten gegen Paris vorgestreckt; nur 70 Kilometer sind es bis dahin.

Wo die umbuschte Aisne in die Oise fließt, dort ungefähr schwenkt die Front ostwärts zurück. Hier sind die Schauplätze von Soissons und Reims. Die hübsche Isle de France mit breiten Ebenen und mäßigen Höhen wird von bequemen Tälern durchlaufen. Ostwärts gehts zur staubigen Champagne über. Auf diesem Kreideboden, der weiß wie Schnee im Lichte flimmert, ist das gesegnete Weinland. Drüben sonnen sich die Türme von Soissons und die Spitzen der Kathedrale von Reims, der alten Krönungsstadt. Auf deutscher Seite suchen wir Cuffies, Crouy, Vregny, Vailly, im Hintergrunde Anizy

und Laon und Rethel und La Fère, dann Heurtebise, Craonne, Craonnelle, Berry au Bac. Weit über die Aisne laufen nun die deutschen Gräben, halbwegs bis zur Marne. Da klingt der Name der Schlachtfelder von Souain, Perthes, Hurlus, Tahure, Beauséjour, Le Mesnil, Massiges, Suippes. An diesem Orte entlang führt die alte Römerstraße ostwärts zu den Argonnen.

Diese Argonnen bilden den fünften Abschnitt. Schmal, mit der Längsachse nach Süden, sind sie von den Flüssen Aisne und Aire eingeengt. Nicht allzu hoch, nur 300 Meter, eine Urwaldinsel inmitten der Zivilisation. Eine Wildnis von Fichten, von hohen Laubbäumen und verwachsenem Unterholz; aber sie erhebt nicht die Seele, sie bedrückt wie etwas, dem man nicht mehr entrinnen kann. Und schon die Namen flüstern von unheimlicher Gewalttat, Moulin de l'homme mort, La fille morte. Die Eisenbahnen machen am Rande halt; nur eine schneidet hindurch, die von Verdun über St. Menehould nach Paris eilt. Die Paßstraßen durchqueren das Gebirge; die brauchbarste ist noch immer die Römerstraße, die einst die Legionen der Cäsaren bauten Nun hat der Krieg mit Äxten, Granaten und Minen das Dickicht gelichtet Bei Vienne le Château fängt die deutsche Front an, sie steigt aufwärts bis Le Four de Paris und wieder abwärts nach Varennes. Jede Waldhütte, jeder Pavillon, das Schutzhaus der Jäger, ist hier umstritten.

Der sechste Abschnitt ist das Gebiet um Verdun, das Verdunois. Am Maasufer hebt sich die Landschaft aus Rebgeländen zum Hochwald, von 40 Metern zu 400. Hier sind die Côtes Lorraines, die Rippen, die das Herz Paris schützen. Ihr Steilrand blickt zu der Woëvre hinab; er ist die Festungsmauer, die die Franzosen verteidigen und die die Deutschen gewinnen mußten. Wir kommen von den Argonnen her über Malancourt zur Maas bei Consenvoye und umgehen im weiten Bogen bei Ornes und Etain die Festung Verdun. Aber südlich hakt sich der Bogen wie die Spitze eines wachsenden

Halbmondes bei St. Mihiel aufs linke Flußufer und kehrt dann geradewegs zur Mosel zurück. „Zwischen Maas und Mosel" heißt das Kampfgebiet, und es ist mit den Namen Les Eparges, Marchéville, Combres, St. Rémy, Lacroix, Selousewald, Spada, Chauvoncourt, Camp des Romains, Ailly, Bois brulé, Apremont, Rupt de Mad, Thiaucourt, Flirey, Priesterwald besetzt. Nördlich von Pont-à-Mousson erreicht die Linie die Mosel. Weit im Hintergrunde fließt diese auf Metz zu.

Der siebente Abschnitt, der Lothringer Kampfplatz, zieht außerhalb an der deutschen Grenze entlang in der Richtung Südost. Durch reiche Kornfelder fließt hier die Meurthe an Nancy, Lunéville, Baccarat, Manonvillers, St. Dié vorbei. Die sind französisch geblieben. Immer dachen sich die Höhenstufen nach dem Innern sanft ab und kehren ihre scharfe Seite nach Deutschland zu. An der Kampffront liegen Château Salins, Lagarde, Avricourt, Blamont.

Den letzten Abschnitt füllen die Vogesen. Wie eine fremdartige Region sind sie zwischen der lothringischen Hochebene und der rheinischen Tiefebene aufgeworfen, zwischen Kornfeldern und Weingeländen. An der Mulde dort, wo die Bahn von Straßburg über Zabern nach Paris führt, steigen sie sanft zum Kamm empor; im Süden aber wachsen die höchsten Gipfel. Die trotzige Stirn des Gebirges ist gegen das Rheintal gekehrt. Die Kriegslinie geht zunächst halbwegs zwischen der Meurthe und der alten deutschen Grenze dahin. Auf unserer Seite liegen der Donon, das Breuschtal, die Städte Schirmeck, Saales, Markirch; drüben Badonviller, Senones, Ban de Sapt. Dann haben uns die Franzosen die Südwestecke des Elsaß abgeschnitten mit Sulzern, dem Schluchtpaß, Metzeral, dem Sulzer Belchen, Thann, Maasmünster, Münsterol, Dammerkirch. Auf unserer Seite blieben Münster und der Reichackerkopf, Gebweiler und der Hartmannsweilerkopf, Sulz, Uffholz, Sennheim, Niederasbach, Ammerweiler, Altkirch, Hirzbach.

Wenn wir die Kampf- und Zerstörungszone auf eine Tiefe von zehn Kilometern ansetzen, so sind 5000 Quadratkilometer Feindesland vom Kriege betroffen; vom deutschen Lande nur 800. Das Stück belgischen und französischen Landes, das unser Heer besetzt hält, ist 50000 Quadratkilometer groß und zählt zehn Millionen Einwohner.

Die ganze Länge der Front mißt 950919 Meter; davon verteidigen die Belgier 27353 Meter, die Engländer 49879 Meter, die Franzosen 873687 Meter. Und hier zuckt nun seit dem Anfang des September 1914 Tag für Tag der Kampf. Am schweigsamsten blieben lange Zeit die beiden Strecken von Arras bis Noyon und von Pont-à-Mousson bis zu den Vogesen. Aber von den Kämpfen außerhalb und innerhalb dieser beiden gemäßigten Zonen, an den beiden äußersten Flügeln und in der großen Mitte, sprechen die Berichte des Hauptquartiers Tag für Tag.

In der Mitte setzte Joffre stets seine großen Offensiven an; das Lager von Chalons lieferte dazu die Truppenmassen und das Kriegsgerät, und die festen Plätze Soissons, Reims, Verdun waren mit ihren Schienenwegen treffliche Stützpunkte seiner Angriffe. Auf dem Südflügel trieb die nationale Ehrenpflicht der Wiedereroberung des Elsasses und das Bewußtsein des starken Belforter Rückhalts die Franzosen zu unermüdlichem Ansturm; auf dem Nordflügel aber stachelte die Engländer die Angst um Calais und die Franzosen die Sorge um ihr kostbares Industrieland, das in deutschen Händen ist.

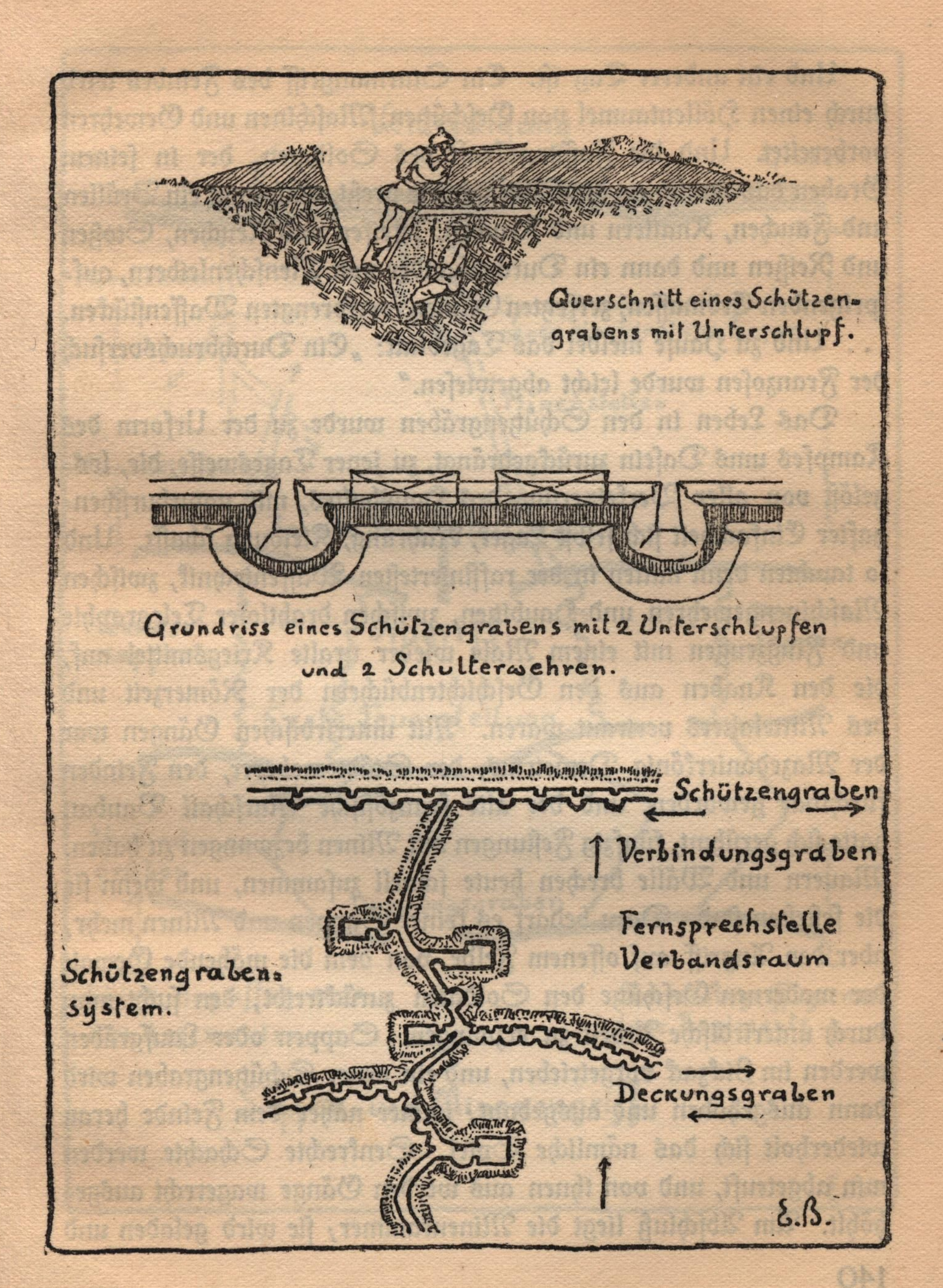
Ein preußischer General sagte zu einem neutralen Offizier: „Wir hatten uns den Feldzug als frischen, fröhlichen Bewegungskrieg wie 1870 gedacht, und nun liegen wir schon seit Monaten, eingebuddelt bis an die Ohren, in der Erde und graben und graben und bauen und bauen noch immerzu. Unsere Infanterie ist zur Pioniertruppe ausgebildet, und zum Schützengrabenkrieg haben wir Flachländer

sogar auch noch den Gebirgskrieg erlernen müssen.... Sie sehen, alles, was wir auf der Akademie gelernt haben, müssen wir in diesem Kriege umlernen." Das erste Eingraben unter feindlichem Infanterie- und Artilleriefeuer schaffte nur flache Mulden, die dem Körper kümmerliche Deckung und dem Zielen wenigstens eine Gewehrauflage boten. Das verstanden unsere Soldaten. Die Kompagnie hatte nur 100 Spaten beim Ausrücken mitgenommen, aber sie versah sich gleich in den ersten Wochen mit gutem französischen Schanzzeug; und nun konnte immer ein Mann, flach am Boden liegend, mit seinem Nebenmann abwechselnd graben oder feuern. Aus solchen nur der Stunde dienenden flüchtigen Furchen ist das System dauernder Feldbefestigungen geworden, das wie ein geometrisches Ornament den Saum des Krieges bezeichnet. Hinter den vordersten tief geschlagenen Schützengräben mit Eindeckungen und Schulterwehren, laufen die parallelen Deckungs- und Ausgangsgräben. Im Zickzack angelegte Verbindungsgräben bilden die Verkehrswege zwischen ihnen, und von diesen zweigen sich wieder kurze Sackgassen ab, Gräben, in denen Verbandräume, Fernsprechstellen, Scheinwerfer sind. Was an natürlichem Geländevorteil zu fassen ist, wird in die Befestigungen hineingezogen, Waldstücke, Einzelgehöfte, ganze Dörfer. Hinter Schutzschilden stehen die Maschinengewehre, Geschütze. An vorteilhaften Punkten wachsen starke Werke, kleine Festungen. Den Stellungen werden zur größeren Sicherheit Drahtgeflechte, Astverhaue, Wolfsgruben vorgelegt. Es ist gefährliche Arbeit, die oft in greifbarer Nähe des Feindes beherzte Leute in dunklen, feuchten Nächten verrichten müssen. Am Tage scheint bisweilen das Leben in den Schützengräben zu schlafen, aber es schafft dafür in der Nacht. Mit Brettern, Dielen, Pfählen, Reisigbündeln, Stroh, Wellblech, Sandsäcken, Stahlblenden wird gebaut, daß der Aufenthalt in dem vorderen Graben kugelsicher, in den hinteren wirtlich und wohnlich sei. Aus den zerstörten Dörfern wird an Hausrat herbeigeschleppt, was

immer nur brauchbar ist. Und doch umkrustet sich in der Regenzeit, wenn die Gräben voll Schlamm und Wasser stehen, der Schützengrabenmann mit einer teigdicken gelben Lehmschicht; von den Sohlen bis zum Halse hüllt sie ihn ein, ihn und seinen Tornister, seine Patronentaschen und Waffen. Nachts fahren vorsichtig die Feldküchen heran, und ein gespenstisches Kommen und Gehen streift dann durch ihren Duft.

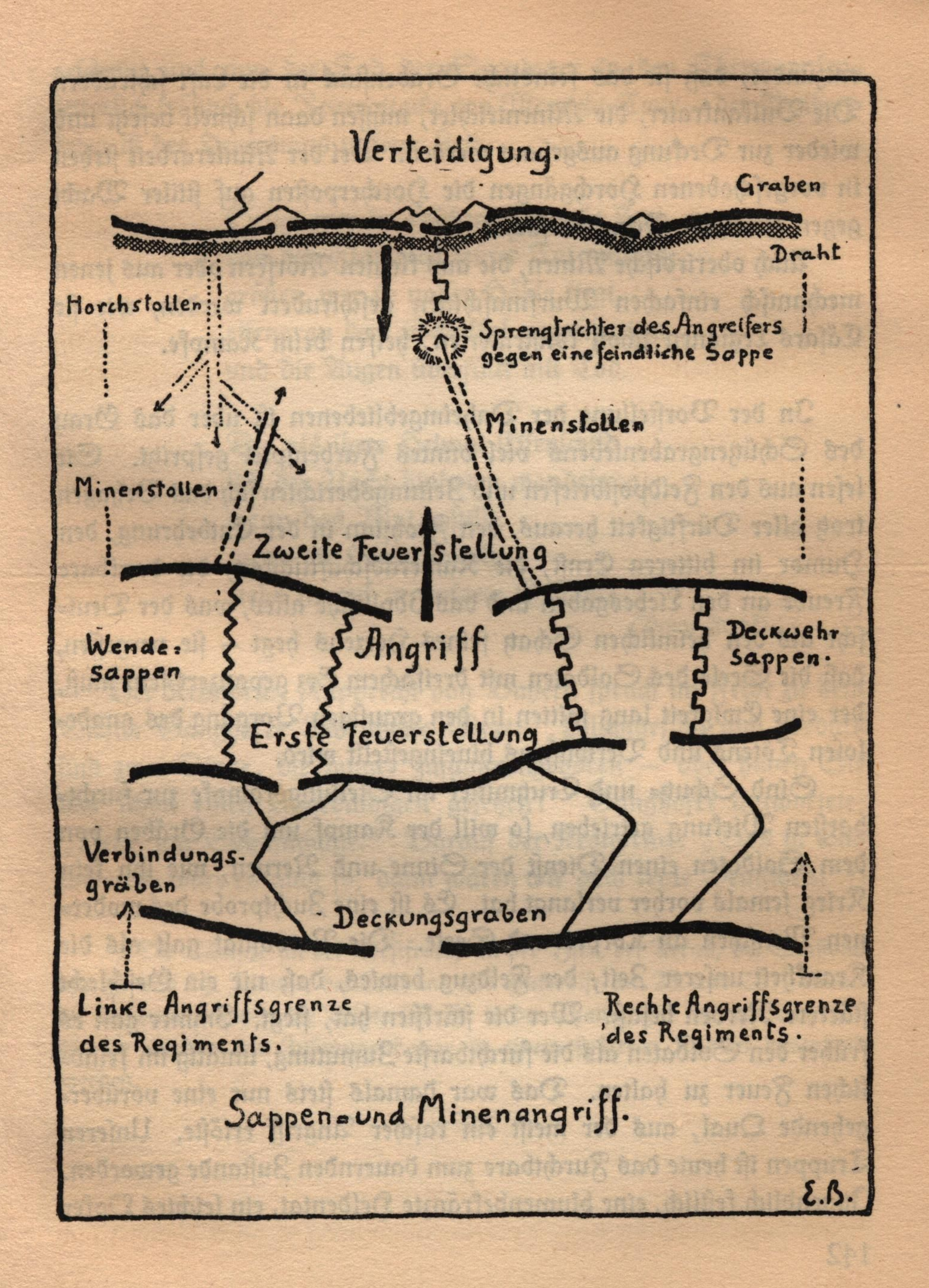
Liegt am Morgen der Graben wie verlassen da, so lugen doch Hunderte von Augen hüben nach einem Auge drüben, und neben diesen Augen lauern die runden schwarzen Augen der Gewehre. Und kommt ein Stück Helm oder Käppi nur leise über den Graben, kracht in demselben Augenblick ein Schuß. Zu einer unsagbar trostlosen Klage ist die Welt ringsum vereinsamt, nur ein paar Lerchen heben sich mit ihrem jubelnden Lied darüber hinweg, Tauben flattern um das Sparrenwerk der zerschossenen Häuser, und Zaunkönige ziehen in der Hecke ihre Jungen groß.

Aber die Stille entsetzt sich. Die Artillerie hebt an zu sprechen, Maschinengewehrfeuer kämmt die Grabenränder ab. Alles verkriecht sich in den Unterständen. Zwischen die Schrapnelle mischen sich nun die Granaten der schweren Artillerie. Aus unendlicher Ferne donnern sie heran und krachen in den Boden und wühlen tiefe Trichter und sprühen Erdstücke und Eisenhagel um sich her. Diese 21-Zentimeter-Geschosse streuen den Tod in einer Breite von 45 Metern. Wo wird es einschlagen? Die Herzen pressen sich hinein in den Lehmboden ... Draußen hinterm Graben. Die nächste vor dem Graben. Springt die dritte herein, dann zucken durch den Qualm der Sprengladung blutige Glieder in wirrem Haufen. Die Schläge donnern vierundzwanzig Stunden lang, hämmern auf die Ohren, aufs Gehirn. Und diesen grausigen Rhythmus können die Sinne nicht eine Minute lang abschütteln, ob sie auch bitten und betteln möchten ... In der Zeitung liest der Bürger am nächsten Tage: „Es fanden nur Artilleriekämpfe statt."


Querschnitt eines Schützengrabens mit Unterschlupf.
Grundriss eines Schützengrabens mit 2 Unterschlupfen und 2 Schulterwehren.
Schützengraben
Verbindungsgraben
Fernsprechstelle
Verbandsraum
Schützengraben-system.
Deckungsgraben
E.B.

Und ein anderer Tag ist. Ein Sturmangriff des Feindes wird durch einen Höllentaumel von Geschützen, Maschinen und Gewehren vorbereitet. Und die Fassungskraft des Soldaten, der in seinem Graben das Antlitz an die Schießscharte preßt, umspannt ein Brüllen und Fauchen, Knattern und Krachen, Pfeifen und Keuchen, Stoßen und Reißen und dann ein Durcheinander von Menschenleibern, aufspritzenden Erdmassen, zerfetzten Gäulen, versprengten Waffenstücken. ... Und zu Hause meldet das Tageblatt: „Ein Durchbruchsversuch der Franzosen wurde leicht abgewiesen."

Das Leben in den Schützengräben wurde zu der Urform des Kampfes ums Dasein zurückgedrängt, zu jener Tagesweise, die, losgelöst von aller Verfeinerung des Haushaltes, mit naturburschenhafter Einfachheit sich selbst Lager, Nahrung, Kleidung schafft. Und so tauchten denn mitten in der raffiniertesten Waffentechnik, zwischen Maschinengewehren und Haubitzen, zwischen drahtloser Telegraphie und Flugzeugen mit einem Male wieder uralte Kriegsmittel auf, die den Knaben aus den Geschichtenbüchern der Römerzeit und des Mittelalters vertraut waren. Mit unterirdischen Gängen war der Mazedanierkönig Demetrius, der Städteeroberer, den Feinden furchtbar geworden, und der alte französische Marschall Vauban hatte sich gerühmt, fünfzig Festungen mit Minen bezwungen zu haben. Mauern und Wälle brechen heute schnell zusammen, und wenn sie die festesten sind. Dazu bedarf es keiner Sappen und Minen mehr; aber den Angriff auf offenem Felde, von dem die mähende Gewalt der modernen Geschütze den Soldaten zurücktreibt, den sucht man durch unterirdische Arbeit zu erzwingen. Sappen oder Laufgräben werden im Zickzack vorgetrieben, und ein neuer Schützengraben wird dann ausgehoben und ausgebaut; immer näher dem Feinde heran wiederholt sich das nämliche Spiel. Senkrechte Schachte werden nun abgeteuft, und von ihnen aus werden Gänge wagerecht ausgehöhlt. Am Abschluß liegt die Minenkammer; sie wird geladen und


Verteidigung.
Graben
Draht
Horchstollen
Sprengtrichter des Angreifers gegen eine feindliche Sappe
Minenstollen
Minenstollen
Zweite Feuerstellung
Angriff
Wende=sappen
Deckwehr Sappen.
Erste Feuerstellung
Verbindungs-gräben
Deckungsgraben
Linke Angriffsgrenze des Regiments.
Rechte Angriffsgrenze des Regiments.
Sappen= und Minenangriff.
E.B.

entzündet, daß sie das feindliche Grabenstück in die Luft schleudert. Die Vulkankrater, die Minentrichter, müssen dann schnell besetzt und wieder zur Deckung ausgebaut werden. Bei der Minierarbeit stehen in vorgeschobenen Horchgängen die Horcherposten auf stiller Wacht gegen feindliche Minenversuche.

Auch oberirdische Minen, die aus kleinen Mörsern oder aus jenen mechanisch einfachen Wurfmaschinen geschleudert werden, wie sie Cäsars Legionen schon konstruierten, helfen beim Kampfe.

In der Vorstellung der Daheimgebliebenen ist über das Grau des Schützengrabenlebens viel buntes Farbenspiel gespritzt. Sie lesen aus den Feldpostbriefen und Zeitungsberichten sich das Behagen trotz aller Dürftigkeit heraus, den Frohsinn in der Entbehrung, den Humor im bitteren Ernst, die Kameradschaftlichkeit, die dankbare Freude an den Liebesgaben und das Idyllische alles, was der Deutsche als den heimlichen Schatz seines Herzens hegt – sie vergessen, daß die Seele des Soldaten mit dreifachem Erz gepanzert sein muß, der eine Ewigkeit lang mitten in den grausigen Vorgang des gnadelosen Tötens und Verwüstens hineingestellt wird.

Sind Schutz- und Trutzmittel im Stellungskampfe zur furchtbarsten Wirkung getrieben, so will der Kampf um die Gräben von dem Soldaten einen Dienst der Sinne und Nerven, wie ihn kein Krieg jemals vorher verlangt hat. Es ist eine Zuchtprobe des modernen Menschen an Körper und Seele. Die Nervosität galt als die Krankheit unserer Zeit; der Feldzug bewies, daß nie ein Geschlecht stärkere Nerven besaß. Wer die stärksten hat, siegt. Immer galt es früher den Soldaten als die furchtbarste Zumutung, untätig im feindlichen Feuer zu halten. Das war damals stets nur eine vorübergehende Qual, aus der meist ein rascher Angriff erlöste. Unseren Truppen ist heute das Furchtbare zum dauernden Zustande geworden. Jugendlich festlich, eine blumenbekränzte Heldentat, ein leichtes Opfer

erscheint uns nun der Tod der Spartaner in den Thermopylen; ritterlich fröhlich die Reiterattacke von Mars-la-Tour — der Grabenkrieg ist der Heroismus unserer Zeit.

Selig, wer im raschen Strauße siegt,
von den Flammen seiner Tat umloht,
größer, wer in nasser Höhle liegt,
eisengrau dem Schicksal angeschmiegt
und die Augen überfüllt mit Tod.

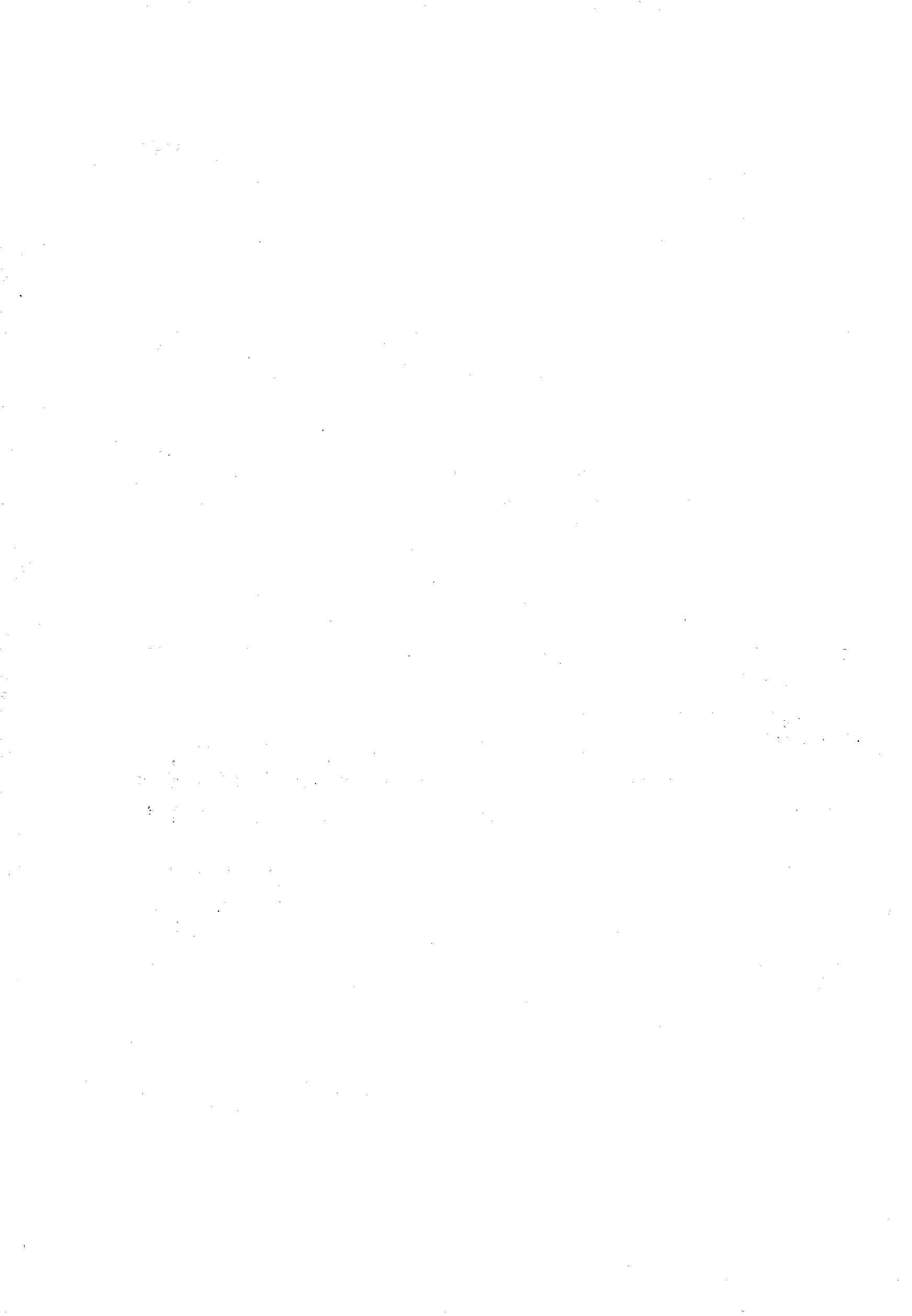
Die als ihrer Heimat Eisenschild
sich der Nacht hinboten mondelang:
wenn das Blut gestillt,
wenn die Ernte schwillt,
stehn sie auf in ewigem Gesang.

(Bruno Frank)

Der Kronprinz Rupprecht von Bayern sprach im Felde zu dem Dichter Ganghofer das schöne Wort: „Pflichtgefühl und Geduld sind zwei Dinge, die immer zusammengehören — oder haben Sie hier schon einen Ungeduldigen gesehen?" Ganghofer antwortete: „Nein, nur Sehnsüchtige." Darauf der Kronprinz: „Das ist was anderes; wäre es nicht so, dann wären wir doch keine Deutschen!" [1])

---

[1]) Die Kämpfe an der Westfront, an der Yser, bei Arras, bei Soissons am 13. und 14. Januar, bei Craonne und Hurtebise am 25. und 26. Januar, die Argonnenkämpfe, die Winterschlacht in der Champagne und die Vogesenkämpfe werden im Zusammenhange in einem späteren Kapitel dargestellt werden.



Oesterreich=Ungarn u. Rußland im Kriege





Österreich und Rußland im Kriege

Das erste Jahr des Krieges hat in allen Ländern den Volksgedanken hartgeschmiedet; die Rechnungen, die man von beiden Seiten auf die zernagenden Säfte mißvergnügter Parteiungen im Lager des Gegners gemacht hatte, waren überall falsch. Vor allem aber wurde das österreichisch-ungarische Staatengemenge, das von vornherein morsch in bequemen Beutestücken den Nachbarn in den Schoß zu fallen schien, im Feuer stahlplattenfest; und es bröckelte nichts ab. Das alte Bismarckwort behielt recht: „Ein Staat wie Österreich verschwindet nicht." Die Monarchie feierte ihren großen Tag; nie hatten sich ihre Völker so freudig hingegeben, weder 1809 und 1813 noch 1849 und 1866. Ein glückseliges, befreiendes Umlernen war allenthalben; die Menschen verstanden mit einem Male klar, daß die Herrschaft der Habsburger zu einem schiedsrichterlichen Amte unter ihnen berufen war, daß keine Dynastie im Laufe der Jahrhunderte eine geschicktere Geschmeidigkeit gewonnen hatte, um elf buntfarbige Nationalitäten nachbarlich nebeneinander unter einem Dache wohnlich unterzubringen. Was Graf Tisza später im November in der Kriegstagung des ungarischen Reichstages sprach, galt für alle Staatsgebiete: „Der jetzige Krieg ist der erste unter dem dualistischen Regime; dies hat nunmehr die Feuerprobe bestanden und dadurch die Wahrheit erhärtet, daß nur eine solche Monarchie imstande ist, die höchste Leistungsfähigkeit zu gewähren, die den berechtigten Selbständigkeitsbestrebungen Rechnung trägt und dennoch die Einheit der Anschauungen und Absichten verbürgt." So

dachten auch Polen und Ruthenen, Tschechen; Bosnier, Kroatier, Slawonier. Aller Nörgelgeist kroch vor dem klaren Antlitz der Tatsachen in die Winkel. Die Reichsdeutschen hatten bisher nicht viel von den Österreichern gewußt, von ihren Kräften und Werten und Wünschen. Nun sie Brüder wurden, sahen sie sich in die Seelen, und einer wurde dem andern in der Gefahr ein starker Halt. Wir hatten nur immer vom deutschen Rhein gesungen und ganz vergessen, daß es auch eine deutsche Donau gab und daß das Nibelungenlied einst an beiden Strömen zu Hause war. „Deutscher Geist und österreichisches Herz — wägt sie nicht gegeneinander ab, wägt sie miteinander, zusammen!"... „Das österreichische Herz, das so gerne nach dem weichsten Walzer tanzte, ging mit einem festen Schritt auf sein Schicksal los." (Karl Marilaun.)

Aufgaben erfüllen ist Staatsleben; der Respekt vor dem Staate steht und fällt damit. Österreich-Ungarn — das fühlten in der großen Stunde alle — muß die Macht sein, die Deutsche und Magyaren und Slawen an der Brücke von Mitteleuropa nach Osteuropa zu ernster Kulturarbeit zusammenhält; muß selbst der starke Brückenkopf werden an der zukunftsreichen Missionsstraße geistigen und wirtschaftlichen Fortschritts von Berlin nach Konstantinopel, von Europa nach Asien.

Die österreichische Armee zählte im Frieden 265544 Mann Infanterie, 57195 Mann Kavallerie und 53199 Mann Artillerie mit 1912 Geschützen. Dazu traten noch die Verkehrstruppen in einer Stärke von 48321, so daß der Bestand ungefähr die Hälfte der deutschen Armeestärke ausmachte. Der Krieg steigerte diese Wehrkraft um das Fünffache. Die soldatische Tüchtigkeit in der Armee an Haupt und Gliedern konnte nur den überraschen, der in Österreich-Ungarn fremd war; Generalstab und Offizierkorps hatten im letzten Jahrzehnt mit jugendlich unbeugbarer Schaffenszuversicht, in grober und feiner Mühe die Waffenstärke ihres Vaterlandes geschaffen,

immer in dem Bewußtsein, daß sie an gefährlichster Stelle auf der Wacht stünden für Tod und Leben des Staates. Namentlich die Artillerie war in vorzüglichster Technik erzogen; und die Skodawerke lieferten ihr die prächtigsten Waffen. Die wirksamen Motorbatterien stammen daher. Der Höchstkommandierende der österreichisch-ungarischen Armee war der Erzherzog Friedrich, sein Generalstabschef der General Freiherr Konrad von Hötzendorf.

Es war nicht zu vermeiden, daß das Ungewöhnliche und Unerwartete in den ersten Wochen den Handel und die Industrie in manche Verlegenheit und Ratlosigkeit drängte, daß Betriebe eingeschränkt und Arbeiterscharen entlassen werden mußten. Aber wie die Staatsverwaltung sich behende genug aus bureaukratischer Befangenheit und altwienerischer Überängstlichkeit herausschälte, so fand sich der Bürgerstand in einen modernen kaufmännischen Geist hinein, mit dem er die wirtschaftlichen Schäden überwand. Wie im Deutschen Reiche wurden die Industrien am empfindlichsten getroffen, die für die Ausfuhr arbeiteten und keine Möglichkeit fanden, ihre Kräfte dem Kriegshandwerk anzupassen; die Eisenwerke, Maschinenfabriken, Spinnereien, Webereien, Montierungs- und Ausrüstungsanstalten hingegen fügten sich geschickt in den Dienst des Vaterlandes ein. Das Millionenheer wurde zu einem Auftraggeber, für den die Fabrikschornsteine überall rauchten, Tag und Nacht. Die beiden ersten österreichisch-ungarischen Kriegsanleihen brachten die Summe von 7 Milliarden Kronen.

Koalitionskriege tragen in der Geschichte keinen guten Ruf; immer sind die Sonderinteressen der Politik in ihnen der Einheit des Kriegsgedankens und der Einmütigkeit der kriegerischen Handlungen gefährlich geworden. Aus solchen Erwägungen heraus sprach einmal Moltke: „Man wird bei bloßen Koalitionen nicht das militärisch Wünschenswerte fordern können, sondern nur, was beiden koalierten Teilen vorteilhaft ist. Jede strategische Abmachung für verbündete

Heere bildet somit ein Kompromiß, bei dem den Sonderinteressen Rechnung zu tragen ist.... Ein Bündnis ist gewiß sehr wertvoll, aber es ist schon im gewöhnlichen Leben nicht gut, sich auf fremde Hilfe zu verlassen." Das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis ist nun aber keine flüchtige Zufallsbildung, wie sie Moltke dachte; die Lebensinteressen dieser Völker sind seit langen Jahren zusammengewachsen. Und aus solcher festgeschlossenen Gemeinsamkeit des politischen Willens mußte sich auch die natürliche Übereinstimmung der strategischen Ideen ergeben. Je weiter der Krieg fortschritt, desto mehr fiel das Fremdartige, Trennende, das noch zwischen den verbündeten Staaten stand, zusammen. Alle Kriegsschauplätze ebneten sich zu einem einzigen Kampffelde, alle Armeen fügten sich zu einem lebendigen Werkzeug, aller Eigensinn glättete sich zu einem kriegerischen Gemeinbewußtsein, alle Einzelkraft steigerte sich zu einer allmächtigen Summe. Nachgeben und Entgegenkommen wurde auf beiden Seiten zur selbstverständlichen Tugend. Auch der Entsagende blieb groß. Den österreichisch-ungarischen Heeren fielen im strategischen Gesamtplan oft die undankbaren Aufgaben zu, aber ihr stiller Ruhm darf nicht verstummen. Sie haben sich der unermeßlichen Russensintflut entgegengeworfen; sie haben sich als Schutz auch vor die Grenze des Deutschen Reiches gestellt

Kurz nach den französisch-russischen Verbündungsfesten in Kronstadt und Toulon schrieb Tolstoj eine Schrift über „Christentum und Vaterlandsliebe". „Lüge", sagte er, „ist diese plötzlich entdeckte Liebe der Russen zu den Franzosen und der Franzosen zu den Russen; Lüge ist unser Widerwillen gegen Deutschland, das uns nichts getan hat. Die größte Lüge aber ist, daß das Ziel der sinnlosen Orgien die Erhaltung des Friedens sei. Das russisch-französische Bündnis ist eine Kriegsliga. Und so wird es geschehen: Die Zeitungen drucken die Lügen und verbreiten sie; eine müßige Menge schwatzt patriotischen

Unsinn und schürt die Feindseligkeiten gegen Deutschland, und eines Tages heißt es, daß die öffentliche Meinung den Krieg fordere. Dann erscheint eine Proklamation des Zaren: ‚Wir von Gottes Gnaden Selbstherrscher aller Reußen, König von Polen, Großfürst von Finnland usw., verkünden allen unseren treuen Untertanen, daß wir zum Wohle dieser uns von Gott anvertrauten, geliebten Menschen uns vor Gott verpflichtet fühlen, sie zum Morde auszusenden'..." Nach zwanzig Jahren erfüllte sich diese Prophezeiung.

Die Seele des russischen Volkes ist uns fremd; und vor seiner Kultur, dieser byzantinisch-tatarischen, stehen wir mit dem verlegenen Lächeln derer, die nicht begreifen. Aber das müssen wir doch fühlen, daß hier nicht eine Menschheit ist, die nur aus unbedenklichen Despoten, politischen Ideologen und Phantasten und aus brutalen Kosaken besteht. Was uns archaistisch erscheint, kann Lebensbedingung und nationales Gewissen sein. Das Herrschertum und die Kirche — mögen sie beide noch so sehr sich versündigen — sind in keinem andern Staate Europas so wurzelfest im Volksgefühl und in der Gewohnheit des Tages gewachsen wie in Rußland. Sie halten die Völker zum Volke zusammen; sie sind das Schicksal des Volkes, und das Volk liebt sein Schicksal.

Der Japanische Krieg vor zehn Jahren griff gar nicht in das Interesse des Volkes ein. Der neue Krieg wurde ihm verständlicher. Die Herrschaft des Zaren über alle Slawen der Welt, der Triumphzug der griechischen Kirche nach Konstantinopel — das sind Ziele, für die sich Phantasie und Rassenkraft begeistert einsetzen konnten. Alte Träume des nationalen Gemüts, dichterische Gebilde der Sagen und Gesänge nahmen Gestalt an. Das legendenhafte Testament Peters des Großen wies den Weg.

Blind und opferwillig zugleich wurde der Massendrang, und die Fortsetzung des Kampfes über alle Hindernisse hinweg wurde zu einer mystischen Verpflichtung.

Denen, die Geist haben in Rußland, bedeutete der Krieg mehr — die Freiheit von der wirtschaftlichen Bevormundung der Deutschen und den offenen Weg von der Absonderung zum Weltmeer.

Die über Verfassungsreformen debattieren, sind einige Doktrinäre; die große Masse liegt ganz in die wirtschaftliche Wirklichkeit gebettet. Die Agrargesetzgebung des Ministers Stolypin ist von den Bauernschaften als eine außerordentliche, persönlich gütige Tat der Regierung empfunden worden. Sie hat Millionen aus dumpfer, unfruchtbarer Abhängigkeit erlöst und zu Eigenbesitzern gemacht, und die Dankbarkeit dieser Scharen — es sind wohl 90% der Bevölkerung — schützt den Zarenthron. Alle Mißerfolge des Feldzuges häuften nur den Haß gegen den Feind.

Auch die sozialdemokratische Partei im Lande tastete nicht an die Begeisterung. Als der 1. Mai kam, stand in jeder Fabrik jeder Arbeiter auf seinem Posten; in vielen Städten hielten sie Gottesdienst und zogen dann mit Hurrarufen zu ihrem Werk. Ja, selbst die finnischen und polnischen Sonderbestrebungen beugten sich dem Vaterlande.

Und doch lastet die Wucht des Krieges auf dem russischen Volke schwerer als auf jedem anderen. Die Finanzwirtschaft kann nicht mehr aus eigener Kraftquelle schöpfen. Das Erwerbsleben hatte sich im Frieden überall auf die Hilfe Deutschlands verlassen; die Stützen brachen nun. Der Textilindustrie fehlten die Chemikalien, jedem Großbetriebe Maschinen und Werkzeuge. Der Handel stand vor geschlossenen Türen; die Häuser, die von der Ausfuhr russischen Getreides, russischer Pelze, Hölzer, Butter, Eier lebten, brachen zusammen. Die Verkehrswege und Ausgleichsstraßen im Innenlande sind dürftig; sie arbeiteten so saumselig, daß ganze Landstrecken bitteren Hunger litten, indes in Südrußland eine Überfülle von Korn gestapelt lag. Dazu schöpfte der Krieg immer neue Millionenmassen aus dem Menschenvorrat und entzog der Friedensarbeit unentbehr-

liche Kräfte. Er war mitten in große Unternehmungen eingebrochen, und nun lag alles verödet und verlassen, trübselige Baugerüste warteten und unnütze Haufen von Ziegeln und Mörtel. Und als dann gar der Festungssturm der Deutschen, Österreicher und Ungarn über Polen, Litauen und Kurland heranwirbelte, warf die russische Heeresleitung mit einer in der Geschichte bisher unerhörten Unmenschlichkeit das weite blühende Land der barbarischen Raublust und dem Vernichtungswahnsinn ihrer flüchtenden Heere vor. Auf allen Wegen, im Millionenschwarm hastete kläglichste Bettelarmut aus den Brandruinen der Heimat dem Inneren Rußlands zu. Riesenhaft mußte das Gefüge des Staates sein, der solche Heimsuchung überstand.

Als Peter der Große sein asiatisches Rußland mit einem Befehl europäisch machen wollte, lehnte sich die natürliche Trägheit des Volkes gegen das durchaus Ungewohnte fremder Lebensformen auf und blieb unter dem sehr dünnen Überzug der Zivilisation ganz russisch. Und heute, nach zwei Jahrhunderten, da das Land sich alles zu eigen machte, was Westeuropa ersann und erfand, die besten Geschütze, Panzerschiffe, Flugzeuge, Eisenbahnen und Fabriken aller Art, da es ein Ministerium für Volksaufklärung und eine Statistik von allerhand Fortschrittsergebnissen besitzt, fehlt immer noch der Geist, der die Maschine regiert.

Quantität wird niemals die Qualität ersetzen und die Phrase niemals die Tat. In der Dumasitzung im Februar lösten sich die Redner mit pomphaften Beteuerungen russischer Heldengröße ab:

> „Unser Geschlecht ist Zeuge des größten Weltkampfes zwischen zwei Gegensätzen, dem des Friedens der Völker und des Rechts und dem des gierigen Militarismus und der großen Gewalt. Wir sind die Bewunderung der ganzen Welt. Jeden Tag bringen uns die Taten unserer Truppen dem Triumphe näher: das ist die Zerschmetterung Deutschlands und die Erwerbung der Meerengen und Konstantinopels..."

Das wurde in jenen Tagen gesprochen, als der einsilbige Hindenburg die Masurenschlacht schlug.

Mit einer Gewalttat hob der Krieg im Osten an. Bisher galt der Überfall der französischen Gesandten in Rastatt im Jahre 1793 als das Schulbeispiel einer unverzeihlichen Verletzung des Völkerrechts. Man wird davon nicht mehr sprechen, seit die russische Regierung deutsche Konsuln und Gesandte mit ihren Beamten, Frauen, Kindern in schmutzige Gefängnisse warf und wie gemeine Verbrecher nach Sibirien schaffte, und seit Petersburger Gesindel das Haus der deutschen Gesandtschaft bis auf die kahlen Wände plünderte und die zurückgebliebenen Beamten ermordete. Der Untersuchungsrichter sprach die Räuber frei, weil sie aus edlen Beweggründen gehandelt hätten, und die „Nowoje Wremja" feierten sie als Patrioten.

Tatarische Grausamkeit war immer das Tempo der russischen Geschichte, Krieg und Raubzug dem Begriff nach eins. Die Beispiele des Tiertums russischer Soldaten machen eine solche Fülle aus, daß sie jeden Versuch, sie zu einer Liste zusammenzustellen, überfließen. Die Geschichte ihres Einfalles in Ostpreußen ist eine Anklage der Menschheit, die die russische Heeresleitung in Ewigkeit belasten wird, und der Weheruf der galizischen Rabbiner über die wollüstigen Martern der wehrlosen Juden, Männer, Frauen, Mädchen, tönt so entsetzlich, daß die menschliche Fassungskraft ohnmächtig versagt. Wiederholt mußte die deutsche Heeresleitung bekanntmachen, daß die flüchtenden Russen die fortgeschleppte Bevölkerung ihres eigenen Landes zu vielen Tausenden, hauptsächlich Frauen und Kinder, in die deutschen Angriffe hineintrieben, um sich selbst hinter solcher Schutzwand zu sichern, ein überhunnisches Verfahren, in der Kriegsgeschichte der Welt bisher unerhört.

Napoleon I. schätzte die russischen Infanteristen als die besten der Welt, und in vielen soldatischen Eigenschaften haben sie sich auch jetzt

bewährt. Tapferkeit und Unverdrossenheit, ja ein blinder Fanatismus hetzt sie immer wieder von neuem vorwärts. Ihre Feldbefestigungen sind meisterhafte Anlagen. Der Ruf besonderer Gefährlichkeit ging besonders den Reitermassen voraus; aber ein Schrecken waren sie nur für das Landvolk, im Kampfe haben sie nichts von dem echten Reitergeiste des rücksichtslosen Sicheinsetzens gezeigt. Die geistige Durchschulung fehlt den russischen Soldaten, und aus diesem Mangel ergibt sich die auffallende Tatsache des schnellen Zusammenbruchs ganzer Heere. In der deutschen Armee ist der Prozentsatz der Analphabeten 0, in der englischen 1, in der französischen 4, in der belgischen 10, in der russischen 75. Selbst unter den gefangenen Kosakenoffizieren fanden sich einige, die nicht lesen und schreiben konnten. Geistig und seelisch unbeholfen, steht der Russe nie auf sich allein, er duckt sich in die Masse und schöpft aus ihr seinen Mut. „Warum führt ihr gegen die Deutschen Krieg?" fragte man einen; er antwortete ohne Besinnen: „Weil sie unsern Zarewitsch ermordet haben." Graues Viehchen, sjerojs skotinje, nennen die Offiziere den gemeinen Mann, und es liegt etwas gutmütig Kosendes, Herablassendes darin. Er läßt sich aus seinem stumpfen Leben willenlos in den Tod treiben; von einem opferfreudigen Sterben fürs Vaterland weiß er nichts. Wo die Fuchtel fehlt, fehlt auch der Wille; und deshalb steht der russische Offizier nicht vor, sondern hinter der Linie, um die stockende Herde ins Feuer zu peitschen.

Aus ihrem Unglück im Japanischen Kriege haben die Russen soldatisch viel gelernt. Der Kriegsminister Suchomlinow wurde der Reformator des Heeres; er hat unnachlässig durch strenge Ausbildung den Gefechtswert der Truppen gehoben und mit den Geldern, die ihm die Duma fast schrankenlos bewilligte, eine Überfülle von kriegerischem Rüstzeug geholt. Zwanzig französische Milliarden schufen die Unterlagen des Neubaus. Noch sechs Wochen vor dem

Ausbruch des Krieges nahm die Duma eine neue Vorlage an, die die Wehrkraft ungeheuerlich steigern sollte; sie beschloß, die Rekrutierung jährlich um 130000 Mann zu erhöhen und einen neuen Festungsgürtel und ein neues System strategischer Eisenbahnen zu bauen. Wenn auch diese Häufung militärischer Stärke erst in zwei Jahren zum Abschluß kommen konnte, so war das Heer doch im August 1914 zum Waffengange völlig fertig; ja, es entwickelte sich die Mobilmachung mit einer ganz unrussischen Schnelligkeit und Genauigkeit

Die Friedensstärke des russischen Heeres rechnete mit 1843295 Mann; von den 37 Armeekorps, zu denen sie sich formierten, waren 27 auf Europa, 2 auf Turkestan, 5 auf Sibirien, 3 auf den Kaukasus verteilt. Eine besondere Formation waren die selbständigen Schützenbrigaden, die aus 4 Regimentern Schützen, 3 Batterien Artillerie und einem Maschinengewehrkommando bestanden, und dann die mobilen Kavalleriekorps, zusammengesetzt aus 8 Kavallerie- oder Kosakenregimentern, 4 reitenden Artillerieabteilungen und 2 reitenden Maschinengewehrabteilungen. Zum Heere stießen die Grenzwachenbrigaden, die Reservedivisionen und die Reichswehr, so daß die Kriegsstärke sofort auf 2400000 stieg. Was dann im Laufe des Feldzuges an ausgebildeten Mannschaften und Rekruten herangezogen wurde, ist in seiner unergründlichen Massenhaftigkeit kaum abzuschätzen. In den ersten Monaten stieg die Summe auf 7 Millionen, bis zur Vollendung des ersten Kriegsjahres soll sie auf 12 Millionen gewachsen sein. Aber auch die Verluste gingen über alles Maß hinaus; man berechnete sie Ende August 1915 auf 5½ Millionen.

Der Zar sprach im Beginne des Krieges inmitten der Feierlichkeit des altmoskowitischen Zeremoniells im Kreml vor der Iberischen Mutter Gottes sein Gebet. Aus seiner Abgeschlossenheit in Zarskoje Selo trat er dann nur bisweilen hervor, um wie ein ehrwürdiges

Reliquienstück dem Volke gezeigt zu werden. Die Verantwortung lag auf dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch. Die englischen und französischen Zeitungen priesen ihn als „das größte strategische Gehirn der Welt" und gaben seiner Feldherrnweisheit das monumentale Zeugnis der „antiken Ruhe" Und als die Trophäen seiner Offensive ausblieben und der Sturm der Deutschen ihn aus allen seinen Festungen warf, bewunderten sie immer noch „die glänzende Ruhmestat" seines Rückzuges. Joffre und Millerand sandten ihm zusammen mit Poincaré und mit dem König der Belgier am 24. August 1915 ein Telegramm: „Der von Ihnen heroisch geführte Kampf zieht die Augen der ganzen Welt auf sich ... Nehmen Sie die Versicherung, daß unsre Armeen nie stolzer waren, mit Eurer Hoheit und Ihren glorreichen Soldaten zusammenzuarbeiten."

Nikolai Nikolajewitsch ist ein Deutschenhasser. Er sagte zum Zaren, seinem Neffen: „Mit meinen Deutschen werde ich schon fertig, wenn du nur bei Hofe mit deinen Deutschen fertig werden kannst." Aber er sah auch auf das „Advokatengesindel" in Paris mit hochmütiger Geringschätzung herab. Die Russen respektieren herrische Naturen, sie fürchteten und liebten auch den Großfürsten. Man sagte, daß er viel verlangte, aber auch selbst unermüdlich arbeitete und seine strategischen Pläne ganz unabhängig faßte.

Am Ende des ersten Kriegsjahres war von den Generalen, die am Anfang des Krieges genannt wurden, kaum einer noch im Kommando, so rücksichtslos griff der allgewaltige Höchstkommandierende durch. Diese Strenge erwarb ihm den Beifall der Soldaten, denn der Russe macht für jedes Unglück gern einen greifbaren Menschen verantwortlich und niemals das System, das diese Menschen heranbildet. Am 8. September 1915 überlebte aber auch der Selbstherrscher des Krieges seinen Ruhm. Eine Gewaltstellung bedarf immer des Fundamentes großer Erfolge, und die fehlten.

Der Zar selbst übernahm den Oberbefehl; er tat es weniger aus kriegstechnischer als aus moralischer Berechnung. Denn dem russischen Volke ist der Herrscher die Verkörperung aller weltlichen und göttlichen Gewalt, und zieht er den Soldaten voran, so formt es sich in den mystischen Seelen nebelhaft, als sei der Wille des Höchsten auf die Erde herabgestiegen und wandele sichtbar vor ihnen her.

≈

Der oesterreichische Feldzug in Serbien 1914



Der österreichische Feldzug in Serbien 1914

Wer den Haushaltsplan des Krieges im Beginn des Monats August 1914 im voraus aufstellte, berechnete: die Österreicher und Ungarn werden wenigstens die Hälfte ihrer Kraft gegen die Serben werfen, um mit entschiedenem Griff erst einmal diesen Feind totzumachen und dann auf den anderen zu springen. Es lag in dieser Annahme auch so etwas wie ein Bedürfnis moralischer Genugtuung, daß die Aufruhrstifter, „die fluchbeladene Fackel dieses Krieges", der schnellen Rache ausgeliefert würden.

Das allgemeine Urteil unterschätzte die Macht Serbiens. Das Land ist immerhin bedeutend größer als das Königreich Bayern. Ein Gewirr von Hügeln und Bergen steigt zu 2700 Metern auf. Überall sind enge Täler eingeschluchtet, schwer gangbar. Nur die Morawa und der Vardar legen eine breitere Furche in das Relief. Durch sie läuft die einzige große Bahnlinie von Norden nach Süden, von Belgrad nach Saloniki. In der Mitte bei Nisch löst sich ostwärts eine Bahn nach Sofia und nach Konstantinopel. Serbien ist also ein Durchgangsland zwischen Orient und Okzident. Die Täler und die Hügellande sind vom Himmel gesegnet, „ein Schweineparadies unter dem Pflaumenhimmel" Die Bewohner tun wenig, um den Segen zur überreichen Fülle zu steigern. Bedürfnislos, mißtrauisch gegen alles Neue, das eindringen möchte, fordern sie nach Urväter-

sitte vom Acker nicht mehr, als er gutwillig gibt. Sie zählen 5½ Millionen. Muskelstarke, zum Kampf geborene Leute sind es. Der Krieg ist ihr Element. Ihr Heer, das 1913 im Frieden 105 000 Mann zählte, hoben sie im Kriege durch die beiden ersten Aufgebote auf 290 000 Mann Infanterie und 9500 Reiter. Sie verfügten über 624 Geschütze und 236 Maschinengewehre. Ihr drittes Aufgebot entspricht nach Form und Zweck unserem Landsturm. Mit der Mobilmachung zugleich erging der Befehl des Königs Peter, der alle Waffenfähigen vom 18. bis zum 60. Lebensjahre einberief. Dem Heere reihten sich die Komitadschi an, uniformierte Freischärler, die seit ihrer Kindheit die Schußwaffen handhaben und denen Hinterlist und Grausamkeit und Räuberlust natürlich gewachsene Eigenschaften sind.

Seite an Seite liegt Montenegro, das „Land der düsteren Berge". Es ist fast so groß wie Sachsen. Das ganze Land ist eine einzige Gebirgsfestung mit schweren Zugängen. Der Weg nach der Hauptstadt Cetinje klettert am Adriatischen Meere an der Bocche di Cattaro hinauf, überwindet einen Felsgrat und steigt hinunter. Die einzige kleine Bahn, 18 Kilometer lang, zieht von Antivari, dort, wo das Reich ein kleines Stück der adriatischen Küste besitzt, nach Pristan am Skutarisee. Das Land ist arm, eine öde Karstfläche, auf der kaum die Kartoffel gedeihen will. Nur ein paar kleine Täler tragen Mais und Tabak, Wein und Oliven. Der Staatshaushalt ist auf russische Geldunterstützung angewiesen. Die Lebensnot, die die Bewohner stets zum Raube berechtigte, zog ihnen den Namen Hammeldiebe zu. Noch mehr als die Serben wachsen die Montenegriner unter den Waffen heran; Gewehr, Pistolen, Messer gehören zur Tracht des Mannes. Die Wehrpflicht ruht auf dem Milizsystem. Vom 18. bis zum 62. Jahre steht die Mannschaft zum Kriege bereit. So konnte es das kleine Reich mit seinen 500 000 Einwohnern auf ein Heer von 50 000 Mann bringen. Wehr und Waffen sind


E.B.
0
50
100
Kilom.
Donau
Buda-Pest
Theiss
Drau
Ungarn
Slavonien
Save
Syrmien
Semlin
Belgrad
Banat
Rumän.
Mitrowitz
Ruma
Schabatz
Posarevac
Orsowa
Bosna
Leschnitza
Loznitza
Obrenowatz
Semendria
Palanka
Bosnien
Valjewo
Kolubara
Morawa
Negotin
Romanja G.
Rogatica
Drina
Krupany
Rudnitz.B
Timok
Swobor.B
Kragujewatz
Zajecar
Sarajewo
Lom Palanka
Visegrad
Knjazevac
Serbien
Nisch
Novibazar
Pirot
Mostar
Mitrovitza
Sofia
Konstantinopel
Ragusa
Montenegro
Prischtina
Bulgar.
Cetinje
Amselfeld
Wranja
Cattaro
Lowcen
Köstendil
Üsküp
Istip
Skutari
Köprülü
Antivari
Bojana
Wardar
Albanien
Macedonien
Strumitza
Monastir
Durazzo
Saloniki
Griechenland
Valona

milde Gaben gnädiger Gönner, auch die 144 Geschütze und 44 Maschinengewehre.

Das Oberkommando führte in Serbien der Kronprinz Alexander, sein Generalstabschef war der General Putnik. Auf österreichisch-ungarischer Seite kommandierte der Feldzeugmeister von Potiorek. Das klotzige Gebirge war der treueste Bundesgenosse der Serben, aber auch die verzweifelte Wildheit des Volkes und die durch die Balkankriege genährte und immer auf den Kampf gestellte Leidenschaft warnte die Österreicher und Ungarn, den Krieg zu leicht zu nehmen. An einen überraschenden Einbruch, gleich dem deutschen Angriff auf Belgien, konnten sie kaum denken; Serbien stand scharf auf der Wacht, und die eingleisigen bosnischen und ungarischen Bahnen konnten nicht den breiten Truppennachdruck so behend zur Stelle schaffen, wie das Wagnis es verlangt hätte. Zudem ließ sich anfangs nicht abschätzen, mit welcher Masse und Schnelligkeit die Russen gegen Galizien aufmarschieren würden.

In Belgrad schlugen zuerst die Granaten ein. Das war am 28. Juli in der Nacht. Die Savebrücke war gesprengt, auf den Höhen hinter der Stadt warteten schwere serbische Batterien, die sich auf den Flußübergang eingeschossen hatten; die österreichisch-ungarische Heeresleitung setzte die Eroberung noch nicht in ihren Plan. Aber sie richtete einen Einbruch in die Nordwestecke des Landes, da, wo die Drina in die Save fließt. Dort nutzte sie die strategischen Bahnen Bosniens und Slawoniens zur Grundstellung des Heeres aus. Die österreichisch-ungarischen Truppen warfen im raschen Vorgehen den Feind aus seinen verschanzten Höhenstellungen am Drinaufer heraus und nahmen am 14. August Leschnitza und Loznitza und zugleich an der Savelinie Schabatz und etwas später Obrenowatz. Der Feind zog auf Valjevo zurück. Auch südlich in Bosnien gingen an der Drina von Sarajevo und Visegrad her die öster-

reichisch-ungarischen Korps vor und schlugen überall den Feind, der schon auf bosnischem Gebiete stand, zurück. Die deutsche Skutariabteilung unter dem Major Schneider griff in diesen Gefechten wacker ein. Die feindliche Sperre war also mit rascher Gewalt hier durchstoßen. Und als die Österreicher und Ungarn die kleine Eisenbahn, die in der Nordwestecke Serbiens durch den Drina-Savewinkel führt, in ihre Gewalt gebracht hatten, konnten sie ihre getrennten Korps jetzt an diesen beiden Flüssen zu gemeinsamer Wirkung leicht verbinden. Ihr Vormarsch war siegverheißend; das erste Stück der Kriegsarbeit geschafft, und der Feind schien auffällig schnell erschöpft. Da kam ein herber Schluß.

Die Russen hatten sich gegen Galizien herangeworfen, viel rascher und massiger, als man berechnet hatte. Dorthin mußte Österreich alles zusammenraffen, was es an Kraft besaß. Serbien wurde Nebenkriegsschauplatz, und die frische Offensive mußte hier zur Defensive abflauen. Die Heeresleitung gab das Erkämpfte schweren Herzens heraus und führte die Truppen über die Save und Drina zurück. Aber so wuchtig wirkte dennoch der österreichisch-ungarische Sieg nach, daß nun die serbische Gegenströmung ins slawonische Syrmien, ins ungarische Banat und in Bosnien hinein verlorene Kraft wurde. Die meisten der hier ausgestreuten Korps wurden überfallen. Am 6. September in der Nacht geschah es bei Mitrowitza und Ruma am nördlichen Saveufer, daß die serbische Elitetruppe, die Timokdivision, vom Artillerie- und Gewehrfeuer vernichtet und mit Bajonetten in den Fluß gedrückt wurde.

Am Anfang des Monats Oktober war das österreichisch-ungarische Heer bereits stark genug, die Offensive zu wiederholen. Zudem reizte der deutsch-österreichische Vormarsch gegen Warschau jetzt zu neuer Entfaltung. Potiorek öffnete sich die Tore abermals von der Save her gegen Schabatz, von der Drina her gegen Krupany und

südlicher von Sarajevo gegen Visegrad. Hier bei Sarajevo standen noch auf den Höhen des Romanjagebirges beträchtliche serbische und montenegrinische Korps; sie wurden am 8. und 9. Oktober über die Drina gepreßt. Am 21. Oktober folgte das Treffen bei Rogatica, dann war Bosnien vom Feinde gesäubert. In Polen und in Serbien fielen die Operationen um die Mitte des Oktober zu gleicher Zeit noch einmal zurück, um dann am Ende des Monats dort wie hier wieder emporzuschnellen. Am 31. Oktober lenkte Potiorek alle seine Korps von Westen und von Norden, von der Drina und von der Save zugleich einheitlich gegen das Innere Serbiens, gegen Valjevo. Hier hatten sich die Feinde im oberen Tale des Kolubaraflusses, inmitten steilmassiger Gebirgsmauern, zur Verteidigung festgegraben. Auf ihrem Vormarsch stürmten die Österreicher und Ungarn abermals Schabatz, Loznitza und Obrenowatz, und als sie dann Zug um Zug die Entscheidung mit rechnerischer Sicherheit nach Valjevo drängten, gaben die Serben, um der Einschließung zu entgehen, ihre Feldstellung auf. Am 14. November gehörte Valjevo den Österreichern. Und nun wuchsen ihnen im Erfolge ungestüm Eifer und Kraft. Sie preßten zwei eiserne Fangarme von Norden und von Westen her um den Gegner zusammen. Bei Kragujevatz mitten in seinem Lande, im Nebentale der Morawa, sollte der letzte Waffengang sein. Kaum 40 Kilometer war es noch bis dahin. Vom Kamm des Swobor, dem Sattelpunkt der Straße, die von Valjevo ins Tal der Morawa leitet, wurden am 30. November die Serben hinuntergeworfen. Und immer näher kam die Erfüllung. Zur selben Zeit waren andere österreichisch-ungarische Armeeteile von Obrenowatz auf dem südlichen Saveufer gegen Belgrad gerückt. Auch dort gaben die Feinde, um die Besatzung zu retten, die Verteidigungswerke auf. Am 2. Dezember lag Belgrad wie eine reife Frucht im Schoße der Ungarn. Es war gerade der Gedenktag, an dem der Kaiser Franz Joseph vor 66 Jahren zum ersten Male die Krone getragen hatte. Nun durften in Budapest und Wien die

Siegesgesänge frohlocken. Das alte Belgrad ist eine slawische Gründung auf römischen Fundamenten; immer war es in den Türkenkriegen heiß umrungen, und prächtig hat es seinen Namen in die Ruhmesgeschichte des Prinzen Eugen gewoben. Zu allen Zeiten galt es als Bollwerk Ungarns gegen die Balkanländer, dann aber wurde es die Stadt, von der die Serben ihre Faust gegen Österreich-Ungarn vorstreckten, die Stadt, die sie zum schönen Herrschersitz des großserbischen Zukunftsreiches in ihren Träumen schmückten. Der Fall Belgrads schien die Bürgschaft des serbischen Zusammenbruchs Er brachte den Siegern den Schienenweg, auf dem sie Menschenkraft und Kriegsgerät weit ins Feindesland hinein tragen konnten, um die Wucht des letzten Stoßes zu verdoppeln. Auch Semendria, das weiter stromabwärts an der Donau liegt, dort, wo das Morawatal sich öffnet, mußte bald fallen. Alle Straßen, die in den Rücken der Serbenstellung führten, lagen dann frei. Wahrlich, diesem Feldzug lachte ein köstliches Gelingen. Selbst die russische Zeitung Nowoje Wremja schrieb: „Das Vertuschen hilft nichts mehr; die Serben haben bisher mindestens 100 000 Mann verloren, fast ein Drittel ihrer Armee. Ihr Staat steht vor der Gefahr völliger Vernichtung."

Da, was war es nur? Es stieg das Schicksal wie in einer Dichtung aus der Tiefe auf und zerbrach das Werk. Die Österreicher mußten zurückgehen. Der Volksstolz der Serben war bis aufs Blut gepeitscht. Man sagt, der König Peter sei von Bataillon zu Bataillon gegangen, ein Greis, gebückt bis zur Hilflosigkeit und gedrückt bis zu Tränen, und er habe gebettelt: „Meine Söhne, ihr habt mir doch geschworen, euren König und euer Vaterland zu schützen; wenn ihr die erste Hälfte des Schwures vergeßt, so sollt ihr doch der zweiten euch erinnern. Seht, ich komme, mit euch das Vaterland zu verteidigen, mein Leben mit dem euren zu opfern. Wer von euch sich nicht als Sohn dieses Landes fühlt, der werfe sein Gewehr weg und

gehe nach Hause. Es soll ihm nichts geschehen, denn ihr alle seid müde und habt genug geleistet." Da faßten die Serben ihre Büchsen fester und setzten das Letzte ein. Sie ballten an Streitkräften zusammen, was sie nur heranholen konnten; und russische und französische Munition wurde ihnen zugefahren. Und gewiß ist es, daß die Österreicher und Ungarn in dem gefährlichen Gelände stark geblutet hatten. Tag für Tag und Schritt für Schritt mußten sie sich atemlos die steilen, stufenförmig ansteigenden Höhen fast ohne Artillerievorbereitung erkämpfen. Der vom Regen erweichte Straßengrund klebte an Wagen und Geschützen; die Tiere blieben stecken, die Menschen mußten weiter. Schneegestöber wehte. Die Etappenkolonnen würgten sich kaum mehr hinterdrein. Brot und Munition gingen aus. Die Heeresleitung hetzte vorwärts; sie ließ nicht zu, daß die Soldaten sich eingruben und rasteten. Der Feldherr war von einer nervösen Hast beseelt ... Und jetzt war die Stunde, da die Serben anhielten und gegen die gelichteten Angriffsreihen ihrer Feinde vorgingen In dem Triumph jener Verzweiflung, die gegen Not und Tod gefühllos macht, rangen sie auf den Rudnitzbergen östlich vom Swobor in keuchenden Kämpfen vom 3. bis zum 8. Dezember die Österreicher und Ungarn nieder. Die mußten ihre Truppen langsam hinter die Save und Drina zurücknehmen, alles Eroberte entgleiten lassen. Es war ein bitteres Marschieren; wie beim Vorgehen hielt jetzt beim Rückzuge der Feind immer die höheren Berge im Besitz, und er wußte diesen Vorteil auszubeuten. Am 15. Dezember zog König Peter ins Belgrader Schloß. Sein Automobil fuhr über die österreichische Fahne hinweg, die heruntergerissen und nun über den Weg gebreitet war. In dem Dom jubelte das Tedeum. Den Österreichern blieb nichts als die Hoffnung, den serbischen Streit auf den polnisch-galizischen Schlachtfeldern zu entscheiden.

Potioreks Nachfolger wurde der Erzherzog Eugen, und als dieser das Kommando in Italien übernahm, trat General Boroevic an

seine Stelle. An der Save und an der Drina machten die Serben halt; weiter vermochten sie ihren Sieg nicht zu treiben; sie hatten den letzten Hauch drangegeben. Der König Georg V. von England schickte dem König Peter eine hohe Ordensauszeichnung; er vergaß, daß sein Vater Eduard sich einst geweigert hatte, mit dem alten „Königsmörder" zusammenzutreffen; und er sah auch über die Schande der Mitschuld hinweg, die der Ausgang des Prozesses gegen die Sarajevoer Meuchelmörder auf die serbische Regierung warf.

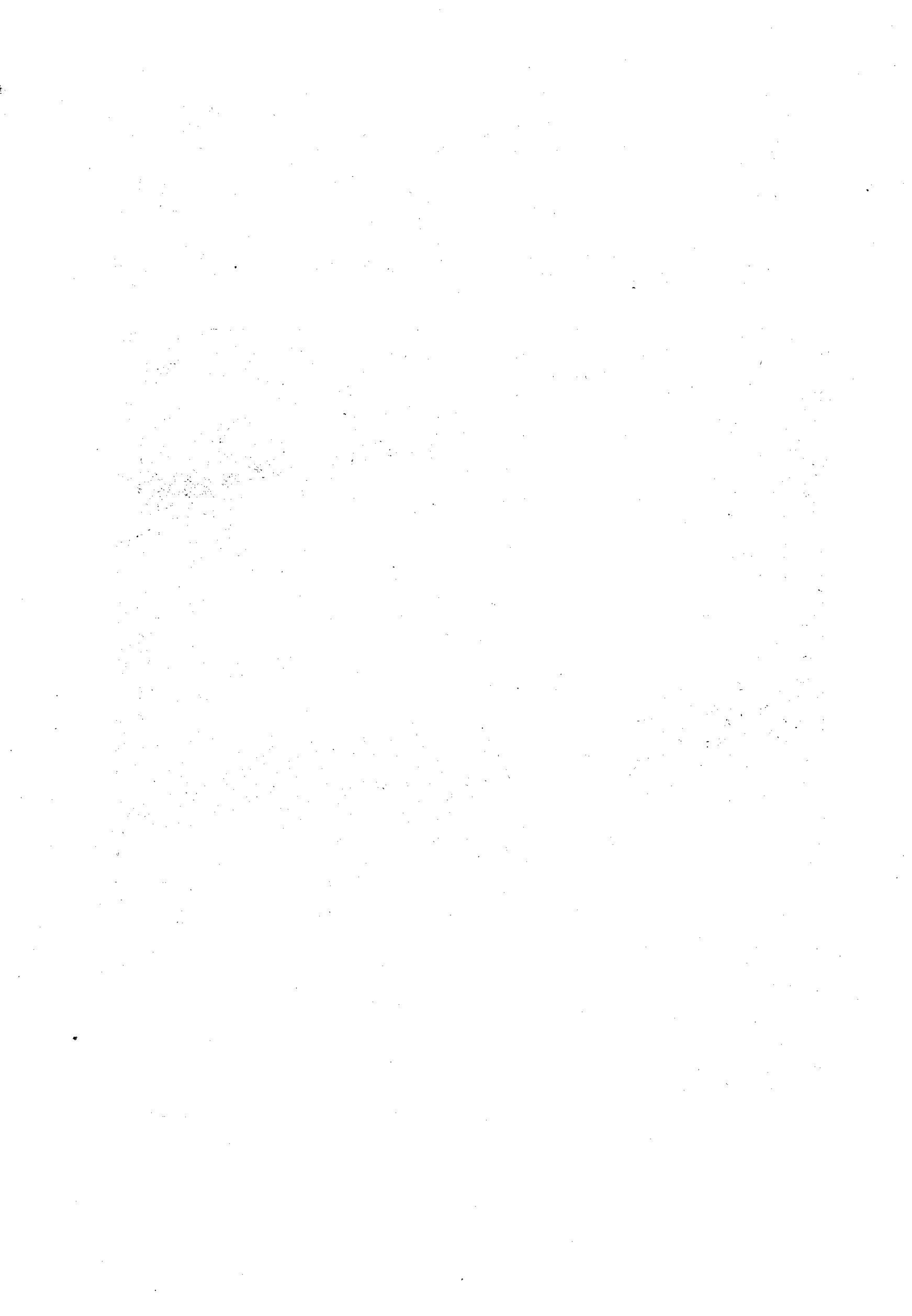
Im Lande Serbien sanken die bunten Siegesfahnen herab, und schwarze rauschten mit ihren Falten unheimlich über Städte und Dörfer. Pest und Cholera würgten gieriger ihre Opfer als das Schwert. Die Spitäler faßten die Kranken nicht und die Kirchhöfe nicht die Leichen. Die Menschen starben ohne Bett, ohne Arzt und Pflege. Und so wurde der Krieg auch den Siegern eine Tragödie.

Die Feindseligkeiten in Montenegro waren ein Zwischenspiel mit lebhaften Grenzgefechten und einer Einmischung der Flotte. Die österreichischen Schiffe blockierten den kleinen montenegrinischen Küstenstrich und beschossen den Hafen von Antivari und die Bergbefestigungen auf dem Lovcen. Von hier aus bombardierten wieder die Montenegriner die österreichisch-dalmatinische Hafenstadt Cattaro. Auch ein französisches Geschwader griff ein; es erschien vor dieser Stadt und vor der Insel Lissa; aber sein Feuern blieb nur eine Demonstration. Einen montenegrinischen Vorstoß in die österreichische Herzegowina wies der General von Pongracz am 30. August zurück. Es begnügten sich seitdem die Feinde, eine Anzahl österreichischer Truppen mit Grenzgefechten festzuhalten. In dem armen Lande steigerten sich die Leiden des Krieges. Der einzige Einfuhrhafen war von den Österreichern gesperrt. Die Italiener ließen zwar Getreideschiffe von Bari aus nach einer Landungsstelle fahren, die an der

Bojanamündung an der albanischen Grenze liegt, aber von dort führen nur steile Saumwege ins Land hinauf, und die wurden von den Albaniern unter Feuer genommen. Im Innern weidete sich neben dem Hunger der Typhus, und beide fraßen wie die sieben mageren Kühe. „Die Bevölkerung stirbt in Montenegro aus", klagten im April 1915 die englischen Zeitungen.

Der oesterreichische Feldzug in Polen und Galizien 1914





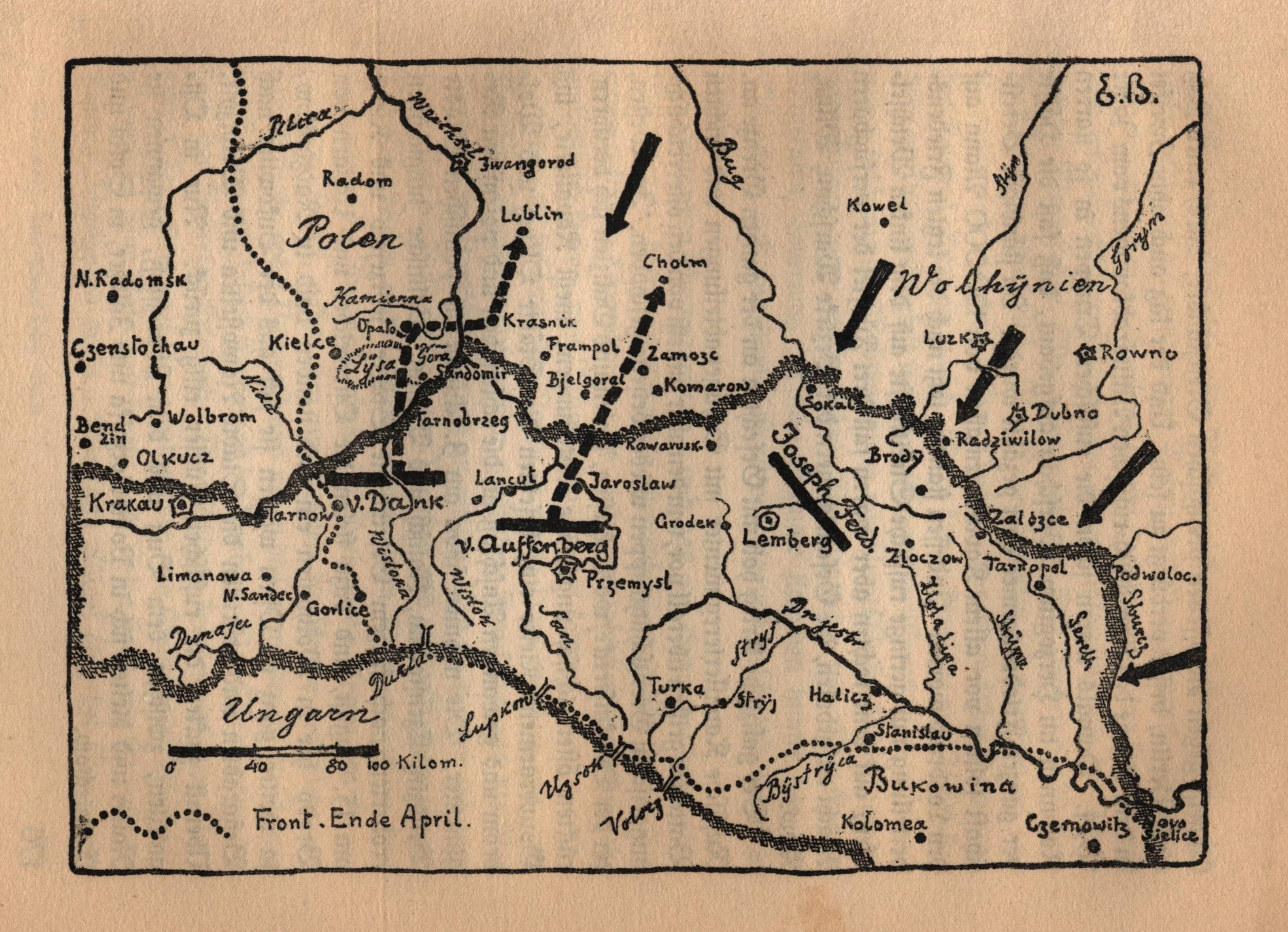
Der österreichische Feldzug in Polen und Galizien 1914

Galizien und die Bukowina nannte Goremykin die köstliche Perle, die der Zarenkrone Nikolaus' II. noch fehlte. Diese Länder wollte Rußland im Weltkriege als erstes Beutestück packen. Konstantinopel wartete im Abendrot am Horizont; dorthin flatterten die imperialistischen Phantasien, aber hier an den Karpathen und am Dnjestr lag die Wirklichkeit des hellen Tages. „Hier ist altrussisches Gebiet", verkündeten die Panslawisten mit ebenso heiliger Miene, wie die französischen Chauvinisten das Elsaß als altfranzösisches Land beanspruchten. Die Geschichte weiß es anders. Russen haben in Galizien nie geherrscht, und die Galizier haben sich nie nach ihrer Herrschaft gesehnt Die Vergangenheit des Landes steht in der Chronik Polens geschrieben, und die polnischen Teilungen haben es in die Gefolgschaft des österreichischen Kaiserhauses gebracht. Als Staatsgebilde ist es ein künstliches Gefüge des ancien régime; schon sein heraldischer Titel weist darauf hin: „Das Königreich Galizien und Lodomerien mit dem Großfürstentum Krakau und den Fürstentümern Auschwitz und Zator." Es ist umfangreicher als Bayern und zählt über 8 Millionen Einwohner. Von ihnen sind 50% Polen, 42% Ruthenen oder Ukrainer; was übrigbleibt, sind Rumänen und Germanen. Die Polen sind römisch-katholisch; die Ruthenen sind zwar griechische Katholiken, doch verehren sie den Papst als ihren Ober-

herrn. Die Grenze zwischen den Rassen ist die San; sie scheidet auch West- und Ostgalizien. Dort ist Krakau, hier Lemberg die Hauptstadt. Die Bukowina im Südosten ist ein selbständiges Kronland, aber geographisch ein Teil des galizischen Nachbarlandes. Ihre Hauptstadt Czernowitz ist der äußerste deutsche Kulturposten, weit vorgeschoben nach Osten, ins fremde Sprachenmeer hinaus.

Galizien stemmt sich fest gegen den bogenförmigen Kamm der Karpathen und greift von hier scharf nach Norden und Osten aus, ohne natürliche Grenzen zu finden. Von den Karpathen kommen alle Flüsse herab; die Weichsel mit dem Dunajec, mit der San und dem Bug führt das Wasser zur Ostsee, der Dnjestr mit dem Stryj und der Sereth fließt dem Schwarzen Meere zu. Diese Flußwege deuten zugleich die Straßen des Güterverkehrs an. Der Handel mit Rußland und mit Rumänien ist naturgemäß bequemer und reger als mit Ungarn. Die Karpathen liegen hier als eine allzu aufdringliche Scheidemauer. Winterstürme und heiße Sommerwinde wehen von der russischen Ebene ungehindert heran und schaffen dem Lande das Festlandsklima mit dem schroffen Gegensatz von Kälte und Hitze. Die fruchtbaren Felder tragen eine Fülle von Weizen und Gerste und auch Hanf und Tabak. Aus den endlosen Wäldern schwimmen die Holzflöße die San und den Dnjestr hinab, und auf den weiten Grasflächen weiden große Pferde- und Rinderherden. Die Erde birgt Salz, Petroleum, Steinkohlen. Mehr als ein Drittel des Landes ist Großgrundbesitz. Dem reichen Adel steht die Masse der Bevölkerung gegenüber, arm, in wirtschaftlicher und geistiger Notlage; und zwischen beiden Schichten bewegt sich ein starkes Judentum, das gewerbliche, handelnde, geistig regsame Element des Landes.

Die Absicht der russischen Heeresleitung, ihre Energie ganz gegen Galizien aufzubieten, stand inmitten des gemeinsamen Kriegsgedankens des Dreiverbandes recht sonderwillig da. Frankreichs und Englands augenblicklicher Vorteil schienen durch einen starken russischen



E.B.
Pilica
Weichsel
Iwangorod
Radom
Polen
Lublin
Cholm
Bug
Kowel
Wolhynien
Goryn
N.Radomsk
Czenstochau
Kamienna
Opato
Krasnik
Kielce
Lysa Gora
Sandomir
Frampol
Zamosc
Bjelgoraj
Komarow
Luzk
Rowno
Dubno
Radziwilow
Sokal
Brody
Bend Zin
Wolbrom
Olkucz
Nida
Tarnobrzeg
Rawaruska
Joseph Ferd.
Krakau
Tarnow
V. Dank
Lancut
Jaroslaw
Grodek
Lemberg
Zalozce
Zloczow
Tarnopol
Podwoloc.
V. Auffenberg
Przemysl
Limanowa
N.Sandec
Gorlice
Wisloka
Wislok
San
Dunajec
Dukla
Dnjestr
Stryj
Zlota Lipa
Strypa
Sereth
Sbrucz
Ungarn
Turka
Halicz
Lupkow
Stanislau
0 40 80 100 Kilom.
Uzsok
Bystryca
Bukowina
Front. Ende April.
Volocz
Kolomea
Czernowitz
Nowo Sielice

Angriff gegen die offenen preußischen Grenzländer, durch einen Zug nach Berlin, besser verbürgt zu sein. Und der lag auch ohne Zweifel in dem Sinne des französisch-russischen Militärabkommens vom Jahre 1894. Damals waren schon die russischen Truppen in so starren Kolonnen im Herzogtum Warschau aufgebaut, daß fast die Hälfte der ganzen Friedensarmee dort gezählt wurde. In ständiger Bereitschaft sollten vor allem Kavalleriemassen von 120000 Mann auf den Losbruch warten Indessen standen jetzt nach der letzten Friedensverteilung nur geringe russische Streitkräfte auf dem linken Weichselufer; auf dem rechten aber waren fast drei Fünftel der verfügbaren Macht aufgeboten, die Gesamtarmeen der Bezirke Warschau, Wilna, Kiew.

Der galizische Krieg hob mit Gefechten an der ganzen Grenze an. Russische Kavallerieregimenter mit Schützenabteilungen und leichten Batterien griffen überall vor, wurden aber zumeist von den österreichisch-ungarischen Grenzschutztruppen wieder beiseite geschoben. Im Westen, an der Dreikaiserecke, wo Schlesien, Polen und Galizien sich berühren, rückten österreichisch-ungarische Abteilungen, meist Kavallerie, ins Gouvernement Kielce ein, besetzten die Städte Olkucz und Wolbrom und gewannen Anschluß an die schlesischen und posenschen Regimenter. Die nahmen schon am 3. August die polnischen Städte Bendzin, Czenstochau, Kalisch und Weljun. Polnische Jungschützen eroberten nach kurzem Gefecht die Städte Jedrzejow und Kielce am 15. August, und dazu fielen die Österreicher und Ungarn von Brody her in Wolhynien ein und standen bald in Radziwilow; ja weiter, ganz im Osten warfen sie sich aus der Bukowina nach Beßarabien und erstritten die Städte Nowosielica und Woloczysk. Überall zuckten die russischen Fühler eilig zurück. Nur in Ostgalizien, zwischen dem Bug und dem Zburczfluß, gewannen sie Raum und hielten sich in Podwoloczyska und Zalozce, in Sokal und Radziechow.

Alle diese Gefechte und Besitzergreifungen bedeuteten an sich nicht mehr als ein neugieriges Tasten des Grenzschutzes von hüben und drüben; aber ihr Ergebnis spielte doch hinten in der Heimat mit dem leidenschaftlichen Warten der ersten Aufregung wie der Wind mit der Wetterfahne. Wir atmeten leichter. Die Proben der Russenkraft schienen schwächlich. Ihre Reiter befaßten sich mit Sengen und Brennen und Plündern in den Dörfern; vor jedem festen Zuschlagen des Feindes glitten sie zurück. Dazu kamen Gerüchte von Zuchtlosigkeit und Unbotmäßigkeit in den russischen Garnisonen, von aufrührerischer Störung der Mobilmachung, von Unterschleifen in der Heeresverwaltung, von erbärmlicher Verpflegung, von Krankheiten, Mißernten, Teuerung. Solche Signale flammen immer vor den Schlachten auf, und immer ist es voreilig und gefährlich, ihnen zu glauben.

Hinter den Grenzgefechten – und das gab ihnen ihre kriegerische Bedeutung – hatte inzwischen die österreichisch-ungarische Armee ihre ersten taktischen Operationen, die aus geographischen Gründen sehr umständlich waren, zum Aufmarsch vollenden können.

Poincaré beschwor den Zaren in einem Handschreiben, mit einer schnellen Offensive das furchtbar gefährdete Frankreich aus der Not der deutschen Überschwemmung zu retten. Und da warfen sich nun in der Tat die Russen eilig gegen Preußen und gegen Galizien heran. Die Österreicher und Ungarn bauten ihren Gegenangriff in drei Gruppen auf. Zur Linken stand bei Tarnow die Armee des Generals von Dankl, neben ihm zur Rechten die Armee des Generals von Auffenberg bei Przemysl und neben diesem wiederum die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand bei Lemberg. Das Oberkommando hatte der Erzherzog Friedrich. Die Richtung des gemeinsamen Vorgehens der ersten zwei Armeen lag dort, wo Galizien im Weichsel-Sanwinkel seine Nase weit hinein nach Polen steckt, wo die russische Festung Iwangorod droht. Der linke Flügel ging bei Sandomir

über die Weichsel, stürmte im Anschluß an die deutschen Bundesgenossen über Kielce hinaus und überwand sogar in den Tagen bis zum 25. August den Kamiennafluß und die Höhen der Lysa Gora. Da aber die Weichsellinie hier die Offensive gegen Iwangorod unwirksam zu machen schien, ließ General von Dankl nur eine geringe Heerstärke auf dem linken Ufer angesichts der Festung zurück und überschritt den Fluß südwärts. Er ordnete hier seine Kräft zu einem gemeinsamen Vorrücken Seite an Seite mit dem Heere Auffenbergs. Sümpfe und ausgedehnte Waldungen bedecken das Gelände. Die Straßen sind miserabel und für Train und Artillerie qualvoll. Die Kavalleriedivisionen stießen in kühnen Reiterstücken durch den dichten Schleier der vor der russischen Front aufgestellten Kosaken hindurch. Flieger brachten dazu wertvolle Aufklärung. Es war der rechte Flügel des Feindes. Der General warf vom 23. bis zum 25. August fünf russische Armeekorps, die von Lublin angerückt waren, im nordöstlichen Staffelangriff zurück und drängte sie über Bielgoraj, Frampol, Krasnik hinweg. Allein bei Krasnik nahm er ihnen 6000 Gefangene und 28 Geschütze. Diese Stadt gab auch der Schlacht den Namen. Es war der große Einleitungskampf des Feldzuges. Und wollte man aus ihrem Verlauf die ersten militärischen Erfahrungen zu einem Schluß zusammendrängen, so ergab sich bei den Russen die herkömmliche Gliederung in hintereinanderstehende Gruppen und der Entschluß, in einem System von Positionsstellungen auf den Gegner zu warten, dazu eine offenbare Disharmonie in den Maßnahmen der einzelnen Korps; bei den Österreichern und Ungarn der scharfe Angriff in breitgedehnter Linie, die an vielen Stellen zugleich anpackt, zusammengehalten überall von verbindlicher, gegenseitiger Unterstützung.

Am 27. August schlug Dankl die Gegner abermals bei Niedrzwica Duza, und dann stand er nur noch einen Tagemarsch von Lublin entfernt. Zu seiner Rechten bahnte sich inzwischen die Armee des

Generals von Auffenberg nordwärts. Sie kam langsamer vor. Vom 25. August an stand sie im Feuer gegen die Russen, die von Cholm her anliefen. Bei Zamozc und Komarow entwickelte sich die achttägige Schlacht. Auch hier erwarteten die Feinde in starken Stellungen und mit immer frisch eingesetzten Reserven den Angriff. Ein Durchbruch, den dann wuchtige Russenmassen von Krylow her gegen Westen machten, war so nachhaltig angesetzt, daß er das österreichische Zentrum erschütterte, aber im rechten Augenblick waren Heeresteile vom linken Flügel der galizischen Armee unter dem Erzherzog Joseph Ferdinand und unter dem General Svetozar von Boroevic heran; sie konnten beiderseits des Flüßchens Huczva eingreifen und den Feind wieder zurückwerfen. Die Erstürmung der verschanzten Stellung auf den Höhen von Tyszowce brachte hier die Entscheidung. Noch aber hielten die Russen die außerordentlich starken Höhen von Komarow und deckten von da aus den Abmarsch ihres östlichen Flügels. Aber sie konnten auch hier den Österreichern keinen Halt setzen. Es war ein prächtiger Ausbruch stürmenden Soldatengeistes aus Gesamtösterreich, der hier alle Hemmungen zur Seite warf. Ober- und Niederösterreicher fochten Schulter an Schulter mit Deutschböhmen und Tschechen, mit Tirolern, Salzburgern, Mähren, Ungarn. Fast die ganze russische Artillerie wurde die Beute der Sieger; sie konnten 200 Geschütze und 20000 Gefangene abführen. Das alles geschah am 1. September. Die Schlacht Auffenbergs rettete die österreichische Armee, die unter Erzherzog Friedrich in Ostgalizien stand und dort gegen russische Übermacht sich wehren mußte, vor der Gefahr einer Umklammerung.

Denn es stellte sich immer deutlicher heraus: Was an russischer Truppenmacht bis jetzt von Lublin und Cholm her im Felde sich gezeigt hatte, bildete alles in allem nur den rechten Flügel ihrer Hauptarmee. Diese selbst hatte sich in klotzigen Heerhaufen von Wolhynien nach Ostgalizien gewälzt Da mußten die jungen Sieger Dankls und

Auffenbergs ihr Siegesfeld lassen und durch die Sümpfe und Wälder zurückgehen. Es war ein bitterer Schluß.

Von dem Einbruch der Russen in Ostgalizien kamen die ersten dumpfen Nachrichten durch die Dämmerung. Ihre Stärke mochte 20 Armeekorps und dazu 20 Reservedivisionen und 11 Kavalleriedivisionen betragen, im ganzen weit über eine Million, musterhaft ausgestattet mit Geschütz und Geschoß und mit dem Vorrat aller technischen Kriegsmittel. Man muß das richtig werten, um die Leistung der Österreicher und Ungarn so zu schätzen, wie sie es verdienen. Das russische Zentrum war zwischen den Flüssen Styr und Gorym, die nördlich zum Pripet fließen, in dem wolhynischen Festungsdreieck Luzk, Dubno, Rowno zusammengestellt. Seine Stoßrichtung sollte mit drei Pfeilen über Sokal, Radziwilow, Tarnopol gegen Lemberg gehen. Den rechten Flügel, der bei Krasnik und Zamozc geschlagen war, hatte die Heeresleitung verstärkt, und den linken schickte sie von Osten über den Sburczfluß zum Dnjestr; sein Ziel war die Linie Stryj-Stanislau. Schon in der Mitte des August bedeutete der gewaltige Aufmarsch eine Umklammerung ganz Ostgaliziens. Der Erzherzog Friedrich ging zurück und gab zunächst den breiten Rand des Landes preis. Seine Frontlänge stand damals von der Lysa Gora über Lublin, Zamozc, Komarow bis Lemberg. Am 3. September lagen die Russen bereits in Czernowitz und in der alten Dnjestrstadt Halicz, die dem Land Galizien den Namen gab. Der äußerste rechte Flügel des österreichisch-ungarischen Heeres wurde vor ihnen bis Stanislau zurückgenommen; und seine Hauptgruppe führte der Erzherzog nach dem Gefecht von Zloczow vor den immer mehr gesteigerten russischen Kolonnen an die Nordfront Lembergs zurück. Hier wehrten sich seine Madjaren eisern gegen die furchtbaren Angriffe neun Tage lang vom 25. August bis 3. September. Da mußte er Lemberg den Feinden lassen. Er wich Schritt für Schritt.

Am 4. September kam Auffenberg von Komarow zu ihm heran, und nun trugen die Truppen des Erzherzogs ihre Fahnen von neuem vor, die Schwächeren mit starkem Willen gegen die Mächtigeren. Es wurde die zweite Lemberger Schlacht. An den Sümpfen und Seen der Wereszyka bei Grodek tobte sie. Am 8. und 9. September stürmten die Soldaten die russischen Stellungen auf der Grodeka Gora und bei Janow und auf den Höhen vor Wielkopolja. 10000 Gefangene und 80 Geschütze nahmen sie dem zähen Feinde ab. Sieg auf der ganzen Linie. Und da senkte sich wieder das Verhängnis aus dunkler Wolke auf Österreich herab. Oben im Norden hatten die Russen zur selben Zeit 8 Armeekorps und 5 Reservedivisionen mit rücksichtsloser Schärfe zum Durchstoß zwischen dem Zentrum und der Armee Auffenbergs vorgetrieben und diese in die Gefahr gebracht, abgedrängt zu werden. Das geschah bei Rawaruska Vor der übermächtigen Wucht mußte Auffenberg seine Truppen retten Die Braven wollten dem Befehl nicht gehorchen; er mußte zweimal gegeben werden. Seit Wochen waren sie immer siegreich gewesen, hatten immer den Gegner geworfen, ihm immer seine Artillerie abgenommen. Und unbesiegt sollten sie jetzt das Feld räumen. Es war ergreifend, wie sie ihre Fahnen rückwärts trugen; in voller Ordnung, mit allen Gefangenen und stattlichem erbeuteten Heergerät. Auffenberg und neben ihm schließlich auch Dankl entzogen sich geschickt einer Umklammerung, wie sie zu derselben Zeit in Frankreich die Armee des Generals von Kluck am Ourcq bedrohte.

Das Ringen gegen die Riesenmacht bot keine Aussicht. Der Erzherzog brach die Kämpfe ab. Die Not trieb ihn, das umstrittene Land dem Feinde zu geben und in sicherer Vorbereitung andere Pläne reifen zu lassen, großangelegte in gemeinschaftlicher Arbeit mit den deutschen Kameraden. Rückzug aus Ostgalizien und Rückzug von der Marne – es waren graue Tage, sie legten sich lastend auf

die Seele. Und doch war das Auge nicht einmal groß genug geöffnet, um die unermeßliche Furchtbarkeit zu fassen, die rings am Horizonte aufstieg und wartete. Aber nur die Zitternden werden von den Ruinen erschlagen, der unerschütterte Mut ist gewaltiger als alle Dämonen und zwingt die Sonne zum Scheinen. Zerrüttet war weder die deutsche noch die österreichisch-ungarische Streitmacht. Und wie die Deutschen an der Aisne, so suchten auch die Bundesgenossen in Westgalizien vorerst ruhig eine neue starke Stellung. Ein Atemholen für die braven Fechter, die wochenlang unausgesetzt gegen Überzahl gestritten hatten mit Muskeln, Nerven und Seele. Die Russen vermochten es nicht mehr, ihre Truppen noch zu neuen Schlachten aufzupeitschen; die Verluste waren bis zur Erschöpfung groß. Nach englischen Berichten hatten sie allein in den beiden Lemberger Schlachten 100000 Mann opfern müssen. Die Weichsel und die San umschlossen zunächst das Gebiet, das den Österreichern blieb. Aber dann gingen sie noch weiter zurück über die Wislok und die Wisloka und sogar bis zum Dunajec. Hier gruben sie sich ein auf den Höhen, die von der Stadt Tarnow beherrscht werden. – „Altrussisches Land ist Galizien", frohlockte jetzt die russische Regierung. Aber die messianische Handbewegung der Befreier war nur scheinheiliger Trieb und krampfte sich bald zur Kralle. Überall, auch in der Bukowina, wurden die Führer der ukrainischen Bewegung gefangengesetzt und verschleppt. Ihre Schulen und Bibliotheken wurden geschlossen, die Zeitungen und Zeitschriften untersagt, die Sprache wurde aus dem öffentlichen Leben, ja sogar aus dem privaten Briefverkehr verdrängt. Die Glaubensfreiheit wurde gesetzlich unterdrückt, die Juden waren vogelfrei. Die Soldaten, Offiziere und Mannschaften, warfen ihre Soldatenehre fort, und die Besetzung entartete zu einem Raubzuge gegen Bauernhütten und Adelsschlösser, gegen Kirchen, Klöster, Spitäler. Die Kunstwerke und Bücherschätze der Museen und Bibliotheken wurden nach St. Petersburg gefahren.

Viel später, im Juli des Jahres 1915, sprach der russische Abgeordnete Miljukoff in der Duma in einem Rückblick:

„Unter dem Vorwande des Kriegszwanges wurden die unsinnigsten Verfolgungen fremder Völker, besonders der Juden, von uns durchgeführt. Wir sahen die allerdümmsten und einfältigsten Maßregeln, um unsere Religion und unsere Nationalität in der neuerworbenen Provinz Galizien einzuführen. Als Beamte wurde der Auswurf der Provinzbehörden hingesandt, die das Ideal der kleineren Nationalitäten sofort töteten. Es waren überall Maßnahmen, die an die allerwildesten Zeiten des barbarischen Mittelalters erinnern und Rußland in den Augen der ganzen Welt herabsetzten."

Diese freimütige Kritik wurde in der amtlichen Wiedergabe der Dumaverhandlungen unterdrückt.

Hinter dem österreichischen Rückzuge aus Ostgalizien war die Festung Przemysl liegengeblieben. Der Feldmarschall Kusmanek verteidigte sie. Am 16. September erschienen die ersten Kosaken, und bis zum 22. September waren im Umkreis fünf russische Armeekorps unter dem General Radko Dimitriew versammelt. Die Aufforderung zur Kapitulation wies die Festung ab. Am 3. Oktober begann die Beschießung.

Zu derselben Zeit setzte sich die neue österreichische Offensive in Bewegung. Im Zusammenhange mit dem Vorgehen Hindenburgs in Polen kam am 4. Oktober der Befehl. „Wir gehen wieder vor!" jubelten die Truppen. Die Armee Dankls marschierte auf dem linken Flügel auf beiden Ufern der Weichsel; südwärts schlossen sich an der Erzherzog Joseph Ferdinand, der General Borojewitsch und der General Böhm-Ermolli, alle das Gesicht geradeaus gegen Osten. Bei Klimentow, Sandomir und Tarnobrzeg, bei Lancut, Dubiecko, Mielce und auf der karpathischen Magierahöhe setzten sich die Russen

gegen diese lebendige Front vergeblich zur Wehr. Sie mußten über die San zurück. Und daran hing das Schicksal der Festung Przemysl.

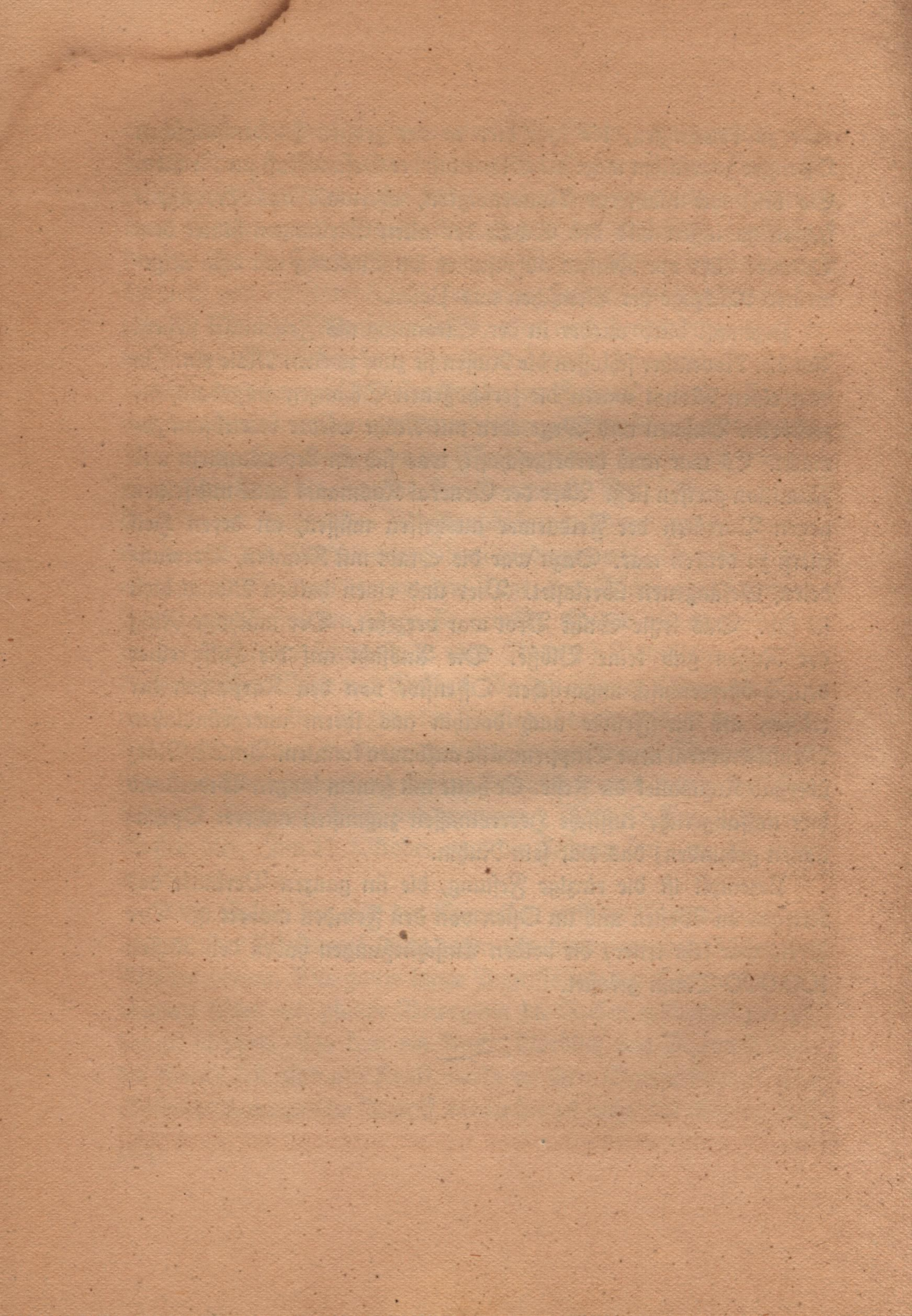
Radko Dimitriew hatte seine Batterien mustergültig aufgestellt; durch Verrat waren ihm die Einzelheiten der Befestigung alle bekannt. Am 5. Oktober ging er zum Sturm über. Jetzt jagte ihn die Zeit, und ein Zarenbefehl, sagt man, forderte die Eroberung bis zum 8. Oktober. Menschenmassen, eine nach der andern, warf er ins Feuer. Das Leben hatte hier keinen Preis. Im ununterbrochenen Krachen der schweren Geschütze sprang sein Fußvolk in hellen Scharen aus den Schützengräben heraus und lief gegen die völlig unerschütterten Werke an. Sie krochen in die Drahtverhaue, um sie mit Scheren zu zerschneiden, sie warfen Handgranaten. Die Offiziere hetzten dahinter mit klatschenden Peitschenschlägen, und wer weichen wollte, wurde von den Maschinengewehren niedergemacht. In zehn Reihen rannten die Stürmenden an, drei Tage, drei Nächte ohne Unterlaß. In ganzen Schwaden lagen sie gemäht. Gegen ein einziges Fort an der Südfront setzten sie in einer Nacht elf Bataillone an. Die kletterten über Wälle und Gräben. An den eisernen Türen der Kasematten und an den vergitterten Fenstern brandete schon der entsetzliche Kampf, Auge in Auge, zwischen Leichenbergen. Aber eine entschlossene Honvedabteilung sprang dazwischen und rettete die Verteidiger. Przemysl blieb unbezwungen. 70 000 Tote ließen die Russen hier. Am 11. Oktober war die Festung frei; am 12. zogen die Befreier ein.

Von Süden her, von den Karpathen griff der General Pflanzer-Baltin über Körösmezö schon gegen Stanislau um den Rücken des Feindes herum. Die ganze lange Angriffslinie der Österreicher und Ungarn schien mit glatter Bewegung die Russen willenlos vor sich her zu schieben. Da kam ein Ruck. Nördlich von Przemysl saßen die Feinde fest, und alle Kraft wurde an ihrer Sperre stumpf. Der österreichisch-ungarische Angriff vermochte es nicht, die schwere Auf-

gabe zu bewältigen, die ihm hier in der großen Hindenburgschen Offensive zugefallen war: die Sicherung der Gesamtkraft zur Rechten. So blieb die nüchterne Notwendigkeit, abermals das Errungene fahren zu lassen und den Schutz der alten Stellungen hinter dem Dunajec dicht vor Krakau aufzusuchen im Einklang mit dem allgemeinen Rückzuge der Deutschen aus Polen.

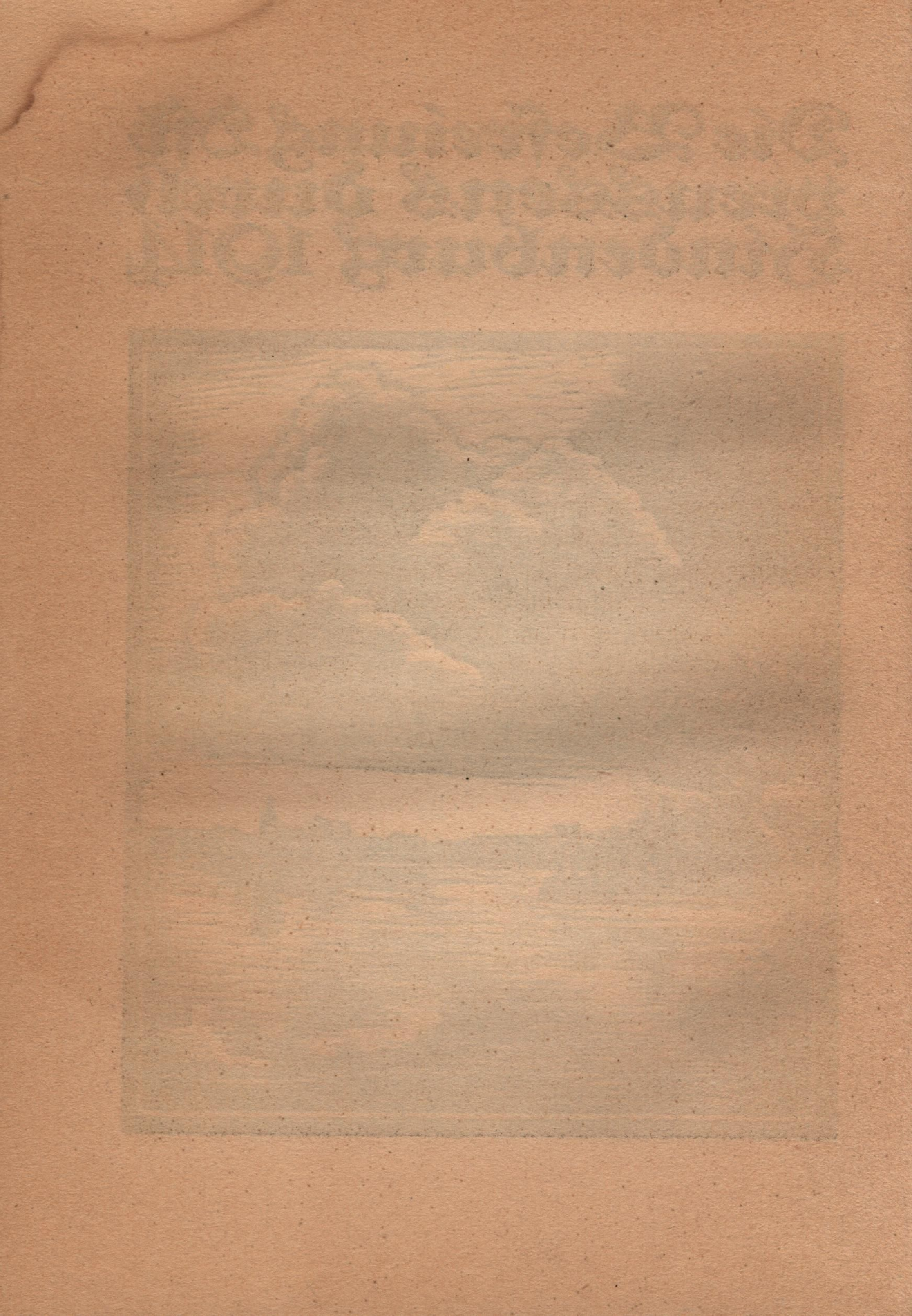
Przemysl blieb wieder in der Strömung als Felseninsel stehen. Am 12. November schlossen die Russen sie zum zweiten Male ein. In dem einen Monat waren die zerschossenen Schanzen aufgebaut, die zerstörten Bahnen und Wege eben mit Mühe wieder betriebsam gemacht. Es war auch herbeigeschafft, was sich an Lebensmitteln und Munition greifen ließ. Aber der General Kusmanek hatte mit seinen neuen Vorräten der Feldarmee aushelfen müssen, an deren Heil zuerst zu denken war. Dazu war die Stadt mit Kranken, Verwundeten, Gefangenen überlastet. Vier und einen halben Monat hielt sie sich. Das letzte Stück Brot war verzehrt. Der mächtige Ring der Russen gab keine Blöße. Die Aussicht auf die Hilfe einer deutsch-österreichisch-ungarischen Offensive von den Karpathen her erlosch, als die Feinde auch dorthin aus ihrem unergründlichen Menschenvorrat neue Truppenwälle aufbauen konnten. Am 22. März übergab Kusmanek die Feste. Er hatte mit seinem langen Widerstand hier umfangreiche russische Heeresmassen zugunsten anderer Operationen gebunden; das war sein Ruhm.

Przemysl ist die einzige Festung, die im ganzen Verlaufe des Krieges im Westen und im Osten von den Feinden erobert ist. Der Preis war sehr teuer; die beiden Einschließungen haben den Russen 100 000 Mann gekostet.



Die Befreiung Ostpreussens durch Hindenburg 1914





Die Befreiung Ostpreußens durch Hindenburg 1914

Zu derselben Zeit, da sich die russischen Massen über Galizien ergossen, wogte eine andere Hochflut gegen Preußen heran. Wenn dort hinter Lemberg im Dämmer der russischen Einbildung Budapest und Wien aufstiegen, so schimmerte hier das Ziel Königsberg und dahinter Berlin. Im ersten Kriegsmonat druckten englische Zeitungen eine Kartenskizze, auf der an einer Pfeilrichtung der russische Einmarsch berechnet war: Am 30. August stehen sie in Thorn und am 30. Oktober in Berlin. Der nächste und geographisch auch bequemste Weg nach der Hauptstadt Deutschlands von Rußland aus führt über Posen und Frankfurt a. d. O. Die preußische Grenze zieht sich wie eine Meeresbucht tief zurück; aber gerade hier fehlen in dem weiten Raum vorwärts Warschau dem russischen Anmarsch die guten Straßen. Ostpreußen dagegen springt wie eine Halbinsel nach Rußland hinein; es läßt sich umklammern. Und zudem gibt die sehr stark ausgebaute Festungslinie am Narew, Bobr und Njemen, wie die französische Sperrfortlinie in Lothringen, jedem Angriff einen grenznahen, gesicherten Aufmarsch, Nachdruck und Rückhalt. Natürliche Hindernisse queren an der Scheidelinie nirgends den Weg.

Als die deutsche Heeresleitung neben der raschen Offensive gegen Westen zugleich den Schutz der Provinz Ostpreußen erwog, mußte sie die Preisgabe eines Völkerüberschwemmungsgebietes in Rechnung

setzen. Und in den ersten bangen Stunden trug hier auch das Gerücht von hordenartig gehäuften russischen Kavalleriemassen raschen Schrecken heran. Die Kosakengefahr wuchs zu einer legendenhaften Größe. Aber die Angst zerstob, wo man fest anfaßte; und das Vertrauen und die Sicherheit kehrten den Bewohnern wieder zurück, als man ihnen die Nachrichten von den ersten Grenzgefechten zurief.

Am 30. Juli 1914 schrieb der belgische Gesandte, der Baron de l'Escaille, aus Petersburg an seine Regierung, daß die russische Mobilmachung nicht auf einzelne Gebiete beschränkt, sondern allgemein sei, und in den Zeitungen hatte der russische Kriegsminister sich der vollständigen Kriegsbereitschaft schon im Frühjahr gerühmt. Bereits am 2. August streiften die Russen in Preußen hinein. Aber der deutsche Grenzschutz und die Landwehr genügten, sie hinauszujagen. Bei Soldau, Neidenburg, Bialla, Eydtkuhnen und in noch anderen Gefechten wurden sogar beträchtliche Kavallerieabteilungen geschlagen, und bei Schmalleningken bewältigten am 9. August drei Kompagnien ostpreußischer Landwehr einen starken russischen Einbruch.

Allmählich wuchsen die Taten zu größerer Bedeutung. Bei Stallupönen wurden umfangreiche russische Heeresteile sichtbar; da stieß sie das erste Armeekorps am 17. August heraus und nahm ihnen 3000 Gefangene ab. Und es siegte auch, als neue Kolonnen nachrückten, am 23. August bei Gumbinnen. Die Beute, die es heimbrachte, war diesmal noch reicher, 8000 Gefangene und 8 Geschütze. Schon setzte sich ein deutscher Gegenstoß in den Besitz des russischen Städtchens Mlawa.

Die Zeitungsleser, die schnell die Furcht vor der Goliathwucht der Russen von ihren Herzen schüttelten, fühlten nicht, daß jene Gefechte eine Zurücknahme der deutschen Heereskraft verschleierten, zumal da auch die Depeschen aus Polen fröhliche Nachrichten von deutschen und österreichisch-ungarischen Einfallskämpfen hertrugen. Aber dann wurden mit einem Male die ungefügen Gliedmaßen der russischen

Kraft sichtbar und wuchsen über die Grenze. Im Norden am Pregel häufte eine Wilnaer Armee 4 Armeekorps, 2 Schützenbrigaden, 6 Reservedivisionen und 2 Kavalleriedivisionen, im ganzen über 300000 Mann. Unter dem General Rennenkampf schob sie sich am Pregel und an der Angerapp über Eydtkuhnen, Stallupönen, Gumbinnen und Insterburg gegen Königsberg. Im Süden strömte eine Narewarmee unter General Samsonow unterhalb der masurischen Seenplatte über Mlawa, Neidenburg und Allenstein herein mit dem Ziele Elbing. Das waren 5 Armeekorps und 3 Kavalleriedivisionen, wohl 250000 Mann. Die Sündflut wurde also im ganzen mit mehr als über einer halben Million der allerbesten russischen Soldaten ins Werk gesetzt. Es war eine bittere Empfindung, daß man ihr ein schönes Stück Ostpreußens überlassen mußte. Denn kein edler Feind war es, der das Regiment an sich nahm. Die Siegeszuversicht macht den Kühnen großherzig; aber die Russen streiften schnell die dünne Schicht der Menschlichkeit von ihrer Barbarenseele.

Der General des zweiten russischen Armeekorps, Scheidemann, ließ in Angerburg am 25. August den Aufruf anschlagen:

„Haltet an, Ihr Unverständigen, bevor es zu spät ist. Seht Euch um! Die ganze Welt strotzt voller Waffen gegen Euch, die den Weltfrieden störten! Rußland, Frankreich, England, Serbien, Montenegro, die von Euch ur Gegenwehr herausgeforderten Belgier und sogar Japan, alle erheben die Waffen gegen Euch wie gegen wilde Hunnen zur Verteidigung ihrer Länder gegen Euren Überfall. Euer Bundesgenosse Italien hat sich von Euch abgewandt, schweres Leid schwebt über Euren Häuptern, die slawische Lawine vom Osten, die vereinigten Franzosen, Engländer, Belgier im Westen umringen Euch durch eiserne Fesseln. Die deutsche Regierung in blindem Eifer betrügt ihr eigenes Volk, das bereits voll Todesfurcht sich umschaut...... Wir bringen Euch den Zukunftsfrieden zur stillen kulturellen und produktiven Arbeit.... Der Russe ist großmütig und friedlich....

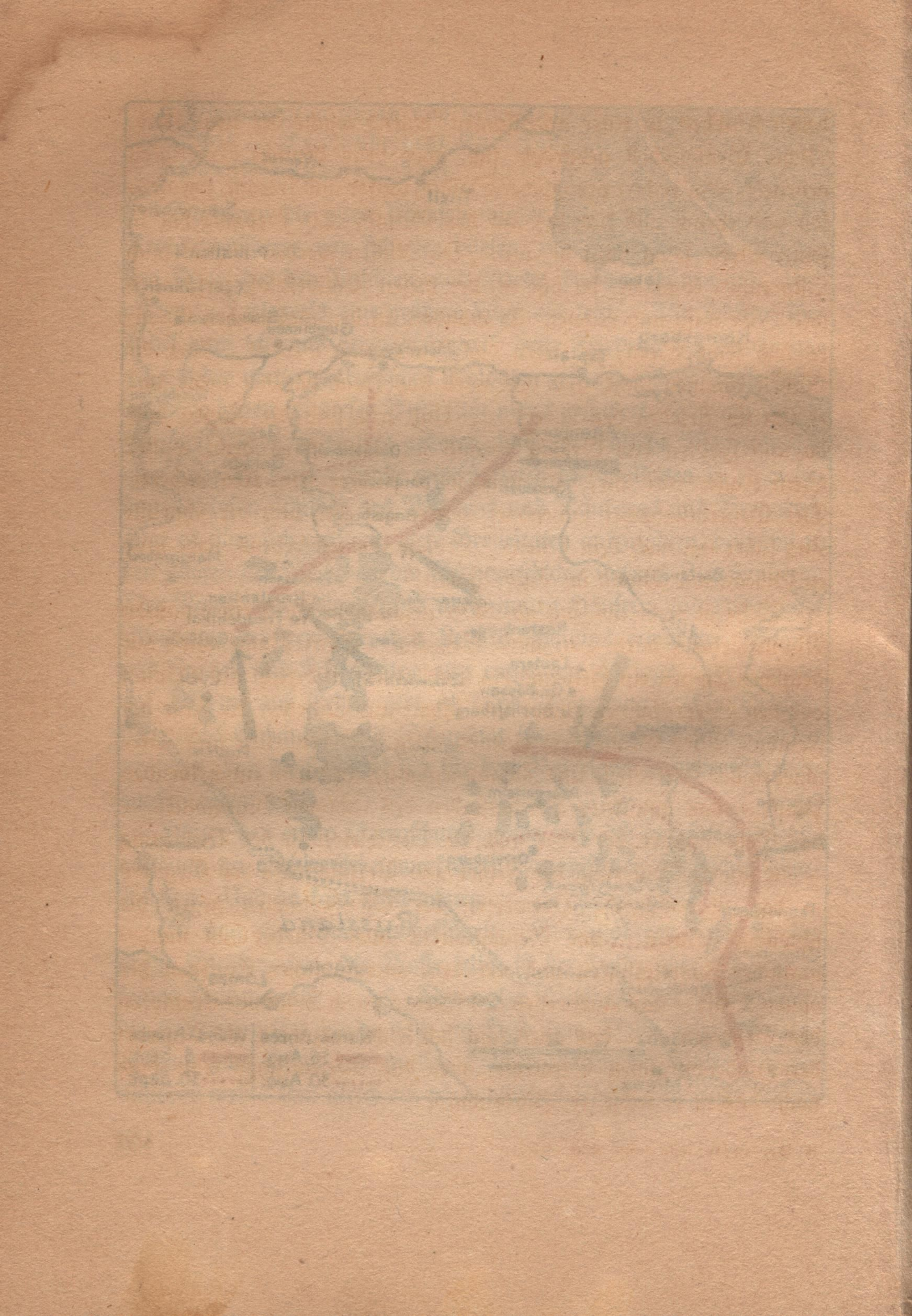
Wir kämpfen gegen das deutsche Heer und nicht gegen das Volk.... Seid unbesorgt, Eure Familien, Euer Hab und Gut sind für uns unantastbar."

So tönen die alten Phrasen wieder, die einst die französischen Revolutionsheere vor sich her bliesen, von Vernunft und Kultur, von Krieg, der den Palästen, und Friede, der den Hütten gilt. Und waren doch niemals eine größere Lüge als jetzt. „Mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!" hatte Friedrich der Große angesichts der vertierten russischen Soldaten geseufzt. Anderthalb Jahrhunderte haben an dieser Bestialität nichts geändert. Nur wo in den Städten tüchtige Offiziere geboten, hielt die russische Manneszucht; aber auf dem flachen Lande wirtschafteten die Soldaten in einer besinnungslosen Wollust des Mordens und Räuberns und Brennens. Wer es über sich gewinnt, diese Greueltaten aufzuzählen, beschämt in den Augen der Nachwelt die Sittengeschichte unseres Jahrhunderts. Der Rauch aus Ostpreußens verbrannten Häusern und Höfen, der Blutdunst der verstümmelten Leichen schuldlos erwürgter Männer und Frauen und Kinder stieg, eine entsetzliche Anklage, zum Himmel auf. Denn auf Erden gibt es keine Vergeltung Der Deutsche sucht nicht Schandtat mit Schandtat heim. Aber er wird nimmer vergessen, daß die Ostmark sich für das Vaterland auf den Scheiterhaufen gelegt hat.

Hinter den ersten Grenzschutzkämpfen war die preußische Mobilmachung im ganzen Zweigwerk ihrer Organisation inzwischen abgeschlossen. Und da kam Hindenburg.

Es war ein Wort ausgeklügelt: „Der moderne Krieg ist der große Gleichmacher; die Masse selbst ist der Held; über ihr gibt es keinen Helden mehr ...." Die ewige Weisheit aber lächelte über die sterbliche. Es wurde doch ein Held dem Volke geboren. Und es ging ganz so zu wie in den epischen Tagen der Völkerzeit, der Mythos webte ihm gleich ein phantastisches Kleid. In einer beschei-


E. B.
Memel
Tilsit
Schirwindt
Pilkallen
Labiau
Eydtkuhnen
Stallupönen
Gumbinnen
Königsberg
Tapiau
Insterburg
Pregel
Angerapp
Wischtyten
Allenburg
Gawaiten
Darkehmen
Goldap
Rom. Heide
Gerdauen
Nordenburg
Angerburg
Marggrabow
Bartenstein
Possessern
Passarge
Mauer-See
Kruglanken
Lötzen
Freudenthal
Alle
Rastenburg
Boyen
Gr. Gablick
Lautern
Löwentin-S.
Lyck
Gr. Bössau
Bischofsburg
Wartenburg
Spirding-S.
Prostken
Allenstein
Osterode
Passenheim
Hohenstein
Ossowiec
Ortelsburg
Johannisburg
Plautziger S.
Maransen-See
Tannenberg
Russland
Bobr
Gilgenburg
Narew
Lomza
Neidenburg
Usdau
Ostrolenka
Soldau
Lautenburg
0 10 20 30 40
Kilometer
Mlawa
Narew-Armee
26. Aug.
30. Aug.
Wilna-Armee
8. Sept.
10. Sept.



denen Kindheit, in einer arbeitsamen Jugend wuchs der neue Held. Nichts Genialisches gebärdete sich, aber beste deutsche Tüchtigkeit arbeitete. Ein rechter preußischer Soldat, tapfer und fromm, phrasenlos und ehrlich und klar bis auf den Grund. Ein Gedanke hat in seiner Seele Platz, füllt sie aus: „Die Russen werden einmal nach Ostpreußen kommen; du bist es, der diesen Völkerkoloß zerschlagen soll!" Er mißt und rechnet. Er wandert an den masurischen Seen; es sind seine Seen; sie sollen das Russengrab werden. Aber die Russen kommen nicht, und ihm wird das Haar darüber grau, und er sitzt im Frieden des Alters ... Und jetzt sind die Russen doch da und fordern das Geschick heraus ... Und ist es denn wahr? Sein Kaiser ruft ihn? Er muß unser Führer sein, kein anderer. Der Generalstabschef Ludendorf wartet auf ihn, und der schnellste Zug führt ihn nach dem Osten. „Sonne meines Lebens, stehe stille zu Gibeon und Mond im Tale Ajalon!"

Wille ist mehr als Jugend. Der gesammelte Geist eines ganzen Manneslebens wird Tat, wird Schicksal. Sein Name wird auf deutschen Lippen ein Heil und ein Schlachtruf und zieht als Dämon vor den Siegesfahnen einher und lähmt mit Entsetzen die Knie der Feinde. Alles Große geht eigenen Weg. Bereitstellen und Verschieben der Heeresteile und Zusammenballen an einem entscheidenden Punkt — das instinktive Herausfinden des richtigen Augenblicks — das Geheimhalten der Idee und die Verschleierung der Bewegung — die scharfe Witterung der Fehler und Versäumnisse des Gegners — das überraschende Vorwerfen der Offensivmassen gegen die schwächste Stelle — das Gesamtwirken aller Glieder mit mathematischer Zuverlässigkeit und mit dem unermüdlichen Einsetzen der vollen Kraft — das Auspressen des Sieges durch Zusammenkrampfen des Besiegten . . . das alles läßt sich leicht aufzählen als Apparat der Hindenburgschen Strategie, aber das Wesentlichste fehlt doch noch: das ist er selbst, er, Hindenburg.

Und nun denkt einmal nach – wie war es doch, als ihr zum ersten Male den Namen Hindenburg hörtet? Durch die stolze Erregung des Kriegsfrühlings im August klangen stille Schmerzensrufe; die kamen aus dem Osten. Und zwischen den zuversichtlichen Mienen in unseren Städten blickte zum ersten Male der Gram der Flüchtlinge und erzählte von Schutthaufen deutschen Bürgerfleißes. Da war es, da kamen die Fahnen heraus und schütteten aus ihren Falten den Segen, und da laset ihr am 29. August:

„Der Generaloberst von Hindenburg hat die russische Armee in Stärke von fünf Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen in dreitägiger Schlacht bei Gilgenburg und Ortelsburg geschlagen."

In den baltischen Landrücken ist die masurische Seenplatte eingedrückt. Lange Wellen von Moränenschutt streifen dahin oder lösen sich auf in ein Gewirr von Kuppen und Höhen. Aufgeforstete Wälder oder Ödländer bedecken sie, und dazwischen ist überall Wasser und Weide. Es ist ein Land stiller Schönheit, aber es sammelt auch stille Gefahren in Sumpf und Moor. Die höchste Erhebung steigt nur bis zu 313 Metern. Die Siedlungen sind klein. Vier Eisenbahnen führen hinüber, die längs der Südgrenze miteinander verbunden sind. Die Seen zählen nach Hunderten. Wunderlich ausgefranst sind sie und schwer zu übersehen, von grünem Gelände ganz umschlossen. Die westlichen fließen zur Passarge und alle nach Norden ab. Hier ist die Stadt Allenstein der Mittelpunkt; und hier war es, wo 1410 bei Tannenberg die Rittergeschwader des deutschen Ordens den Polen und Litauern erlagen. Die östlichen Seen sind breiter. Ihre Wasser nimmt die Angerapp gegen Norden zum Pregel mit, oder sie fließen südlich zum Narew. Dort liegt nördlich der Mauersee, 100 Quadratkilometer groß, und südlich der Spirdingsee, 150 Quadratkilometer groß. Sie sind 30 Meter tief. Zwischen ihnen ist als Mittelglied der Löwenthinsee; Lötzen liegt da mit der

Feste Boyen und deckt den Durchgang der Straße von Königsberg nach Lyck Ostwärts, der russischen Grenze zu streckt sich die Romintener Heide.

Hindenburgs Sieg bei Tannenberg liegt heute so eindringlich wie ein schönes Kunstwerk vor uns, und da wir unsere deutschen Leistungen gern an klassischen Mustern messen, nennen wir ihn das Cannä der Russen. Hannibal und Hindenburg, beide gewannen eine Umgehungsschlacht, die sie zur Vernichtung des Feindes steigerten; beide bissen in das Zentrum des Gegners mit den Zähnen ein und hielten ihn fest und schlangen dann ihre Arme um den Keuchenden herum und zerpreßten ihn. Die Ähnlichkeit der Hannibal- und Hindenburgschlacht ist nicht zufällig. „Dem Feinde ein Cannä bereiten" war ein alter Lieblingsausdruck des preußischen Generalstabs. Graf Alfred Schlieffen, der bis 1905 an seiner Spitze stand, der Schüler Moltkes, hat ihn oft gebraucht. Die Studien zur Kriegsgeschichte, die er hinterließ, faßte er unter dem Titel „Cannä" zusammen, und er leitete sie mit einer Darstellung des Hannibalischen Sieges ein.

Die russische Wilnaer Armee und die russische Narewarmee gingen nördlich und südlich der Seengruppe; zwischen ihnen bewegten sich schwächere Gruppen über Lyck-Goldap. Fast naturgemäß schien es zu sein, daß die Deutschen nun alle ihre Streitkräfte zur Weichsel zurückzogen, erst dort in starker Stellung mit dem Aufgebot neuer Reserven die Entscheidung suchten und inzwischen Ostpreußen und ein Stück Westpreußens den Russen überließen. Aber Hindenburg wollte eine schnelle Entscheidung; er suchte sie noch vor der Vereinigung der beiden feindlichen Armeen. Er verfügte über 225 000 Mann. Zog er von seiner Summe 60 000 Mann zu Sicherungs- und Besatzungszwecken und 25 000 zum Schutze des nördlichen Ostpreußens und der Linie Lyck-Goldap ab, so blieben ihm für seine

Aufgabe 140000 Mann. Die Narewarmee war der gefährlichere Feind, denn sie schob sich bedrohlich von Süden gegen den Rücken der Deutschen heran. Sie mußte zuerst zerschmettert werden, dann konnten die Sieger sich rückenfrei gegen die Wilnaer Armee wenden.

Hindenburg gab die Vorteile, die im Norden das 1. und das 17. Korps gegen die Wilnaer Armee bei Gawaiten, Walterkehmen und Gumbinnen errungen hatten, die aber zum Siege bei weitem nicht ausreichten, preis, um Größeres im Süden zu gewinnen. Er löste die beiden Korps los, verband sie mit dem 20. und wandte sie alle drei zusammen mit einem Landwehr- und einem Reservekorps gegen die Narewarmee. Er ließ diese näher herankommen, und am 26. August hatte er sie, wo er sie haben wollte. Ihr linker Flügel im Süden rückte von Soldau auf Usdau und Lautenburg vor, ihr Zentrum darüber auf Gilgenburg und Tannenberg und Hohenstein. Der rechte Flügel stand schon in Allenstein. Ein noch weiter zur Rechten hinausgeschobenes Korps sollte Fühlung mit der Wilnaer Armee suchen; es war von Ortelsburg schon weit nordwärts gegen Lautern gegangen, wurde aber hier an den Seen von Groß-Bössau am 26. August von einigen Regimentern der 36. Division geschlagen und auf Ortelsburg zurückgewiesen.

Die russischen Linien standen nun in einem Viertelskreise mit der Front gegen Westen, Nordwesten und Norden; in ihrem Rücken lag die weglose Wildnis von Wäldern und Seen und Sümpfen. Der Angriff gegen ihr Zentrum begann am 26. August; er steigerte sich am 27. und 28. Je fester die Deutschen zupackten, desto mehr Kolonnen holten die Russen vom linken Flügel bei Soldau und vom rechten Flügel bei Allenstein heran. Am 28. August warf das 20. Korps mit Landwehr- und Reserveformationen im Zentrum den Feind gegen den Plautziger- und Maransen-See, und zugleich preßten sich die deutschen Umfassungsarme um die geschwächten russischen Flügelkräfte, und oben drängte das 17. Korps sie an die Seen bei

Passenheim und Ortelsburg, und unten drängte das 1. Korps und eine Landwehrdivision sie gegen die Wälder von Neidenburg. In diese Seen- und Wälderwirrnis wurde die ganze russische Armee am 29. und am 30. hineingestürzt. Wer nicht gefangen wurde, ertrank. Es war die grimmigste Vernichtungsschlacht.

Und dann zur Jagd auf die Wilnaer Armee. Ihre Kavallerie schweifte schon bis Königsberg; und die Hauptmasse hatte General Rennenkampf in einer 120 Kilometer langen Linie von Südost nach Nordwest aufgebaut, vom Nordrande der Seenplatte über Angerburg, Gerdauen, Allenburg bis Labiau. Einen Eingriff in die Tannenberger Schlacht hatte er nicht versucht. Am 6. September war Hindenburg da. Seine Streitkräfte hatten sich inzwischen durch die Aufnahme des 11. Korps und einer Gardedivision beträchtlich gestärkt, so daß er dem Gegner im Verhältnis von 2 : 3 entgegenstand. Von Südwesten ging er heran. Und bei der Schlacht, die nun wurde, kann man an Leuthen denken. Er warf sich mit vollem Kräftemaß ganz und gar auf den feindlichen linken Flügel; der stand zu beiden Seiten der Angerapp, so daß Angerburg am Nordzipfel des Mauersees die Mitte hielt. Links stand im Hindenburgschen Angriff ein Korps gegen Allenburg und Gerdauen, eins in der Mitte gegen Nordenburg und Angerburg, und eins rechts gegen Possessern, Kruglanken, Freudental. Noch weiter rechts auswärts sollte ein viertes Korps – es war das 1. – zusammen mit einer vorausgeschickten sächsischen Kavalleriedivision in der Stoßlinie Groß-Gablick und Goldap den Feind umgehen. Und schließlich mußte eine gesonderte Division unter dem General von Morgen die Schlacht gegen eine russische Reservearmee decken, die von Grodno her gegen Lyck und Marggrabowa im Anmarsch war. Der General hat ihre gefährliche Einmischung am 7., 8. und 9. geschickt abgewiesen.

Hindenburgs Angriff warf am 8. und 9 September den Feind

auf der ganzen Linie von Allenburg bis Gablick zurück. Die sächsische Kavallerie und Teile des 1. Korps verlegten ihm zur Rechten die Rückzugsstraße südlich der Romintener Heide und die Wege durch diese Heide. Nach einem ununterbrochenen Gefechte wurde der geschlagene Gegner am 11. September zu einem Halbkreise um Darkehmen zusammengebogen. Der Leuthener Schlachtplan war bis dahin durchgeführt. Aber nun bewahrte sich Rennenkampf vor dem Fehler Karls von Lothringen; er setzte den rechten Teil seiner Armee nicht mehr ins Spiel, ließ ihn nicht aufrollen; verschmerzte den Verlust von 60000 Mann und rettete schnell den Rest vor Schlacht und Untergang Über Insterburg, Gumbinnen, Stallupönen, Eydtkuhnen flüchteten seine Kolonnen nach der Festung Kowno.

Hindenburg konnte abrechnen. Er hatte mit 200000 Mann eine halbe Million Russen aus Ostpreußen verjagt und in den beiden Schlachten bei Tannenberg und bei Angerburg ihnen Verluste beigebracht, die unerhört in der Kriegsgeschichte waren. Seine Beute waren eine Viertelmillion Gefangene mit 650 Geschützen, also soviel wie sieben Armeekorps.

Am 11. September rückten noch einmal Grodnoer Korps, mit sibirischen Regimentern vereint, gegen Lyck heran. Deutsche Landwehr, besonders die Division von der Goltz, warf sie am 12. aus der Seenenge zurück und rettete die Stadt.

Hindenburg folgte den Russen nach Polen hinein; er nahm am 12. September Suwalki und errichtete dort eine deutsche Verwaltung. Indessen wurden die eroberten Grenzlande bald wieder geräumt, da die eingesetzte Kraft in andere Bewegung übergeleitet werden mußte.

Die Pariser Zeitungen waren den Russen gnädig; sie priesen laut die bewundernswerte Geschicklichkeit und Kühnheit ihrer Operationen. Der Kaiser aber dankte seinem General Hindenburg:

„Eine Waffentat haben Sie vollbracht, die nahezu einzig in der Geschichte dasteht und Ihren Truppen einen für alle Zeiten unvergänglichen Ruhm sichern wird."

Auch englisches Urteil beugte sich vor der deutschen Strategie; der „Manchester Guardian" schrieb:

„Der ganze große Krieg hat bis jetzt nur einen Feldherrn von ganz großem Maß hervorgebracht: Paul von Hindenburg."

Ein italienischer Berichterstatter beobachtete ihn in seinem Hauptquartier:

„Hindenburg, Ludendorff, Hoffmann – es ist bewundernswert, wie einfach und schlicht sich diese hervorragenden Menschen geben und bewegen, wie weit entfernt sie von jeder Art der Pose sind. Die Nervosität, die heutzutage die Welt beherrscht und beunruhigt, hat hierher den Weg nicht gefunden. Es ist eine Wirkung der Schule, in der sie erzogen sind, daß die Offiziere des deutschen Generalstabes ihre Ruhe und Kaltblütigkeit in allen Lebenslagen bewahren. Ein Generalstab, erklärte Hindenburg, darf keine Nerven haben, denn ein nervöser Generalstab verbreitet im ganzen Heere Verwirrung und Unruhe."

Es war viel später, im Frühjahr 1915, an einem Nachmittage bei einem sogenannten internationalen Propagandatee der Journalisten in Paris. Man zeigte sich mit Lachen die neuesten Witzblätter, und in allen Sprachen der Welt ereiferten sich die Vertreter Frankreichs, Englands, Hollands, Belgiens, Amerikas, Kanadas, Schwedens, Dänemarks, Rußlands, Serbiens, Rumäniens, Bulgariens, Italiens, Griechenlands, Ägyptens, Indiens, Japans, Südamerikas gegen Deutschland, und immer wieder schwirrte durch die Stimmen das verächtliche boche, boche. Da legte ein Amerikaner eine illustrierte Neuyorker Zeitung auf den Tisch; die zeigte die Abbildungen deutscher Feldherren. „Goddam", rief er und schlug auf den Tisch, „Franzosen, es ist eurer nicht würdig, daß ihr eure Feinde stets nur

karikiert; warum nicht einmal die Originale hinter die Schaufenster heften!" Alle Köpfe beugen sich über das Blatt, und die Schwätzer schweigen. Und einer bekennt:

> „Sehen Sie nur diesen Hindenburg und diesen Mackensen – und welcher Adel liegt in den Zügen des Kaisers! Bei aller berechtigten Abneigung müssen wir uns doch stets bewußt sein, was für außerordentliche Feinde wir bekämpfen."

Die anderen sind stumm.

Die russischen Festungen am Njemen und Narew bewährten sich. Hinter ihren Wällen retteten sich die geschlagenen Armeen vor der Vernichtung. Sie ergänzten auch hier ihre Verluste an Menschen und Kriegsgerät so behende, daß sie über alles Erwarten rasch zur neuen Offensive herausbrechen und schon in den ersten Oktobertagen wieder in langer Front den Krieg nach Ostpreußen hineintragen konnten. Sie wußten, daß der Generalfeldmarschall von Hindenburg zu neuen Aufgaben auf einen andern Platz gestellt und das Grenzland jetzt nur einer dünnen Grenzhut übergeben war. Von Grodno und Olita her erschienen sie, ein sibirisches Korps und Teile eines finnischen Korps, den Marsch auf Lyck und Lötzen gerichtet. Die blutigen Zusammenstöße bei Augustowo und Suwalki verlegten ihnen den Weg. Zu gleicher Zeit setzte von Kowno ein Versuch ein, über Wirballen nach Eydtkuhnen, Stallupönen und Gumbinnen zu dringen. Auch den warfen die Grenzschutztruppen am 5. Oktober am Wyschtütener-See zurück; sie brachten aus diesem Siege 4000 Gefangene mit. Und noch einmal gingen die Russen mit breiter Front und großer Stärke vor. Ihr nördlicher Flügel stand bei Schirwindt, ihr Zentrum gegen die Romintener Heide, ihr südlicher Flügel bei Marggrabowa. Hier wurden sie am 9. Oktober abgewiesen, und am 15. und 16. wurden ihnen Wilkassen und Wielitzken genommen. Zu derselben Zeit lag ein deutsches Belagerungskorps vor Ossowiec. Um

dieses herum drang eine gesonderte russische Kolonne von Lomza aus nach Lyck. Jene Belagerung mußte aufgegeben werden, Lyck aber wurde am 13. Oktober wieder befreit. Auch diese russischen Offensivbewegungen liefen sich also tot.

Ein neuer Angriff setzte dann in der Mitte des November im Zusammenhange mit dem allgemeinen russischen Vormarsch in Polen ein. Bei Stallupönen, Eydtkuhnen und Soldau prallte er nach heftigen Kämpfen zurück.

Hindenburgs Siege und Hindenburgs Name blieben im Lande eine Kraft.

Hindenburgs deutsch-oesterreich-ungarischer Feldzug in Polen 1914





Hindenburgs deutsch-österreichisch-ungarischer Feldzug in Polen 1914

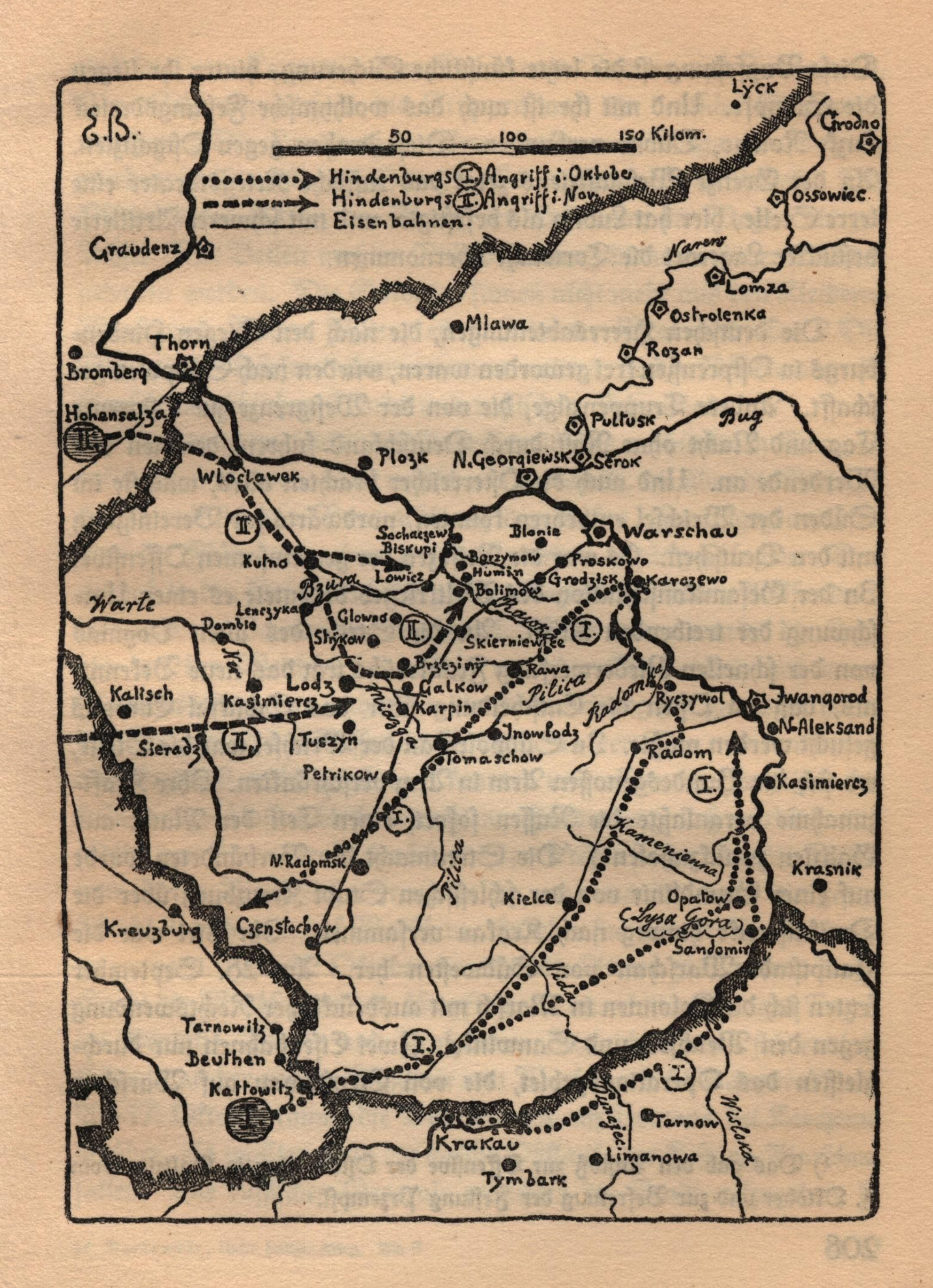
Die Kampfplätze in Galizien und Ostpreußen schoben sich zusammen, und auf der neuen Front wuchsen der österreichisch-ungarische und der deutsche Angriff zu einem einzigen großen Kriegsgedanken ineinander. Es wurde Hindenburgs Feldzug in Polen.

Das russische Polen mit dem wolhynischen Hinterlande ist wie ein stumpfer Keil in die Brust Preußens hineingetrieben. Aber es sitzt doch nicht wie ein Fremdkörper drin; denn in seiner breiten Mitte um Warschau herum ist es die Fortsetzung des brandenburgisch-posenschen Flachlandes. Im Südwesten ragt von Oberschlesien her ein Ausläufer der mitteldeutschen Gebirgsschwelle herein; er erhebt sich am linken Weichselufer der Sanmündung gegenüber in der Lysa Gora, dem „Kahlen Berge", zu 611 Metern und ist reich an Steinkohlen, Eisen, Zink. Im Südosten streift der südrussische Landrücken heran und bildet ein Tafelland, das bis nach Lublin reicht. Ein schmaler Nordzipfel ist dem nordpolnischen weiten Tiefland noch angesetzt, das Gouvernement Suwalki; es liegt wie das benachbarte Masurenland auf der baltischen Seenplatte. Gegen Osten ist Polen

vom eigentlichen Rußland durch eine ungeheuerliche Region von Sümpfen geschieden. Die große Landesader ist die Weichsel; im mächtigen, nach Westen offenen Bogen fließt sie hindurch und ist in der Mitte, wo das Herz Warschau liegt, einen Kilometer breit. Von links fließt ihr die Pilica, von rechts der Bug mit dem Narew zu.

Polen ist die natürliche Versammlungs- und Angriffs- und Verteidigungszone in einem Kriege mit Deutschland. Zu diesem Zweck ist es, gerade wie das französische Grenzgebiet in Deutschlands Westen, mit Befestigungen gespickt; das ganze Land ist eine einzige Festung. Mit den Milliarden, die die Rentner Frankreichs vorstreckten, hat die militärische Technik hier fast schwelgerisch ihren Geist in Eisen und Beton und in jedes erdenkliche Mittel des Widerstandes und Angriffs umsetzen können. Es galten bei der Anlage diese drei Gesichtspunkte: ein behütetes Aufmarschgebiet für die Streitmassen des inneren und hinteren Rußlands zu schaffen, die Knotenpunkte der Eisenbahnverbindungen und die Flußübergänge zu sichern, Ausfalltore gegen die Nachbarn zu öffnen und den Feldzugsplan jeder russischen Offensive zu unterstützen. Und die ganz große Offensive schien sich ja immer so aufzubauen: auf der Linie Warschau—Posen—Berlin rückt sie geradeaus dem Gegner auf den Leib; zwei Flügelangriffe begleiten diesen Stoß, der eine gegen Ost- und Westpreußen, der andere gegen Galizien, die Karpathen und das mährische Gesenke.

Am Njemen liegen Kowno, Olita, Grodno, am Bobr und Narew liegen Ossowiec, Lomza, Ostrolenka, Rozan, Pultusk, Serock, an der Weichsel Nowo-Georgiewsk, Warschau, Iwangorod. Diese alle besetzen die beiden Schenkellinien eines Winkels, der sich mit seinem Scheitelpunkt Warschau ganz genau in die Einbuchtung der preußischen Landesgrenze hineindrängt. Eisenbahnen in ihrem Rücken verbinden alle Festen untereinander, vorzüglich aber mit ihrer Hauptstärke Warschau. Strahlenbahnen gehen außerdem von ihnen aus und sammeln sich an dem außerordentlich bedeutsamen Platze Brest-Litowsk.



E.B.
Lyck
Grodno
50
100
150 Kilom.
Hindenburgs I. Angriff i. Oktobe
Hindenburgs II. Angriff i. Nov.
Eisenbahnen.
Ossowiec
Graudenz
Narew
Lomza
Ostrolenka
Mlawa
Rozan
Thorn
Bromberg
Hohensalza
II.
Pultusk
Bug
Plozk
N.Georgiewsk
Serok
Wloclawek
II
Sochaczew
Biskupi
Blonie
Warschau
Kutno
Borzymow
Proskowo
Lowicz
Humin
Grodzisk
Karczewo
Bzura
Bolimow
Warte
Lenczyka
Glowno
Rawka
Dombie
Ner
Strykow
I.
Skierniewice
I.
Brzeziny
Rawa
Lodz
Galkow
Pilica
Radomka
Ryczywol
Iwangorod
Kalisch
Kasimiercz
Karpin
Miazga
N-Aleksand
Inowlodz
Sieradz
II.
Tuszyn
Radom
Tomaschow
Petrikow
I.
Kasimiercz
I.
Kamenienna
N.Radomsk
Pilica
Krasnik
Opatow
Kielce
Lysa Gora
Kreuzburg
Czenstochow
Sandomir
Nida
Tarnowitz
I.
Beuthen
I
Kattowitz
I.
Dunajec
Wisloka
Tarnow
Krakau
Limanowa
Tymbark

Diese Bugfestung ist die letzte künstliche Sicherung; hinter ihr liegen die Sümpfe. Und mit ihr ist auch das wolhynische Festungsdreieck Luzk, Rowno, Dubno verbunden. Diese drohen gegen Ostgalizien. An der Grenze Westgaliziens zeigt das russische Kriegstheater eine leere Stelle; hier hat Lublin als befestigter und mit schwerer Artillerie bestückter Lagerort die Torwache übernommen.

Die deutschen Heeresabteilungen, die nach den Siegen Hindenburgs in Ostpreußen frei geworden waren, wurden nach Südpolen geschafft. Andere Truppenzüge, die von der Westgrenze zur Ostgrenze Tag und Nacht ohne Rast durch Deutschland fuhren, deuteten das Werdende an. Und auch die Österreicher brachten alles, was sie im Süden der Weichsel entbehren konnten, nordwärts zur Vereinigung mit den Deutschen. Es war die Reifezeit der gemeinsamen Offensive. In der Gesamtkonstellation des Weltkrieges bedeutete es einen Umschwung der treibenden Kraft. An die Stelle des alten Dogmas von der schnellen Niederwerfung Frankreichs trat das neue Bekenntnis, daß im Osten die Entscheidung über das Schicksal Europas gesucht werden müßte. In Südpolen an der Weichsel war die Stelle, wo sich die Bundesgenossen Arm in Arm verschränkten. Ihre Kraftzunahme veranlaßte die Russen sofort, einen Teil der Macht aus Galizien zurückzuholen[1]). Die Streitmacht der Verbündeten wurde auf einer Grundlinie von der schlesischen Stadt Kreuzburg über die Dreikaiserecke hinweg nach Krakau versammelt. Ihr Ziel war die Hauptstadt Warschau von Südwesten her. Am 28. September setzten sich die Kolonnen in Marsch mit ausdrücklicher Rechtswendung gegen den Weichsel- und Sanwinkel. Zwei Eisenbahnen nur durchgleisten das Operationsgebiet, die von Czenstochau auf Warschau

---

[1]) Das gab den Anstoß zur Offensive der Österreicher in Galizien vom 4. Oktober und zur Befreiung der Festung Przemysl.

und die von Kattowitz über Kielce und Radom auf Iwangorod. Ihre Schienen mußten die Truppen auf die deutsche Spurweite umlegen. Die Landstraßen hörten bald auf, Wege zu sein; sie wurden zu Morast und Sumpf. Es regnete ohne Unterlaß. Die Pferde staken bis an den Bauch im Schlamm, die Wagen bis zur Achse. Mit Beilen mußten Richtwege durch die unendlichen Wälder gehauen werden. Die Soldaten kamen nicht mehr aus den Kleidern. Wurst und Butter fehlten, es gab immer Brot und Tee. Die Städte und Dörfer lachten nur von weitem, in der Nähe waren sie Haufen menschlichen Elends und russischen Schmutzes.

Und trotzdem blickte der Angriffsgeist der verbündeten Truppen helläugig nach vorn. Alle russischen Heeresteile, die über die Weichsel kamen und sich dem Vormarsch auf dem linken Ufer entgegenwarfen oder die Flügel umgehen wollten, wurden zurückgeschlagen. Das geschah in den Gefechten bei Opatow, Kazimierz, Nowo-Aleksandria, Iwangorod, Pawlowice, Ryczywol. Aber dann wurde die Lage hier an der Weichsel bedenklich, weil die Österreicher, auf deren Flankenwirkung von rechts her die Heeresleitung fest gerechnet hatte, den Widerstand der Russen in Galizien, an der San und nordöstlich von Przemysl, nicht bewältigen konnten und also vom Hauptschlachtfelde ausgeschlossen bleiben mußten. Hindenburg ließ nördlich und südlich von Iwangorod schwächere Sperrkräfte stehen, um die Russen vom linken Weichselufer fernzuhalten, und wandte dann die ganze Wucht links herum auf Warschau. Hierher suchte er die Entscheidung zu zwingen. Am 11. Oktober erreichte die Armee südlich von dieser Stadt die Weichsel, und sie kämpfte dann an erbittert blutigen Tagen bei Grodzisk, Blonie und Proszkowo. Zugleich dehnten sich endlose Kämpfe an der ganzen Flußlinie von Warschau bis Iwangorod aus. Am 17. Oktober kamen die Verbündeten auf Pontons bei Karczewo hinüber, als wollten sie in die weiche Ostflanke der Festung Warschau fallen. Die russischen Generale gedachten die Stadt aufzugeben, so

ging das Gerücht durch die Straßen. Aber plötzlich war der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch da. Die Steuerung wurde herumgerissen. Nun mußte die Festung gehalten werden. Ein gewaltige Energie jagte durch alle Truppenkörper, durch alle Behörden der militärischen Verwaltung. Die untauglichen Führer wurden abgesetzt. Aus allen Bahnhöfen quollen neue Truppenmassen ohne Aufhören, Kosakenregimenter vom Don, vom Kaukasus, vom Ural, ganze Korps aus Sibirien. Geschütze über Geschütze kamen, schwere Haubitzen aus Brest-Litowsk. Die Straßenanschläge mahnten die Bürger zur Ruhe. Aber zu Tausenden drängten sie aus der Stadt hinaus, und die Bauern flüchteten zu Tausenden in die Stadt herein. Der erste Zeppelin warf seine Bomben; sie trafen Gerechte und Ungerechte; ganze Geschwader von Flugzeugen folgten. Vom 12. bis zum 19. Oktober haben draußen die Geschütze der Deutschen gedröhnt, daß die Fenster klirrten; dann verhallte der Schrecken.

Die Russen hatten über zehn Armeekorps mit vielen Reservedivisionen zur Masse gehäuft, und nun holten sie mit vierfacher Überlegenheit nordwärts über Nowo-Georgiewsk zu einer Umfassung des deutschen linken Flügels aus. Und dann ging eine dreifache Übermacht, 5 Armeekorps, bei Iwangorod gegen die Weichsel vor und eilte gegen die Lysa Gora, die rechte Flanke der Deutschen gefährdend. Da brach der Generalstab den Angriff ab.

Bei Blonie, 25 Kilometer westlich von Warschau, leitete am 19. Oktober der General von Morgen den Rückzug ein. „Es war brillant," schrieb ein amerikanischer Berichterstatter aus Warschau, „er verschwand wie ein Geist und ließ kein Geschütz zurück, kein Gewehr, keine Patrone und nur wenig Marschunfähige." Als die Russen am nächsten Tage ihre Reiterei nachsandten, kehrte diese trostlos zurück; sie hatte den Feind nicht mehr ermitteln können. Und wo sie auch später mit starken Kavalleriekorps bei Lowicz oder Gora Kalwarija über die linke oder die rechte Flanke der Deutschen auszuholen suchten,

immer entzogen sich diese mit prachtvollem militärischen Geschick der Gefahr."

Über die Rückzugskämpfe bei Rakitni südwestlich von Warschau haben wir die Schilderung eines russischen Beobachters. Die Deutschen hatten hier acht Reihen übereinander liegender Verschanzungen erbaut und beherrschten mit ihren Haubitzen den Umkreis. Sie warfen die Sibiriaken, die mit stoischer Gelassenheit gegen die Hölle marschierten, zu Tausenden auf den Boden. Die Kirche des Dorfes wurde dreimal von den Russen genommen und dreimal wieder verloren, dann wurde sie von der russischen Artillerie zerstört. Aber noch um die Steinblöcke der Ruine stritten die Gegner mit den Bajonetten. Erst im Schutze der dunklen Nacht zogen sich die Deutschen zurück, ohne noch ernstlich von den Russen bedrängt zu werden. Ein einziges russisches Artillerieregiment hatte 22 zerschossene Geschütze. Und wie hier bei Rakitni, so fraß der Kampfesgrimm furchtbar auch bei Eschoff, Prussanij und vielen anderen kleinen Orten, die kein Schlachtenbericht erwähnt.

Die deutsche Streitmacht wurde zunächst vorsichtig in die Linie Skierniewice-Rawa zurückgenommen. Sie bewährte sich noch stark genug, alle Angriffe blutig abzuweisen. Nun aber wurden durch die russische Übermacht die deutschen Heeresteile, die von Iwangorod zur Pilica und zur Radomka verschoben waren, ernstlich gefährdet, und auch die österreichisch-ungarischen Truppen vermochten es nicht, ihre Weichselstellung bei Iwangorod länger zu halten. Überall war die Kraft gebunden. Aus dieser Unfreiheit sollte sie sich wieder zur Selbständigkeit aufwärts ringen, zu jener Selbständigkeit, die die Schlacht nicht annimmt, sondern aufdrängt. So wurde in den nächsten Tagen die Loslösung vom Feinde an allen Punkten mit klarer Ruhe und überlegener Sicherheit durchgeführt. Alle Eisenbahnen, Chausseen, Wege, Brücken, Telegraphen wurden zerstört, um die Verfolgung des Feindes aufzuhalten. Am Ende des Monats

Oktober standen die Verbündeten von Sieradza an der Wartha über Czenstochau und Krakau bis zu den Karpathen, also nur wenig östlich von der ursprünglichen Aufmarschlinie Kreuzburg—Dreikaiserecke—Krakau.

Aus dem Innern des russischen Riesenbeckens rasselte der Schwall der aufgestauten Menschenmengen heran, 40 Armeekorps mit ungezählten Kavallerie- und Reservedivisionen, zweiundeinehalbe Million Mann. In der Mitte des November ließ sich das Gefüge erkennen. Eine Strömung brach nordwärts über Ostpreußen herein, eine andere im Süden über Ostgalizien. Die breitesten Flutmassen aber wälzten sich westwärts, innerhalb des polnischen Weichselbogens, mit einer Linksrichtung gegen Krakau und Breslau. Ostpreußen und Ostgalizien mußten sich ihrer Haut wehren, die Entscheidung suchte Hindenburg in Polen. Hier hoffte er, mit der Schnelligkeit seines Angriffs, trotz seiner Minderzahl, dem Feinde die Grundlinien des kriegerischen Handelns diktieren zu können.

Bei Czenstochau blieb als deutscher Schutz ein Landwehrkorps unter dem General von Woyrsch stehen. Nach Norden hin war dessen Verbindung durch Kavallerie und Grenzschutztruppen gesichert, nach Süden zu nahm er Fühlung mit der österreichisch-ungarischen Armee unter dem General von Dankl. Die Offensivtruppen aber führte Hindenburg auf den schlesischen und posenschen Eisenbahnen mit erstaunlicher Behendigkeit nordwärts, um Polen herum nach Hohensalza und Thorn. Von diesem neuen Aufmarschgebiete aus bereitete er einen Angriff gegen die rechte Flanke des russischen Hauptheeres vor. Er selbst behielt die Oberleitung aller Operationen im Osten, den besonderen Befehl über die linke Gruppe der deutschen Angriffsarmee nahm der General von Mackensen. Seine Aufgabe war, von Thorn weichselaufwärts zu ziehen, die entgegenkommenden russischen Korps zu werfen, dann nach Süden umzuschwenken und die Haupt-

masse des Gegners von Norden her zu umfassen. Er hatte also den Anhieb. Am 13. und 14. November siegte er bei Wloclawek an der Weichsel und bei Nowi Duninow, 50 Kilometer von Thorn aufwärts, über bedeutsame russische Kräfte, und er wiederholte den scharfen Schlag am 15. November weiter landeinwärts bei Lipno, bei Kutno und Dombie gegen neun russische Korps. So hemmte er den Vormarsch des Feindes. Von Kutno aus schickte er den General von Morgen ostwärts hinter den geschlagenen Russen her nach Lowicz, indes er selbst scharf rechtsum auf Lodz schwenkte. Dort wollte er den ganzen rechten Flügel der russischen Hauptarmee umfassen. Dieser aber bog sich vor der Gefahr bei Strykow rückwärts herum, daß er nach Norden zu blickte. Am 18. November wurde er aus dieser Stellung nach Lodz-Brzeziny zurückgeworfen. Und hier wurde seine Lage verzweifelt. Die Deutschen spannten ihren linken Arm bei Brzeziny um ihn herum, immer weiter, so daß sie bei Tuszyn mit ihrer Front, die jetzt nach Westen und Nordwesten schaute, sogar schon südlich in seinem Rücken standen. Aber in diesem köstlichen Augenblicke der Verheißung schob sich die russische Massenkraft heran. Bei Skierniewice hatten sich Warschauer Korps mit den bei Wloclawek und Kutno gejagten Kolonnen vereinigt und gingen nun, jeden Tag durch neue Heeresteile wachsend, gegen den Rücken der Deutschen bei Tuszyn, um die Umklammernden zu umklammern. Es stand hier das 25. Reservearmeekorps unter dem General von Scheffer-Boyadel und die 3. Gardedivision unter dem General von Litzmann. Östlich von Lodz bauten sich die Russen wie eine Zyklopenmauer um sie auf. Sie schienen verloren, einundeinhalbes Armeekorps gegen fünf feindliche. Zwei Tage lang kämpfen die wackeren Truppen, die zehn Tage lang hindurch die Mühen gewaltsamer Eilmärsche getragen haben, im dicken, grauen Winternebel auf eishartem Boden östlich von Lodz bei Wiskitno und Andrespol und Olechow und Dombrowa im entsetzlichen Hagel von Granaten gegen die Übermacht. Feinde ringsum,

im Westen und Nordwesten, im Osten und Süden. Am Abend des 22. November treffen sich die Führer in einem entlegenen Gehöft; da wird der Plan gefaßt. „An den morgigen Tag werden wir entweder wie an einen großen Sieg denken, oder wir werden ihn nicht überleben; wir werden einen Durchbruch nach Norden machen." Als die Offiziere das hören, antworten sie mit jubelndem Hurra. Um 1/2 1 Uhr in der Nacht wird alarmiert. Die drei Divisionen machen kehrt und nehmen die Marschrichtung nach Osten, eine neben der anderen, in breiten Kolonnen. Gegen das Flüßchen Miazga geht's; es wird bei Karpin überschritten, und die Übergänge werden zerstört. Dann schwenken sie nordwärts. Der Marsch ringt sich durch hohe Wälder westlich vom Dorfe Borowo. Bis in die Nacht hinein muß in mörderischem Nahkampfe gefochten werden. Ein eiserner Sturmbock sind die Deutschen, von eiserner Not und eisernem Willen getrieben. Die russischen Schützengräben werden überrannt. Scharen von Gefangenen häufen sich. Die Generale ziehen den Degen und setzen sich an die Spitze ihrer Truppen, mit Hurra geht es geradeaus. Der Wald tönt von dem jauchzenden Schlachtruf wider. Ein Kraftstrom von Selbstbewußtsein rinnt durch das Mark und reißt den Müdesten zum Sieg. Am Abend ist der Eisenbahndamm, der den Weg querte, dem Gegner entrissen. Ein kurzes Aufatmen wird den Truppen hier gegönnt. Dann lautet der Befehl: „Der Feind ist geschlagen. Die Division formiert sich zu einer Marschkolonne und bricht nach Norden durch; die gesamte Artillerie und Bagage bleibt unter Bedeckung von drei Kompagnien zurück. Befehlsempfang nach der Erstürmung Brzezinys auf dem Marktplatze." Es geht weiter mitten in den Feind hinein über hartgefrorene Ackerfurchen. In Galkow werden die schlafenden Russen überwältigt und gefangen, in den nächsten Dörfern auch. Fast lautlos schleicht das Heer durch Nacht und Wald heran. Und endlich sieht man vorn im Dunste die unsicheren Umrisse von Brzeziny, nur noch

5 Kilometer entfernt. Es ist die erste Morgenfrühe, tiefe Dunkelheit. Die schlummernden Wachtposten werden niedergehauen. Von Haus zu Haus würgt sich ein fürchterliches, knirschendes, wortloses Schlachten; man hört kaum einen Schuß, nur das Splittern der Türen und Klirren der Fenster und Krachen der Gewehrkolben, unterdrückte Schreie, Winseln, Stöhnen. Die Lichter flammen auf. Der Kampf schwillt an. Immer stärkere deutsche Truppenmassen branden herein. Ehe die Sonne kommt, ist Brzeziny genommen. Befehlsempfang um 7 Uhr auf dem Marktplatz. Es war der 25. November.

Stolze Soldaten; kein Heeresgerät hatten sie preisgegeben; 16800 Gefangene, über 60 Geschütze und 30 Maschinengewehre waren ihre Beute. „Das Beste", heißt es in einem Briefe des Generals von Litzmann, „hat der gute, treue Gott getan ... Und dann meine Jungen! Wer das Glück hat, solche Regimenter unter seinem Kommando zu haben, der vermag den Teufel aus der Hölle zu jagen." Am 26. November rückten die Truppen wieder in den nördlichen Flügel der Mackensenschen Armee zwischen Lowicz und Lodz ein. Nach Jahrhunderten verblassen die Einzeltaten des langen Krieges, wie die Einzelformen eines Gebirges zur Masse zusammenfließen, wenn es allmählich hinter uns zurücksinkt. Nur die hohen Gipfel stehen noch lange einsam am Abendhimmel, und die Heldentat von Brzeziny auch.

> „Es ist in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen, daß eine so geschwächte Armee einen vielfach überlegenen Feind, von dem sie vollständig eingeschlossen war, durchbricht und seine ganze Beute mitbringt und keinen Verwundeten in den Händen des Feindes läßt."

So dankte Kaiser Wilhelm seinen Soldaten. Dem Generalobersten von Hindenburg gab er am 28. November den Feldmarschallstab.

Nun hob das Anrennen der russischen Sturmkolonnen gegen Mackensens Front an auf dem Raume von Kazimierz bis Lowicz. 18 bis 20 russische Armeekorps mit zahlreicher Kavallerie rangen gegen erheblich geringere deutsche Heeresteile. Menschenopfer in unerhörten Haufen warfen sie der deutschen Kaltblütigkeit hin. Das dauerte bis zum 5. Dezember. Da ging der südliche Flügel Mackensens im Sturm vor und riß dem Gegner Lodz weg. Zu derselben Zeit gelangte auch der General von Morgen bis Lowicz, und die Russen zogen ihre Front hinter die Flüsse Bzura und Rawka zurück. Und eben zu derselben Zeit kam der Nordflügel der deutsch-österreichisch-ungarischen Armee unter den Generalen Böhm-Ermolli und Woyrsch aus Südpolen und Oberschlesien heran und griff zur Unterstützung Mackensens über Czenstochau bis Nowo-Radomsk hinauf. Ja, weiter, es gingen auch die Österreicher und Ungarn unter Dankl und Joseph Ferdinand gegen Westgalizien und gegen die Karpathenausgänge zum Angriff vor. Sie schlugen die Russen in einem entscheidenden Siege bei Limanowa-Lapanow. Auch eine deutsche Division hatte daran ihren Anteil. Der Gewinn war, daß die Front hier bis zum Dunajec vorgetragen wurde und Krakau aus drohender Gefahr endgültig erlöst werden konnte. Auch im Norden mußte der Feind die Kolonnen, die er nach Ostpreußen und Westpreußen gerichtet hatte, zurückholen.

Am Ende des Jahres 1914 stand die deutsch-österreichisch-ungarische Offensive an den Flußlinien der Bzura, Rawka, Pilica, Nida und des Dunajec. Ein Eingrabungskrieg begann, als sollte auch hier wie drüben in Frankreich alles stürmende Begehren sich totlaufen. Wirksame, mit technischem Geschick entworfene Feldbefestigungen, eine hinter der anderen, bauten die Russen in den Weg. Nur mühselig und mit großen Opfern vermochten es die Deutschen, Boden zu gewinnen, aber sie kamen doch vorwärts über die Rawka und über die Bzura. Am 28. Dezember siegten sie bei Inowlodz, und am 2. Ja-

nuar entrissen sie dem Gegner das stark verschanzte Borzymow. In drei Nachtangriffen wollte der das Verlorene wieder erobern; die Deutschen hielten es fest. Sie trugen ihren Angriff noch weiter vor bis Kozlow und Biskupi und Bolimow. Dahinter drohten die Erdwerke der russischen Stellung bei Humin und sperrten die Straße von Bolimow nach Warschau. Durch diese mußte ein Angriffskeil hindurchgetrieben werden. Am 31. Januar arbeitete die Artillerie dem Sturm vor. Feldkanonen, 15-Zentimeter-Haubitzen, 10-Zentimeter-Flachbahngeschütze, 21-Zentimeter-Mörser und sogar die 30-Zentimeter-Mörser der Österreicher schickten einen Morgensegen der Hölle über die feindlichen Gräben und gegen Humin. Die Luft stöhnte im Aufruhr der wildesten Elemente, die jemals Menschenkunst entfachte; alle entsetzlichen Töne waren zu wilder Jagd losgelassen. Die russischen Batterien wehrten sich; in den Rawkagrund fielen ihre Granaten; aus der geborstenen Eisdecke bäumten sich schwarze Morastfontänen auf, die hartgefrorene Erde wurde in dicken, zentnerschweren Schollen aufgerissen. Dunkelbraun klaffte es überall aus dem weißen Schnee. Nach Stunden des Grausens eine Ruhe, fast schroff einsetzend. Aber nur ein paar Minuten. Die Infanterie steigt aus den Gräben und klettert, kraucht von Deckung zu Deckung gegen den Feind heran, der mit Gewehr- und Maschinenfeuer pfeffert. Und dann in dünnen Linien schwärmend, springend, weiter – da sind sie an dem ersten russischen Graben. Mit Bajonett und Kolben hinein. Die Erde verbirgt einen Augenblick den furchtbaren Nahkampf Mann gegen Mann. Um 11 Uhr ist der erste Graben erstürmt, und er muß gegen frische sibirische Truppen verteidigt werden. Aber im Dorfe Humin ist der Kopf der russischen Erdwerke; von dort sprüht der Tod. Und wieder muß die Artillerie arbeiten. Den ganzen Tag und selbst in der Nacht wird gerungen bei den hellen Strahlen der Scheinwerfer, die über das Gelände zucken, und bei dem Aufflammen der Leuchtraketen. Und den nächsten Tag brandete der Grimm ohne

Ermatten immer noch weiter. . . . Erst am 2. Februar wurde Humin gestürmt, der Widerstand des Feindes in Blut erstickt und seine letzte Stellung genommen. Tausende von Leichen lagen auf dem zerstampften Schnee.

Noch gelangen in den nächsten Tagen den Deutschen glückliche Angriffe bei Bolimow und bei Sochaczew und bei Borzymow, den Österreichern bei Kielce; dann kam die Offensive zur Ruhe.

Und so lief die Kampfeszone zwischen den beiden Heeren dahin, bisweilen hier oder dort vorwärts oder rückwärts zuckend. An Memel, Piktupönen, Pilkallen, Gumbinnen, Goldap zog sie entlang, zwischen Lyck und Lötzen hindurch nach Johannisburg. Zur Entschädigung für den Streifen Ostpreußens, den sie den Russen lassen mußte, sprang sie dann auf feindliches Gebiet über und streifte über Mlawa südwärts zur Weichsel. Jenseits dieses Flusses ging sie im Bzuraabschnitt über Sochaczew gegen Bolimow, dann im Rawkaabschnitt bis Skierniewice und weiter südlich nach Brzeziny; die Pilica erreichte sie östlich von Tomaszow bei Inowlodz. Dann streckte sie sich bei Kielce an der Lysa Gora entlang zur Nida und über den Weichselbogen hinüber zum Tale des Dunajec, und von da folgte sie dem Kamm der Karpathen. Die ganze Länge betrug 1350 Kilometer; rechnet man dazu die Front in Frankreich mit 950 Kilometern und die serbische mit 350 Kilometern, so standen die deutschen und österreichisch-ungarischen Soldaten 2650 Kilometer breit Schulter an Schulter auf der Wacht.

Die Nachrichten vom polnischen Kriegsschauplatze schwiegen. In allen diesen Winterwochen vor und nach dem Weihnachtsfeste hat hier ein stilles Heldentum in ewig erneutem, zähem Ringen gestritten und an der Bzura, Rawka, Pilica, Nida jeden Meter russischer Erde mit Blut gekauft. Ausharren war der Sieg, der schwere. Keine Fahnen wehten ihm in der Heimat, und kein Glockengeläut dankte ihm. Wir dürfen nicht fragen: „Wie nennt sich der deutsche

Sieg?" sondern: „Ihr Russen, was wurde aus der Offensive ‚großen Stiles', die ihr verkündet hattet? Euch gehörte die Masse; ihr warft sie ohne Bedenken aus eurem unergründlichen Vorrat vor unsere Bajonette – und nun?" .... Die Russenschwärme haben Deutschland nicht gesehen; auf unseren Fluren lag der lachende Segen des Friedens: das war unser Sieg.

Namenlose Hunderte von polnischen Dörfern und Städten, von Bergen und Flüssen und Wäldern meldet das Heldenbuch der deutschen Soldaten. Alle erzählen von ruhelosen Märschen, von Wegen, die im Schlamm versanken, von Fluren, die verwahrlost, und von Menschensiedlungen, die ausgesogen lagen, von schneidendem Schneegestöber und bissigem Wintersturm und unaufhörlichem Regen, von aufjubelndem Todesmut und stiller Entschlossenheit und treuer Hingabe – von einem Soldatentum, das köstlich in hohen Ehren steht vom Landsturmmann bis zum General.

≈

Deutsche und oesterreichische Flankenangriffe im Norden und Süden von Beginn des Jahres 1915 bis Ende April





Deutsche und österreichisch-ungarische Flankenangriffe im Norden und Süden vom Beginn des Jahres 1915 bis Ende April

Die Fortsetzung des Frontangriffes gegen das russische Zentrum bei Warschau versprach keinen Erfolg. Die deutsch-österreichisch-ungarische Heeresleitung ging zu einer fruchtbareren Idee über. Auf dem polnischen Kriegsschauplatze sollte der Gegner mit den Zähnen festgehalten werden. Indes sich aber die Heere hier im Stellungskriege im Bzura-, Rawka-, Pilica-, Nidagebiet, geradeso wie gleichzeitig in Frankreich, verbissen, mußte eine starke deutsch-österreichisch-ungarische Muskelkraft die Russen in die beiden Flanken packen. Die beiden Kriegsschauplätze lagen jetzt 400 Kilometer voneinander entfernt; der Plan eines bundesbrüderlichen Zusammenwirkens, durch solchen Raum getrennt, zeugt von Kühnheit und Vertrauen. Der neue Feldzug war als eine ins Gewaltige übertragene Tannenberger Schlacht gedacht. Der Bewegungskrieg sprang wieder auf die Füße, wurde das echte, rechte Element des Soldaten, der am liebsten jeden Abend seine Glieder unter einem anderen Dache streckt.

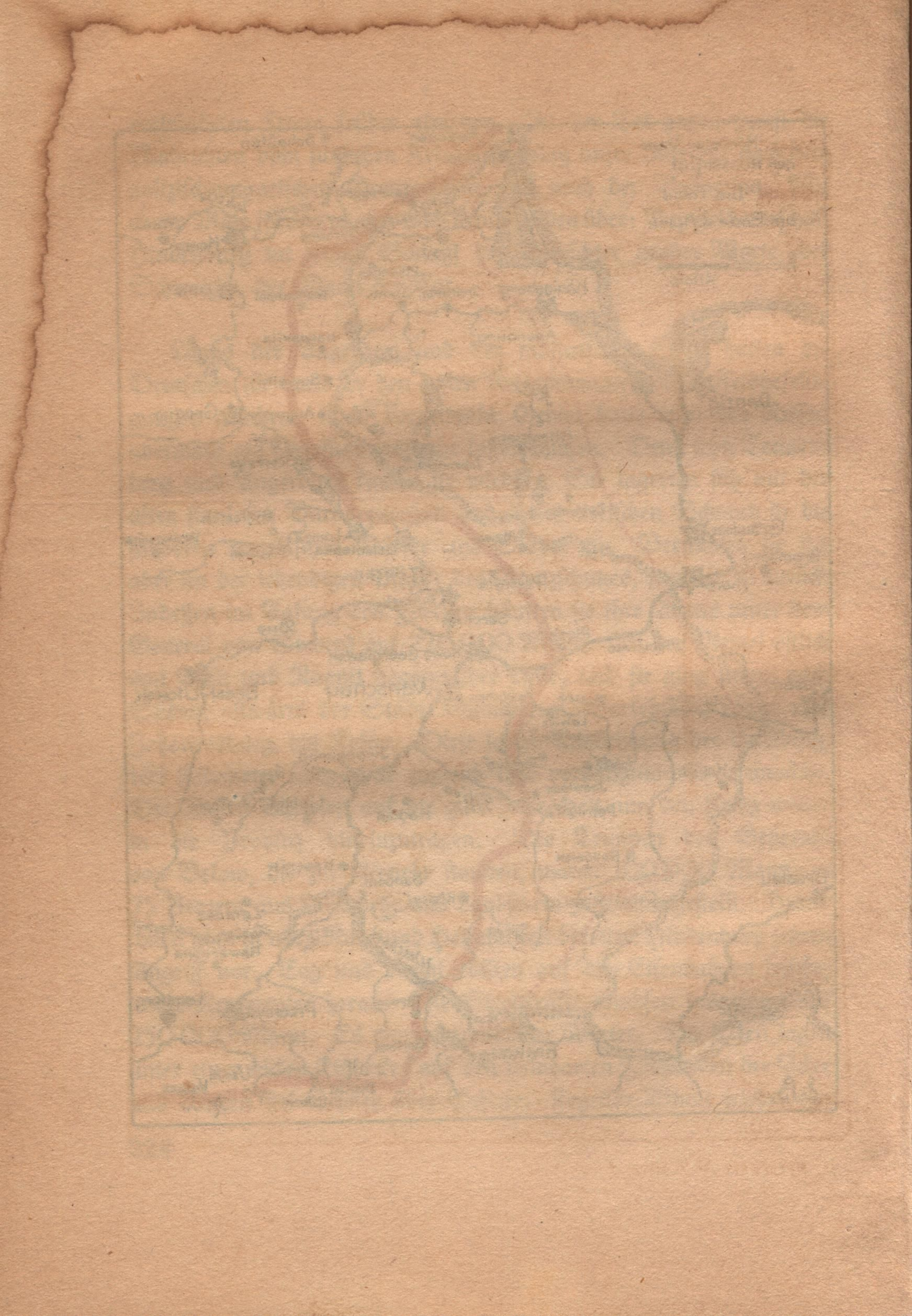
Da die linke Flanke der russischen Kraft, die an den Karpathen lag, dem herrschenden Herzen Warschau weiter entrückt war als die nördliche Flanke in Ostpreußen, mußte dort unten der Angriff der

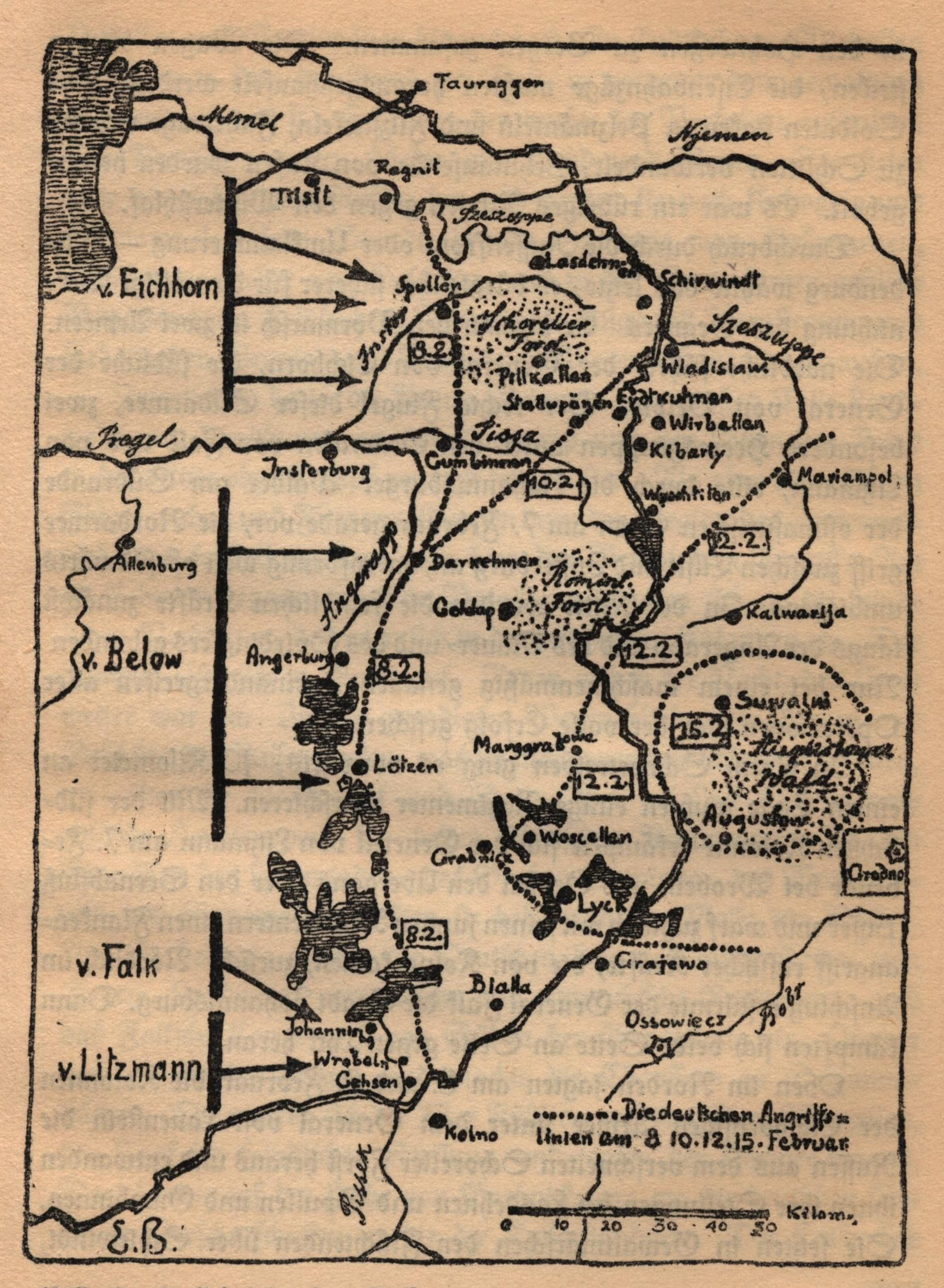
verbündeten Heere früher einsetzen. In der Tat zogen zuerst die Nachrichten vom südlichen Kriegsschauplatz unser Interesse nach dem galizisch-ungarischen Grenzgebirge und nach der Bukowina. Mit einem Male sprang es aber nach dem Norden über: Der Feldmarschall Hindenburg tat seinen Schlag, der Verächter großer Worte, der Schweiger, der Mann der Tat.

Längs der Angerapp und der masurischen Seen hatten die Deutschen ihr Land in den ersten Kriegsmonaten durch Feldbefestigungen gesichert. Das vorgelegene Gebiet hatte man den Russen abermals als Überflutungsfläche lassen müssen. Denn trotz Tannenberg und Angerburg kamen sie wieder. Sie lagerten sich mit der alten sinnlosen Barbarenroheit und ihrem tierischen Schmutz in die sauberen preußischen Dörfer und Städte ein. Versuchten sie sich aber an der lebendigen Mauer des Grenzschutzes, prallten sie zurück. Indessen im Anfang des Februar häuften sie ihre Armee unter dem General von Sievers auf 220 000 Mann. An der Memel östlich von Tilsit und Ragnit begann ihre Linie, und sie ging streng nach Süden, ostwärts der Städte Gumbinnen, Darkehmen, Lötzen und Johannisburg, bis Kolno. Diese lange Ausdehnung der Stellung, 165 Kilometer lang, war zugleich ihre verhängnisvolle Schwäche. Die Russen warteten auf die gute Jahreszeit, um den Krieg weiter in die Provinz hineinzutragen. Die Truppen des Generals von Below, die zur Abwehr standen, waren 100 000 Mann, zu 75 Prozent aus Landwehr und Landsturm zusammengestellt. Hinter ihnen aber in aller Ruhe und Heimlichkeit bereitete Hindenburg seinen Angriff vor. Tag und Nacht rollten auf den Eisenbahnen frische, junge Regimenter heran. Die Streitkräfte wuchsen insgesamt auf 250 000 Mann. Es war ostpreußischer Winter. Die Seen lagen unter einer dicken Eisdecke; auf den steinharten Frostboden der Äcker und Wiesen fiel Schnee über Schnee. Fegende Winde trieben ihn



Höchster Stand der Russenflut.
Die Front am Ende d. April.
0
50
100
Kilom.
Polangen
Schaulen
Memel
Dubissa
Tauroggen
Njemen
Wilija
Piktup.
Jurburg
Wilna
Tilsit
Kowno
Pillkallen
Königsberg
Jnsterb.
Gumb.
Mariampol
Olita
Allenburg
Kalwarija
Goldap
Njemen
Angerbg.
Suwalki
Alle
Lyck
Lötzen
Augustow
Grodno
Allenstein
Bobr
Johannisburg
Ossowiec
Danzig
Bobr
Tannenbg
Bjelostok
Graudenz
Mlawa
Lomza
Wolkowysk
Ostrolenka
Narew
Bromberg
Rozan
Thorn
Prasnycz
Pultusk
Serok
Bug
Plozk
Wloclawec
Nowo Georgiewsk
Posen
Warschau
Brest-Litowsk
Sochac.
Warthe
Bzura
Lowicz
Skierniew.
Rawka
Lodz
Brzeziny
Jwangorod
Kalisch
Wieprz
Jnowlodz
Pilica
Petrikau
Radom
Ljublin
Cholm
N. Radomsk
Krasnik
Breslau
Sandom.
Czenstochau
Kielcy
Zamosz
Nida
San
Weichsel
Rawaruska
Tarnow
Przemysl
Lemberg
Krakau
Dunajec
Gorlice
Uzsok
Dukla
Volocz
Lupkow
E.B.





Tauroggen
Memel
Njemen
Regnit
Tilsit
Szeszuppe
v. Eichhorn
Lasdehnen
Schirwindt
Spullen
Schoreller Forst
Szeszuppe
8.2.
Pillkallen
Wladislaw
Stallupönen
Eydtkuhnen
Wirballen
Pissa
Pregel
Kibarty
Insterburg
Gumbinnen
10.2.
Mariampol
Wyschtiten
12.2.
Allenburg
Darkehmen
Angerapp
Rominter Forst
Goldap
Kalwarija
v. Below
Angerburg
12.2.
8.2.
Suwalki
15.2.
Marggrabowa
Lötzen
12.2.
Augustow
Woscellen
Grabnick
Grodno
Lyck
v. Falk
8.2.
Grajewo
Bialla
Bobr
Ossowiecz
Johannisburg
v. Litzmann
Wrobeln
Gehsen
Die deutschen Angriffslinien am 8.10.12.15. Februar
Kolno
Pissek
0 10 20 30 40 50 Kilom.
E.B.

in den Hohlwegen zu Bergen zusammen. Die Wagen blieben stecken; die Eisenbahnzüge mußten herausgeschaufelt werden. Die Soldaten staken in Pelzmänteln und Filzstiefeln, Fahrzeuge wurden zu Schlitten verwandelt; Zehntausende von Kufen wurden herangeholt. Es war ein rühriges Ringen gegen den Winterschlaf.

Durchbruch durch die Russenfront oder Umklammerung – Hindenburg wählte das letzte; es bürgte ihm sicherer für die völlige Vernichtung des Gegners Er begann den Vormarsch in zwei Armeen. Die nördliche führte der General von Eichhorn, die südliche der General von Below. Der rechte Flügel dieser Südarmee, zwei besondere Heeresgruppen unter den Generalen von Falk und von Litzmann, eilte durch die Johannisburger Wälder am Südrande der ostmasurischen Seen am 7. Februar gerade vor, die Nordarmee griff zwischen Tilsit und Insterburg an, hakenförmig weit ost-südwärts umbiegend. In der Mitte wurden die feindlichen Kräfte zunächst längs der Angerapp und des Mauer- und des Spirdingsees gebunden Nur bei einem maschinenmäßig genauen Ineinandergreifen aller Operationen war der volle Erfolg gesichert.

In einem Schneetreiben ging es vorwärts; 40 Kilometer an einem Tage mußten einige Regimenter marschieren. Mit der südlichsten Kolonne erkämpfte sich der General von Litzmann am 7. Februar bei Wrobeln und Gehsen den Übergang über den Seenabfluß Pissek und warf zugleich mit seinen jungen Regimentern einen Flankenangriff russischer Kräfte, die von Kolno kamen, zurück. Nördlich im Anschluß erstürmte der General Falk die Stadt Johannisburg. Dann kämpften sich beide Seite an Seite gegen Lyck heran.

Oben im Norden jagten am 8. und 9. Februar die Kolonnen der Eichhornschen Armee unter dem General von Lauenstein die Russen aus dem verschneiten Schoreller Forst heraus und entwanden ihnen ihre Stellungen bei Lasdehnen und Spullen und Gumbinnen. Sie setzten in Gewaltmärschen den Flüchtenden über Schirwindt,

Pilkallen und Stallupönen hinaus nach. In Eydtkuhnen, Wirballen und Kibarty kam der Feind zur Rast; er vertraute dem gewaltigen Schneesturm am 10. Februar; der mußte die Verfolger aufhalten. Die Deutschen waren stärker als Wind und Wetter. Sie fielen über die schlafenden Russen her und hetzten sie nach Kalwarja und Mariampol. Jede Stunde brachte Hunderte von Gefangenen, Maschinengewehre und Geschütze, und zu der Beute kamen gefüllte Bagagewagen, Feldküchen, Lazarettzüge, Züge mit Verpflegung und Liebesgaben, Proviant und Massen von Winterstiefeln und Pelzwesten.

Inzwischen hatte die Armee Belows, zum großen Teile Landwehr und Landsturm, an der Angerapp und vor Lötzen den Feind in der Mitte ohne Kampf zunächst festgehalten. Als aber die russischen Flügel wichen und Fliegermeldungen dazu den Beginn des Zentrumsrückzuges feststellten, kam auch hier der Befehl zum Angriff. Am 11. Februar begann er. Die Bataillone hängten sich an die feindlichen Nachhuten, drängten sich in die weichenden Kolonnen ein. Der Rückzug löste sich in Flucht auf. Regen goß in der Nacht, das Tauwetter war da. In den grundlosen Wegen blieben die Wagen und Geschütze der Russen stecken; was sie nicht vorwärts schleppen konnten, versenkten sie in Sumpf und See. Aber bei Lyck standen noch russische Kerntruppen, die besten sibirischen Regimenter. In den Engpässen des Laszmiaden=, des Großen Sawinda=, des Woszeller= und des Sanowosees deckten sie beharrlich der Masse den Rücken. Am 13. Februar gingen die Deutschen hier von allen Seiten zum Sturm, Landwehr, pommersche und ostpreußische Regimenter; auch das Falksche Korps griff von Süden her über Bialla ein. Immer noch rieselte der Regen und machte die Chausseen zu Schlammbächen. Da warfen sich die 33er Füsiliere auf das Dorf Woszellen, den Kopf der feindlichen Stellung, und jagten den Gegner hinaus. Dort hinten auf der Höhe von Grabnick, von wo die deutschen Geschütze Bresche schossen, wehte die Kaiserstandarte. Der Kaiser sah

da dem Vorgehen seiner Soldaten zu und hörte das Siegesgeschrei, als die Bajonette sich in Woszellen Bahn brachen. Weithin leuchteten am Abend die brennenden Dörfer; das waren die Fackeln, die der russischen Flucht die Nacht erhellten. Am 14. Februar wurden die letzten Seenengen gesäubert, und dann wurde Lyck genommen. Hanseatische und mecklenburgische Landwehrleute, Regimenter der Brigade Buttlar aus dem Falkschen Korps zogen von allen Seiten in die erlöste Stadt; die schwarz-weiß-roten Fahnen frohlockten wieder zu allen Dachfenstern heraus, und da, wo der ausgebrannte rote Ziegelsteinturm der hohen Kirche mit seinen leeren Spitzbogenöffnungen über die armen kahlen Mauern stieg, schwoll jetzt das Jauchzen zum Sturm. Hurra, der Kaiser kam. Die Soldaten drängten hinzu; aus ihren leuchtenden Augen war alle Müdigkeit verblasen. „Heil dir im Siegerkranz", rauschte es und „Deutschland, Deutschland über alles!" Seitwärts standen die Haufen der gefangenen Russen, unter Tuch- und Pelzmützen Gesichtszüge aller Völkerstämme Asiens.

Am 15. Februar war kein Feind mehr auf ostpreußischem Boden. Die Truppen Eichhorns und Belows und Litzmanns und Falks aber standen in einem Kreise um den Raum von Suwalki und Augustowo und hatten hier die Feinde erbarmungslos in sich zusammengepreßt. Es waren noch vier Divisionen. Im Augustowoer Walde streckten diese am 21. Februar die Waffen. Die Winterschlacht in Masuren war ein Räderwerk von Gefechten, die neun Tage währten. Erst nach langen Verfolgungskämpfen brachten die Hindenburgschen Truppen die volle Ernte ein.

Die Mitteilungen des Generals vom Kriegsschauplatze – welchen Gegensatz bilden sie zur gallischen und slawischen Ruhmredigkeit, und welche vornehme Art spricht aus ihnen, die doch guter Stolz ist! Er meldet 26000 Gefangene, aber es sind mehr, es sind 50000; nein, es sind noch mehr, 64000; es werden immer

mehr – 100000. Ganz genau gezählt, war es eine Summe von 110000 Gefangenen, 300 Geschützen, 200 Maschinengewehren und einem Heeresgerät, das in seiner Unmasse dem Aufzählen widerstrebt. Man muß ein Beispiel daneben stellen: Bei Mukden im Russisch-Japanischen Kriege, der Schlacht, die viel größere Truppenmassen aufmarschieren ließ, fingen die Sieger doch nur 20000 Russen und nur 53 Geschütze. Die Kriegsbeute ist es, nach der der Laie daheim die Größe der Schlacht mißt; aber größer war die Einfachheit der Schlachtanlage, die geschickte Verschleierung der Idee, die Folgerichtigkeit und Schnelligkeit jeder einzelnen Ausführung, die Unermüdlichkeit des Soldaten und seiner Marsch- und Gefechtstüchtigkeit. Es war wieder eine Schlacht echt Hindenburgischen Gepräges, ein zweites ostpreußisches Cannä.

Indes die fremden Zeitungen, geistesverwirrt von dem unerwarteten Schicksalsschlage, die „Exaktheit und die bewundernswürdige Kühnheit und Geschicklichkeit" der russischen Strategie feierten, behielt einmal der „Temps" die Vernunft. Er verglich den alten Hindenburg mit dem jungen Bonaparte in seinem meisterhaften Feldzuge von 1796: „Beide verstanden es, unter der besten Ausnutzung aller Mittel immer am richtigen Orte der Stärkere zu sein."

Dem Vordringen des deutschen Heeres nach der Masurenschlacht stand die russische Flußschranke des Njemen, Bobr und Narew entgegen, die ganz mit Festungen zugeknöpft ist. In diesen Waffenplätzen kamen die zurückflutenden Trümmerstücke zur Ruhe, und hier in dieses Sammelbecken strömte auch die Ergänzung und Auffüllung zusammen. Waren in der Schnelligkeit des Handelns die Deutschen Meister, so blieb das Ausspielen immer neuer Reserven Rußlands Stärke. Noch eins kam hinzu. Der russische Soldat kennt keine nervöse Zerrüttung. Mit seiner unendlich dehnbaren Gleichmütig-

keit trägt er die Nachwirkung auch der empfindlichsten Niederlagen und steht immer bald wieder schlagfertig auf dem Plan. Die Deutschen hatten am 25. Februar Przasnysz erstürmt und kämpften schon vor Grodno und Lomza, da rückten von den Narewfestungen die Russen in breiter Front heran mit solchen Übermassen, daß die Sieger innerhalb des Raumes Lomza—Mlawa—Plozk zurückgehen mußten. Przasnysz war verloren. Indessen kam auch der russische Angriff im Anfang des Monats März halbwegs zwischen dem Flußlauf und der Landesgrenze zum Stehen.

Zu derselben Zeit waren auch von den Njemenfestungen gewaltige russische Reserven zur Offensive herangeschoben. Vorsichtig nahmen die Deutschen zunächst ihre Kräfte zurück, dann gingen sie am 9. März aus nördlicher und nordwestlicher Richtung zur Flankenbedrohung des Gegners vor. Es zitterte die Luft vor Kälte, auf den eisglatten Wegen arbeitete sich die Infanterie mühselig vorwärts, die Pferde brachen vor Erschöpfung zusammen. Und da überkam den russischen Heerführer die Furcht vor einem neuen Cannä. Er gab den Befehl zum Rückzug nach Grodno durch den Augustowoer Wald. Der sah jetzt zum zweiten Male ein verzweifelndes Russenheer. Es war ein schneller Erfolg der deutschen Tüchtigkeit, um so schöner, als er nicht mit einer Schlacht, sondern lediglich durch eine geschickte Gruppierung und Bewegung gewonnen war.

Zwischen dem Njemen- und dem Narewabschnitte beschossen deutsche Batterien die Festung Ossowiecz.

Waren die zahllosen Heerscharen, die sich immer von neuem gegen Ostpreußen gewälzt hatten, auch immer von neuem elend heimgeschickt, so suchte die russische Heeresleitung sich nun unrühmlich durch eine Diebes- und Räuberfahrt zu rächen, die es gegen den äußersten Nordzipfel des Landes losließ. Der General Apuchtin sammelte Reichswehr und Grenzschutztruppen, gesellte ein Reservebataillon und zwei Kompagnien Marineinfanterie dazu und führte diese

Horde, im ganzen 8000 Mann, nach Memel. Die Mordbrenner steckten die Dörfer und Güter, die an ihrem Wege lagen, in Brand, verschleppten Hunderte von schuldlosen Männern, Frauen, Kindern, trieben das Vieh weg, vernichteten das Getreide in den Speichern und Scheunen und nahmen die landwirtschaftlichen Maschinen mit. Am 18. März fielen sie über die Stadt Memel her. Sie plünderten drei Tage, dann wurden sie von Landsturm- und Ersatztruppen hinausgeworfen. Auf der Flucht durch Polangen kamen sie an der Küste unter das Geschützfeuer deutscher Kreuzer. Sie mußten 500 Gefangene, drei Geschütze und drei Maschinengewehre den Verfolgern lassen.

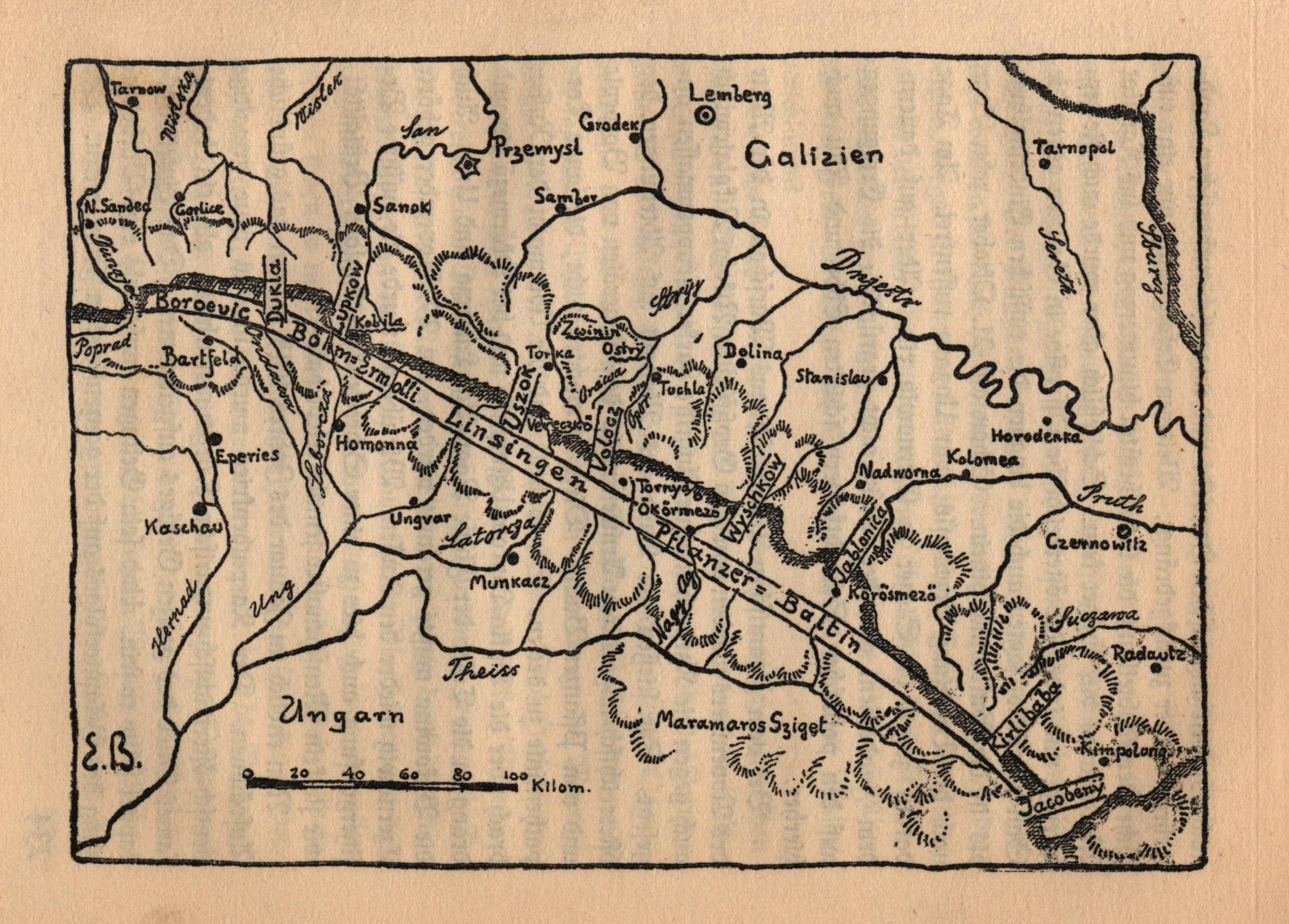
Eine zweite russische Kolonne richtete sich über Tauroggen gegen Tilsit. Vierzehn deutsche Landsturmkompagnien hielten ihr stand, und als nun noch ein Ersatzbataillon schnell aus Stettin herangefahren kam, gingen sie zum Angriff vor und stürmten am 23. März die russische Stellung bei Ablenken. Mit kräftigerer Verstärkung warf dann der General von Pappritz die Feinde nach Tauroggen. Sie verschanzten sich hinter dem Juraflusse, der hier südwärts zu Memel fließt. Aber am 29. März stürmten die Deutschen über das Eis des Flusses hinweg und jagten sie aus ihren Schützengräben heraus. Dann nahmen die Sieger Tauroggen.

* *
*

Neben dem Hindenburgischen Feldzuge oben in Ostpreußen geht unten der Kampf in den Karpathen. Der Raum trennt sie, die Zeit eint sie. Das karpathische Waldgebirge, das Rückgrat Galiziens, ist das Mittelstück der Karpathen, jenes ausgedehnten Gebirgsbogens, der Ungarn vom Marchtor bei Preßburg bis zum Eisernen Tor bei Orsowa umlagert. An Länge übertreffen sie die Alpen um mehr als das Doppelte, an Breite und Höhe stehen sie zurück. Die Längstäler, die die Alpen zu einem Verkehrslande machen, fehlen den

Karpathen gänzlich; diese stemmen sich gegen die Einströmung regen Lebens, und in ihren ungelichteten Wäldern kann sich noch der Bär und der Wolf verstecken. Auf galizischem Boden trägt das Gebirge links und rechts von der Tatra den Namen Beskiden. Rechnet man das karpathische Waldgebirge vom Durchbruchstal des Poprad, eines Dunajecnebenflusses, bis zum östlichsten Quellflusse der Theiß an der ungarisch-bukowinischen Grenze, so sind das 400 Kilometer. Die Gipfelhöhe steigert sich auf dieser Linie südostwärts von 700 zu 2000 Metern, die Paßhöhe von 500 zu 1000 Metern. Quer über den Kamm laufen fünf Eisenbahnen und dreizehn Fahrstraßen, dazu aber noch eine Menge von Karrenwegen und Saumpfaden. Aber gerade diese Wegsamkeit, die viel mannigfaltiger ist als in den Alpen, erschwert auch die Verteidigung. Gruppenweise, fächerartig laufen dann auf der ungarischen Seite diese Straßen und Wege in tieferen Talpunkten zusammen, nach Eperies, Munkacs und Sziget. Von solchen Sammlungsstätten aus muß bei einer Verteidigung den vorgerückten Posten auf den Pässen der Nachschub von Truppen, Munition, Lebensmitteln zugeführt werden. Für die Kämpfe in den Karpathen sind nicht immer die Paßhöhen die wichtigsten Gefechtsplätze, sondern vielmehr die beherrschenden Höhen, natürliche Forts, von denen das Artilleriefeuer die Wege bestreichen kann.

Nach der Besetzung Ostgaliziens stand den Russen der Nordzugang zu den Gebirgsstraßen ganz frei; die Pässe selbst waren nur von geringfügigen österreichisch-ungarischen Gebirgstruppen besetzt. Ende September 1914 kündete die Petersburger Presse die russische Überschwemmung Ungarns und die Errichtung einer Diktatur in Budapest an. Trotzdem wurde die Besitznahme nur eine Episode. Die Russen kamen gleichzeitig an vier Stellen herüber, da wo die Paßstraßen den Transport der Artillerie und des Trains erleichterten, von Turka aus über den Uzsokpaß, daneben östlich bei den Städten Vereczkő, Tornya und Ökörmező. Diese Einfälle wurden nach und



Tarnow
Wisloka
Wislok
San
Przemysl
Grodek
Lemberg
Galizien
Tarnopol
Sereth
Sburz
N. Sandec
Gorlice
Sanok
Sambor
Dunajec
Dukla
Lupkow
Kobila
Boroevic
Böhm=Ermolli
Poprad
Bartfeld
Ondawa
Laborcza
Homonna
Eperies
Kaschau
Stryj
Zwinin
Ostry
Torka
Uszok
Verecske
Volocz
Tuchla
Dolina
Stanislau
Dnjestr
Horodenka
Kolomea
Nadworna
Pruth
Czernowitz
Linsingen
Toronya
Ökörmezö
Wyschkow
Jablonica
Körösmezö
Ungvar
Latorcza
Munkacz
Ung
Hernad
Pflanzer=Baltin
Nagy Ag
Suczawa
Radautz
Theiss
Ungarn
Maramaros Sziget
Kirlibaba
Kimpolung
Jacobeny
E.B.
0 20 40 60 80 100 Kilom.

nach von den ungarischen Honveds und ungarisch-ruthenischen Landwehren wieder zurückgedrängt. Weiteren Erfolg hatte nur eine russische Heeresabteilung, die ins Theißtal hinunterzog und ins Komitat Maramaros bis Sziget kam. Schließlich aber wurde auch sie zersprengt, und indes die österreichische Offensive in Galizien gegen die San vorrückte, jagten auch die Ungarn die russischen Eindringlinge bis in die Bukowina hinein. Schon am 21. Oktober, zehn Tage nach der Befreiung Przemysls, war Ungarn russenfrei. Am Tage darauf zogen die Sieger in Czernowitz ein. Aber auf dauerndem Fundament war der Besitz nicht gegründet; die Erregungen auf den polnischen Schlachtfeldern schickten Ebbe und Flut auch hierher.

Bei dem gigantischen Vormarsch aus Warschau in der Mitte des Novembers wurden von dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch auch gegen die Karpathen neue Angriffe starker Truppenmassen angesetzt. Sie stießen am Ende des Monats auf Abteilungen der österreichisch-ungarischen Armeen unter den Generälen von Boroevic und von Pflanzer-Baltin. Diese vermochten nicht, die lange Karpathenlinie zu decken. Sie wichen, und die Übermacht der Russen brach über die Dukla-Lupkow-Uzsokpässe und bei Ökörmező ein und drang in die Täler der Flüsse Nagy-Ag, Latorcza und Ung. Auch die Bukowina mußte geräumt werden; am 29. November gehörte Czernowitz wieder den Russen. Wie überall wurde die russische Besitzergreifung auch hier zu einer Schreckenszeit sinnloser Bestialität, wie sie kein Menschenalter jemals erlebt hat.

Nun endlich im Januar des Jahres 1915 begann das gründliche Aufräumen. Der Karpathenkrieg wurde in das neue gewaltige deutsch-österreichisch-ungarische Kriegsunternehmen als ein bedeutsames Glied des ganzen Gefüges aufgenommen. Das Einleitungskapitel sollte er sein. Und sein Gelingen mußte als eine Vorbedingung des Gesamterfolges auf der ganzen großen Front gelten. Der

Unterbau der Offensive war demgemäß jetzt auch hier mit gründlicher soldatischer Sorgfalt bereitet.

Der Winter, in den flachen Geländen Polens und auf der Seenplatte Masurens schon schlimm genug, legte sich ins Hochgebirge mit allem, was er an frostigem Grausen und erstickender Schneefülle aufbrachte. Der Menschen konnte er doch nicht Herr werden. Ihre Züge wanden sich durch die Totenstille der unbegrenzten weißen Felder bergan, bergab in klingender Kälte. Und als der Frühling kam, war es nicht der liebliche, der die wartenden Täler köstlich beglückt, sondern der wilde, der Stürme hetzt, Lawinen wirft, die Wildbäche über die Ufer zerrt, die Wege mit Glatteis überzieht oder mit Wasser verschlämmt

Deutsche Truppen verbanden sich mit den österreichisch-ungarischen Kameraden. Wir hörten von der Bildung einer deutschen Südarmee unter dem General von Linsingen, die sich am Ende des Januar strategisch und taktisch dem Karpathenheere anschloß. Ihre Operationsbasis war die ungarische Stadt Munkacz. Später trat noch das sogenannte Beskidenkorps unter dem General von der Marwitz hinzu. Überall in der Welt deutsche Soldaten. Das Hochgebirge war ihnen ein ganz fremdes Stück Natur, auf das sie kein Manöver vorbereitet hatte. In langen Bahnfahrten wurden sie herangeschafft. Die starken, getrosten Männer marschierten treuherzig durch die armseligen Dörfer, an den bunten, lehmverklebten Blockhütten mit den aufgestülpten hohen Stroh- oder Schindeldächern vorüber, und alles erschien ihnen so merkwürdig wie aus einer anderen Welt, und sie sangen frohgelaunt die Heimatslieder, die mit ihnen schon durch Belgien und Frankreich und Polen gewandert waren. Und die Ruthenen mit der Pelzmütze über dem langen Haar und mit den Röcken aus weißen Ziegenfellen, und die Frauen mit den dicken, hohen Stiefeln, den buntfarbigen Stickereien und dem blinkenden Metall- und Perlenschmuck und die bärtigen Juden mit den gedrehten Locken und den

langen Kaftanen — alle drängen neugierig herzu, und „Germani, Germani" klingt es zum ersten Male hier in den Bergen. Selbst der so knappe Hauptquartierbericht wird beredt, wenn er jener Tage gedenkt. Offiziere und Soldaten passen sich den Bedingungen des Hochgebirgskrieges schnell an. Zwischen den einzelnen Paßstraßen ziehen sie Telegraphenleitungen; sie bessern die elenden, ausgefahrenen Wege, sie bauen Viadukte auf riesigen Holzgerüsten, Baracken und Erfrischungsstationen und Lazarette. Dicke Wolken sitzen in engen Schluchten festgeklemmt und erschweren die Aufklärung. Das Thermometer sinkt auf 30 Grad. Mühsam wird der Marsch auf den verschneiten Serpentinen, die die steilen Paßhöhen hinankriechen; und es erschöpft fast das Vermögen der Menschenkraft, wenn die Truppen die Straßen verlassen und sich zum Angriff über vereiste Sturzbäche und steile, glatte Schneehänge vorarbeiten müssen. Im feindlichen Feuer schaufeln sie ihren Weg durch den tiefen Schnee, bis an die Schultern sinken sie ein. Die Munitionskolonnen werden auf Schlitten mit Pferde- und Menschenkraft hinaufgeschleppt; geht es talwärts, müssen schwere Bremsschuhe das Abgleiten auf den glatteisbedeckten Wegen hindern. Das Eisengewicht einer österreichischen Motorbatterie faucht heran wie eine Dampfwalze, Patrouillen auf Schneeschuhen fahren ab, der Kraftwagen eines Generalstabsoffiziers windet sich durch das Gewühl, Schlitten kommen, hochbepackt, von schleppenden weißlichen Rindern gezogen, deren Hörner ellenlang seitwärts ragen. Maultiere, Esel in langer Kette tragen Munitionskästen an den hohen Holzsätteln, Eskimohunde ziehen leichte Schlitten mit dem roten Kreuz, mächtige deutsche Gäule stampfen mit den Hufeisen und keuchen vor ihren Trainwagen, dazwischen ziehen kleine Ponys leichte Wägelchen. Und kunterbunte Fuhrleute rufen und fluchen dazwischen in allen Sprachen der Monarchie, österreichisch und ungarisch, polnisch, ruthenisch, rumänisch, serbisch, kroatisch, slowakisch, bosnisch und wienerisch. In der Luft aber, wo der graue Dunst ver-

flattert ist, rattert ein Flugzeug; deutlich sieht der Begleitoffizier auf dem weißen Schneegelände in der Ferne die schwarzen Linien der russischen Schützengräben und die langen Rechtecke ihrer Kolonnen.

Die Streitkräfte der Verbündeten waren so geordnet, daß der General v. Boroevic vom Dunajec bis zum Duklapaß kommandierte, der General v. Böhm-Ermolli vom Dukla- bis zum Lupkowpaß, der General v. Linsingen vom Lupkowpasse bis zum Passe von Volocz und schließlich der General von Pflanzer-Baltin vom Voloczpasse bis zur Stadt Jacobeny. Auf der ganzen Karpathenlinie war das kriegerische Leben erregt. Die Offensive begann fern im entlegenen Osten, in der Bukowina, indessen die alte Stellung am Dunajec zunächst sich wartend verhielt. Die Verbündeten siegten bei Kirlibaba, Jacobeny, Kimpolung, nahmen Radautz und standen am 17. Februar wieder in Czernowitz. Zugleich drangen andere Abteilungen durch den Jablonicapaß nach Ostgalizien und ergriffen Nadworna, Kolomea am Pruth und Stanislau.

Auf ungarischem Boden durfte kein Russe mehr stehen. Noch immer stachelte hier der nationale Haß, der es nicht vergessen konnte, daß der Zar Nikolaus I. im Jahre 1849, ohne daß er gerufen war, den Freiheitskampf der Madjaren despotisch erstickt hatte. Um die Mitte des Februar waren die Feinde wirklich schon nach der galizischen Seite der Karpathen hinübergedrängt. Aber der unversiegliche Menschenvorrat der Russen ließ wieder neue Angriffsscharen heranfluten. In der Bukowina mußten die Verbündeten ihren Vormarsch aufgeben, sie gruben sich auf der Linie von Nadworna bis Czernowitz vor dem Jablonicapaß ein und ließen dort den Andrang der Übermacht sich totlaufen. Um so ungestümer stürzten die Russen auf die anderen vier Karpathenpässe. Die örtlich getrennten, den Betrachter leicht verwirrenden Geschehnisse wuchsen doch zu einem einzigen Schlachtganzen zusammen. Nirgends haben die Feinde ihre Massen mit gleichgültigerer Vergeudung vor die Kanonen geworfen als hier.

In sechs= bis zwölffachen Angriffsgliedern hintereinander peitschten sie ihre Leute gegen die Gräben heran. Die vordersten brachen im ruhigen Feuer der deutschen und österreichisch=ungarischen Schützen zusammen, die nächsten kamen bis in die Drahtverhaue und verendeten hier zuckend, verstümmelt, zerfetzt. Der Fall der Festung Przemysl am 22. März machte ihnen neue Korps frei, die ganze 100 000 Mann starke Belagerungsarmee, um die breiten Lücken auszugleichen. Zug auf Zug schleppte Kriegsgerät und Menschen heran. In allen russischen Kirchen waren Bittgottesdienste angeordnet. Die ganze Hartnäckigkeit des Generalissimus versteifte sich darauf, hier Großes zu gewinnen, nachdem überall seine Kraftentfaltung zur Kraftvergeudung entartet war. Budapest—Wien: eine goldene Triumphstraße zog durch den Rausch. „Von dem Ausgange der Karpathenschlacht soll das Schicksal des Weltkrieges abhängen!" riefen die Zeitungen in Petersburg, und das Echo in Paris und London wiederholte es.

Es waren in der Tat gefährliche Tage. Staffelförmig ging der russische Angriff gegen die vier Pässe heran, und in der zweiten Hälfte des März wurde die Offensive der Verbündeten überall wieder zum Stillstand gebracht, ja an einigen Stellen sogar zurückgedrängt. Da kam aber auch ihnen Hilfe in der Not. Frische deutsche Truppen fuhren heran und griffen mit junger Kraft ein. Das Ergebnis wurde so, daß an den zwei östlichen Pässen die Verbündeten, an den zwei westlichen die Russen einen Geländegewinn behaupteten.

Den Beskidenpaß von Volocz und das Oportal hielten die Deutschen in fester Hand, die Österreicher und Ungarn zusammen mit deutschen Abteilungen den Uzsoker Paß. Westlich davon herrschten die Gegner über den Lupkower Paß, und mit einem frischen Kraftzuwachs Przemysler Truppen suchten sie von dort aus den Durchbruch ins Laborcztal gegen die ungarische Stadt Homonna. Es war hier die Kobilahöhe, deren Besitz über Gelingen und Mißlingen entschied. Am Karfreitag gewannen sie die Russen nach zähem Kampf,

aber als dann Abteilungen des deutschen Beskidenkorps am nächsten Tage eingriffen, verloren sie Schritt um Schritt. Deutsche und österreichisch-ungarische Batterien, Haubitzen und Gebirgsgeschütze, erschütterten die russischen Verschanzungen, das Echo ihrer unaufhörlichen Kanonaden war ein wildes Osterglockenläuten. Von Höhe zu Höhe arbeitete sich die wackere Infanterie der Österreicher und Ungarn und der Deutschen an den starren Widerstand der Feinde heran. Am 3. Ostertage, als die müden Glieder fast verzagten, waren sie endlich Herren der Kobilahöhe. Zwischen dem Voloczer und dem Uzsoker Paß, das Opor- und das Stryjtal trennend, liegt die Swininhöhe. Man sieht von ihr auf die Wege hinab, die südlich in die beiden Täler und nach der Stadt Tucholka führen. Die Russen hatten sie mit ihrem schmiegsamen Geländesinn zu einer fast unangreifbaren Position gemacht. Die deutsche Division des Generals von Conta, die zur Südarmee gehörte, stand vor der Aufgabe, sie zu stürmen. Lange, mühsame, vorbereitende Gefechte brachten die Truppen bis zum Sturmgelände. Am 4. Februar wurden die Vorstellungen genommen, und die Deutschen waren bis auf 300 Meter an die Hauptverschanzung heran. Und hier versagte alles Stürmen. Die Russen steigerten ihren Widerstand mit immer neuen Verstärkungen. In wochenlanger Graben- und Minierarbeit schoben sich die Soldaten mühselig weiter. Am Ende des Monats waren sie nur noch 30 bis 40 Meter entfernt; da ließ ein schnelles Tauwetter die Sappenwände zusammenbrechen. Endlich, am 9. April morgens 1/29 Uhr kam der Befehl zum Sturm. Tagelang vorher hatte eine stets gleichmäßig wiederholte Kanonade die Russen alarmmüde gemacht; nun bestrich ein furchtbares Granatensperrfeuer die Zone hinter ihrer Gefechtslinie und isolierte sie von ihren Reserven. Der Angriff platzte auf die Überraschten los. Minenwerfer schleuderten Bomben in die Gräben. Das 41. Infanterieregiment und das 3. Grenadierregiment drangen kriechend, springend,

laufend vor. Nebel und Schneetreiben machten das Schießen fast unmöglich; im wilden Bajonettkampf warfen sie den Gegner aus den Verschanzungen heraus. Es war dieser Kampf um den Swinin eine der allerprächtigsten Mannestaten des langen Karpathenkrieges; jeder der mutigen Männer hatte sich das Eiserne Kreuz verdient

Und es reiht sich ein anderes Heldenstück ebenbürtig an, die Erstürmung der Ostryhöhe. Sie ragt südlich von Koziowa gegen das Orawatal auf und ist dem Swinin benachbart. Die Russen hatten auch sie zu einer starren und zähen Felsenfestung ausgebaut; Schanze hinter Schanze zog sich die steilen Hänge hinauf. Österreichisch-ungarische Regimenter des Feldmarschalleutnants Hofmann waren zum Sturm bestimmt, deutsche Truppen waren ihnen angeschlossen. Mit Sappen und Minen arbeiteten sie vor. Am 24. April kam der Befehl zum Angriff. Der Stellungsraum war einen Kilometer breit. Schwere und leichte deutsche Haubitzen, österreichisch-ungarische Gebirgsgeschütze ließen ihre Geschosse hageln, dazwischen platzten die Minen. Die Ostrykuppe lag wie eine Felseninsel im Meer der Geschoßwolken und des Sprengdampfes. Schwarze Erdmassen warfen sich hoch empor unter dem Einschlag der schweren Granaten. Die mächtigen Tannenbäume am Höhenrande wankten und barsten und brachen aufflammend zusammen. Durch das Hinüber und Herüber der krepierenden Schrapnells hämmerte der Lärm der Maschinengewehre. Um ½11 Uhr brach die Infanterie hervor. Ihre unaufhaltsame Wucht überrannte die ersten russischen Schützengräben und warf den letzten Widerstand von den herrschenden Höhen herab.

Der westlichste der Pässe, der niedrigste zugleich, ist die Duklasenke. An dieser Stelle traf sich die lange Front, die von Ostpreußen durch Polen und Galizien zog, mit der Karpathenfront, und hier streckten die Russen, um den Zusammenhang zu zerreißen, ihre Faust durch das Ondavatal am tiefsten nach Ungarn hinein. Ihre Mühe,

den nächsten Eisenbahnpunkt, die Stadt Bartfeld an der Linie nach Kaschau, zu greifen, blieb eitel.

Im April war das Ergebnis der Karpathenkämpfe, daß den Russen aus der reichen Saat ihrer Toten, der braven Leute der Kiewer, Odessaer, Sibirischen Korps, kein Geländegewinn erwachsen war. Ihre Menschenverluste schätzen wir für die Zeit vom Dezember 1914 bis zum April 1915 auf eine halbe Million. Sven Hedin, der die Schlachten sah, sagt:

> „Die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen erduldeten im winterlichen Gebirgskampfe an Strapazen und Entbehrungen vielleicht mehr als irgendwelche Menschen früher; sie können nicht genug bewundert werden; ihre Haltung hatte für mich geradezu etwas Feierliches."

Der jugendliche Maisturm, der die ganze winterliche, starre Russengewalt aus Galizien wirbelte, fegte die letzten Trümmerstücke ihrer Herrschaft aus den Karpathentälern hinaus[1]).

---

[1]) Die Schilderung der letzten Karpathenkämpfe befindet sich im Zusammenhange mit der großen galizischen Offensive im nächsten Bande.

Schlussbetrachtung

Schlußbetrachtung

Die Fortführung der kriegerischen Ergebnisse bis zum 1. November 1915

Den ganzen Winter hindurch trösteten die Feinde sich selbst und die Welt der Neutralen, die voller Ungeduld schon lange genug auf Taten harrten, mit der Verheißung einer übergewaltigen Frühlingsoffensive im Osten und im Westen Still und sorgsam monatelang aufgespeicherte Wucht sollte beide deutsche Fronten zermalmen und dem Siege breite Bresche brechen. Alle Zeitungen riefen es aus. Die deutsche Heeresleitung sprach kein Wort. Aber am 1. Mai rührten sich die deutschen und österreichisch-ungarischen Kanonen auf der ganzen Strecke vom Karpathenkamm bis zum mittleren Dunajec. Und dann wurden sie nicht wieder stille. Am nächsten Tage, im heißen Frühlingssonnenschein warf der Generaloberst von Mackensen hier die Russen aus ihren zähen Erdfestungen hinaus und zerriß ihre Linien unheilvoll bei Gorlice. Und Tag für Tag enthüllte sich nun, daß dieser Sieg ein ganzes Geschlecht junger Siege erzeugte und hinfort dem ganzen Kriege einen neuen Lauf und einen neuen Charakter vorschrieb. Und zugleich offenbarten sich die energischen Züge einer überlegenen kriegerischen Gesamtidee im Osten, die in der Größe ihres Zieles und ihrer Wirkung sich über alle geschichtlichen Vergleiche hinaushob. Millionenheere bewegten, von einem Gehirn gelenkt, ihre Glieder auf einem Raume, der sich von der Rigaer Bucht bis zu der Buko-

wina über 400000 Quadratkilometer spannte und von sechzehn starken Festungen durchsetzt war. In der südlichen Flanke wurde der Feind gerüttelt und geschüttelt; er mußte aus den Karpathen und aus Galizien heraus und in den Raum zwischen Weichsel und Bug hinein. Indessen griffen Hindenburgs Armeen im Norden weit nach Litauen und Kurland aus und packten längs der Njemen-Bobr-Narewlinie den Feind an. Und dann bot sich der Welt ein unerhörtes Schlachtenschauspiel. Dem Riesengefüge russischer Kraft wurde der Boden unter den Füßen fortgezogen; in zerfallenden Schollen entglitt es, während eine Festungsstütze nach der anderen brach, tief in den Schoß des Reiches zurück. Die deutschen und österreichisch-ungarischen Heere schnürten das Land ab mit einer Schnur, die vor den Toren Rigas begann, sich an der Düna entlang bis Dünaburg legte, von hier fast geradlinig über den Oberlauf der Wilija und des Njemen hinwegging, mitten durch die großen Pripetsümpfe bei Pinsk lief und zum wolhynischen Festungsdreieck und zum Serethflusse weiterzog.

Sehnsüchtig, mit erstickten Hilferufen blickte die russische Heeresleitung sich nach Frankreich um. Dachte der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch an die Tage, da er einst geträumt hatte, er reichte seinen französischen und englischen Kameraden in Berlin die Hand? Schon am Beginn des Monats November im Jahre 1914 hatten die englischen Befehlshaber ihren Soldaten zugerufen: „Wir werden die Deutschen zurücktreiben und ihnen eine zerschmetternde Niederlage bereiten!" Und einen Monat später hatte Joffre seinen Franzosen verheißen: „Jetzt hat die Stunde des Angriffs geschlagen; nun brechen wir die deutsche Kraft!" Und dann faßten sie wirklich alle Begeisterung und Stärke zusammen. Die Truppen, die bisher an der italienischen Grenze standen, wurden eingesetzt; aus Afrika, aus Indien, Kanada, Australien langten bunte Hilfsscharen an. Auch die belgischen Brigaden füllten durch die Aufnahme der Versprengten ihre Lücken aus. Dann warf sich die gesammelte Macht gegen die deutsche Front.

Auf der Yserlinie, an der Küste bei Nieuport, bei Langemark, um Ypern, bei Vermelles zwischen Béthune und Arras, bei La Bassée, auf der Lorettohöhe begannen im Dezember die unermüdlichen Durchbruchsversuche; sie fielen immer wieder vor der zähen Festigkeit der deutschen Abwehr in sich zusammen. In der dritten Dezemberwoche und in der Weihnachtszeit warfen sich die Gegner mit jähem Ruck auf der ganzen langen Linie vor, in Flandern, an der Aisne vor Soissons, in der Champagne bei Reims, auf den Höhen von Perthes und Massiges, in den Argonnen bei Varennes, vor Verdun, im Woëvre bei St. Mihiel und im Priesterwalde, auf dem Höhenkamm der Vogesen und im Sundgau. Aber alles Hämmern Joffres schlug keine Löcher; auf dem entsetzlichen Leichenfelde lag sieglos die geopferte schöne Kraft seines Landes.

Die Deutschen holten zum Gegenstoß aus. Und ihnen kamen helle Ruhmestage. Bei Soissons hoben sie am 12. und 13. Januar den Feind aus seinen Höhenstellungen bei Cuffies, Crouy, Vregny heraus und preßten ihn über die Aisne, und am 26. und 27. Januar erstürmten sie die Höhen von Craonne und Hurtebise. Am 10. März gab uns das Hauptquartier den Bericht über die Winterschacht in der Champagne. Seit dem 16. Februar hatte hier Joffre, vielleicht in dem Gefühle, daß er verpflichtet sei, die russischen Bundesgenossen in ihrer Masurennot zu entlasten, von seinen Sammelpunkten Chalons und Reims aus einen massierten Angriff zum Durchbruch durch die deutschen Linien angesetzt. Auf einem schmalen Raume von 8 Kilometern vermochten seine sechs Armeekorps bei Souain, Perthes, Le Mesnil, Massiges es nicht, zwei durch einige Regimenter verstärkte deutsche Korps zu erschüttern. 21 Tage lang dauerte das Ringen, dann gingen die Feinde zurück und ließen als Opfer 50000 Mann.

Joffre versuchte dann von seinen Festungen Verdun und Toul aus eine brüchige Stelle in der unbehaglichen Sperrmauer zwischen Maas und Mosel zu finden. Aber auch da hielten die Deutschen vor

allem vom 6. bis zum 10. April seine kombinierten Anstürme auf der ganzen Linie Verdun-St. Mihiel-Pont à Mousson ohne Wanken aus. Das waren die harten Gefechte auf den Combreshöhen, bei Les Eparges, bei Ailly, bei Flirey im Mort Mare, im Priesterwalde, bei Maizerey, Apremont, im Bois Brulé, bei Marchéville, bei Selouse.

In Westflandern hingegen warfen sich in der letzten Aprilwoche mit scharfem Ansatz die deutschen Regimenter bei Drie Grachten, Steenstraate, Het Sas vor; sie erzwangen sich den Übergang über den Kanal und umschlossen Ypern im weiten Bogen. Am gewaltsamsten fraß sich der Nahkampf zwischen Lille und Arras bei Neuve Chapelle ein, bei Festubert und Givenchy, und dann südlich von La Bassée bei Lens, Angres, Liévin, bei Souchez, an der Lorettokapelle, bei Carency und Ablain und Neuville, bei Ecurie, im Labyrinth und im Tal der Scarpe. Namentlich vom 5. Mai bis zum 15. Mai setzten hier überall die Gegner unbedenklich die wildeste Kraft zum Sturm ein, auf einer Linie von 25 Kilometern vierundzwanzig französische und englische Divisionen; auch diese Energie knickte gelähmt zusammen.

Dann kam die schöne Waffentat der Armee des deutschen Kronprinzen. In den Argonnen, an der Straße von Varennes nach Vienne-le-Château trug er am 13. und 14. Juli seine Fahnen vor und stürmte die Höhe La Fille Morte. Später, am 8. September, gewann er dazu das Werk Marie-Thérèse. Auch in den Vogesen fügte sich die Leidenschaft keinen Augenblick zur Ruhe. Ohne Unterlaß meldeten die Berichte uns Gefechte bei Ban de Sapt, auf dem Reichackerkopf bei Münster, auf dem Hartmannsweilerkopf bei Thann.

Die Bewegungen des mächtigen Krieges griffen weiter aus; sie streckten sich nach dem Kaukasus, nach Mesopotamien, nach Arabien, nach dem Suezkanal. Von unserer Ost- und unserer Westfront mußten wir die Gedanken nach der Halbinsel Gallipoli spannen. Auch dort war deutsche Kraft verflochten, als das Osmanenreich

mit der wunderbaren Frische seiner Verjüngung das blindwütige Anrennen der Engländer und Franzosen bei Seddil-Bahr, Ari Burnu und an der Anafortabucht in Ohnmacht zerrinnen ließ. Die übermütige Heerfahrt mußte als ruhmloser Wahnwitz enden, nachdem Menschenmassen über Menschenmassen in den sicheren Tod geworfen waren und von 500 000 Angreifern die Hälfte verloren war und ungezählte Tausende im Sande vor den türkischen Schanzen oder auf dem Meeresgrunde begraben lagen. Und zur gleichen Zeit blickten wir über die Alpen hinüber. Vom Stilfser Joch bis zur Adria stand der Kampf, und Cadorna vergeudete seine Scharen am Plateau von Doberdo und an der Isonzolinie von Monfalcone bis Görz, bei Tolmein und Karfreit am Krnmassiv, im Sextener Gebiet und im Trentino bei Lafraun. „Avanti Savoia!", aber im sicheren Feuer der österreichisch-ungarischen Abwehr verklang das siegestraumselige Frohlocken der Italiener zum Kleinmut und zur Verzweiflung. Der Marsch nach Wien blieb an der Grenze stecken. Im September wurden die italienischen Verluste schon auf 360 000 Mann berechnet.

Indes der Siegessturm über Polen jagte und Festung um Festung knickte, lauschten wir Tag für Tag nach Westen. Wollte Joffre sich nicht regen? Wollte er immer noch nicht vorspringen, um die Ehre des Vierverbandes zu retten? Es gingen bedeutsame Gerüchte: Englische Truppentransporte landeten in Calais und Dünkirchen; Munitionsmengen, Milliarden an Wert, wurden aus der ganzen Welt in den französischen Waffenplätzen zusammengeschleppt, Kanonen, vorzüglich schwere Geschütze, in lückenlosen Reihen, eine neben der anderen eingegraben. Und endlich kam der Tag, da die Feinde diese ungeheuerliche Aufspeicherung ihrer Kraft gegen uns losließen. Waren alle Bedingungen des Gelingens aufgeboten, so war auch die Wirkung auf das Ziel des Menschenmöglichen berechnet. Nicht zum Durchbruch nur, zum Siegeszug nach

Belgien und bis zum Rhein war die Erwartung gespannt. Am 23. September zitterte der Boden; es war, als ob eine Naturgewalt die Erdrinde in Stücke schlug. Tausende von Geschützen warfen ihre Granaten in die deutschen Linien; es wurde eine Kanonade, die das Entsetzen vom Dunajec fünfzehnfach, zwanzigfach überbieten sollte. Dahinter warteten 50 Armeekorps, nach Joffres eigener Aufzählung, also anderthalb Millionen Soldaten. Am dritten Tage brachen die Kampfscharen, weißfarbige und bunte, hervor. Eine Brandung erstickender Gase lief ihnen voraus. Siebenfache Überlegenheit war es, die auf zwei Schlachtfeldern zugleich – zwischen Lille und Arras und in der Champagne – über die deutsche Verteidigung herfiel. Alte und neue Kampfnamen klangen durcheinander, dort Givenchy, Festubert, Loos, Lens, Hooge, La Bassée, Souchez, Angres, Roclincourt, Neuville, und hier Prosnes, Suippe, Souain, Perthes, Tahure, Le Mesnil, Massiges, Beauséjonr, Ville sur Tourbe. Und immer von neuem zurückprallend, setzten Franzosen, Belgier, Engländer immer von neuem zum Sturme an, tagelang, wochenlang von den Offizieren gepeitscht, verzweifelt, besinnungslos, das Letzte, Allerletzte drangebend. Im Höllengetose und Höllenfeuer stand unangetastet deutscher Soldatensinn und Soldatengeist, und die Zähne bissen in die Lippen. Zwischen ihren Gräben und denen des Feindes lag langgestreckt ein Wall von zerschmetterten Stürmern. Schon nach den ersten Kämpfen waren 190000 verloren. Da brachen die Siegeshymnen der Pariser und Londoner Zeitungen im lautesten Schwunge schnell ab. Und als dann die deutsche Heeresleitung den Angriffsbefehl Joffres fand und bekanntmachte, beschämte die wertlose Kläglichkeit des Erreichten die stolzierenden Worte seiner Verheißungen. Ein stilles Vertrauen auf unsere Wehr im Westen saß allezeit in unserer Seele, aber nun erst empfanden wir, wie köstlich der Heldensinn der Männer war, auf die wir gebaut hatten. Wir haben vergessen, in jenen Tagen in der Heimat die Siegesglocken zu

läuten; und doch war es der größte Sieg, und unsere Dankbarkeit soll immerdar die Treuen grüßen. Das Wort, das in Todesnot jeder Landwehrmann und jeder Rekrut aus seinem Herzen preßte: „Durch kommt keiner!", das wurde Deutschlands feste Burg.

Und recht in glücklicher Übereinstimmung mit der Unerschütterlichkeit unserer Soldatenkraft offenbarte es sich der überraschten Welt, wie festgepanzert auch die wirtschaftliche Rüstung unseres Staates war. Indessen sich die französische und englische Anleihenbettelei im Auslande um 500 Millionen Dollars die Füße wund lief, gab das deutsche Volk aus seinem Eigenen mit lächelnder Gelassenheit für die dritte Kriegsanleihe 12 Milliarden und 101 Millionen hin. Österreich-Ungarn schloß sich mit 6 Milliarden Kronen an. Neidisch sprachen damals die „Times": „Deutschland behält seinen Reichtum im Hause. Unsere Blockade hatte nur das Ergebnis, daß es ihn im Lande konzentrierte, wo er von der Regierung zur Industrie, von der Industrie zum Volke, vom Volke zurück zur Regierung strömt. Am Ende des Krieges wird Deutschland kaum mit einem Pfennig an das Ausland verschuldet sein. Und England? Es kauft im Auslande Werte von Milliarden, und es wird aus dem Kriege mit einer unermeßlich schweren Verschuldung an das Ausland hervorgehen"[1]).

Während die Zerfahrenheit der feindlichen Kriegführung sich überall in wilde Abenteuer warf, sicherten die deutschen und österreichisch-ungarischen Heere ihre Ernte von der Nordsee bis zu den Alpen, von der Ostsee bis zur Adria und bis zu den Karpathen und den Dardanellen. Jeder Kraft, die sich dem Kriege gab, schien

---

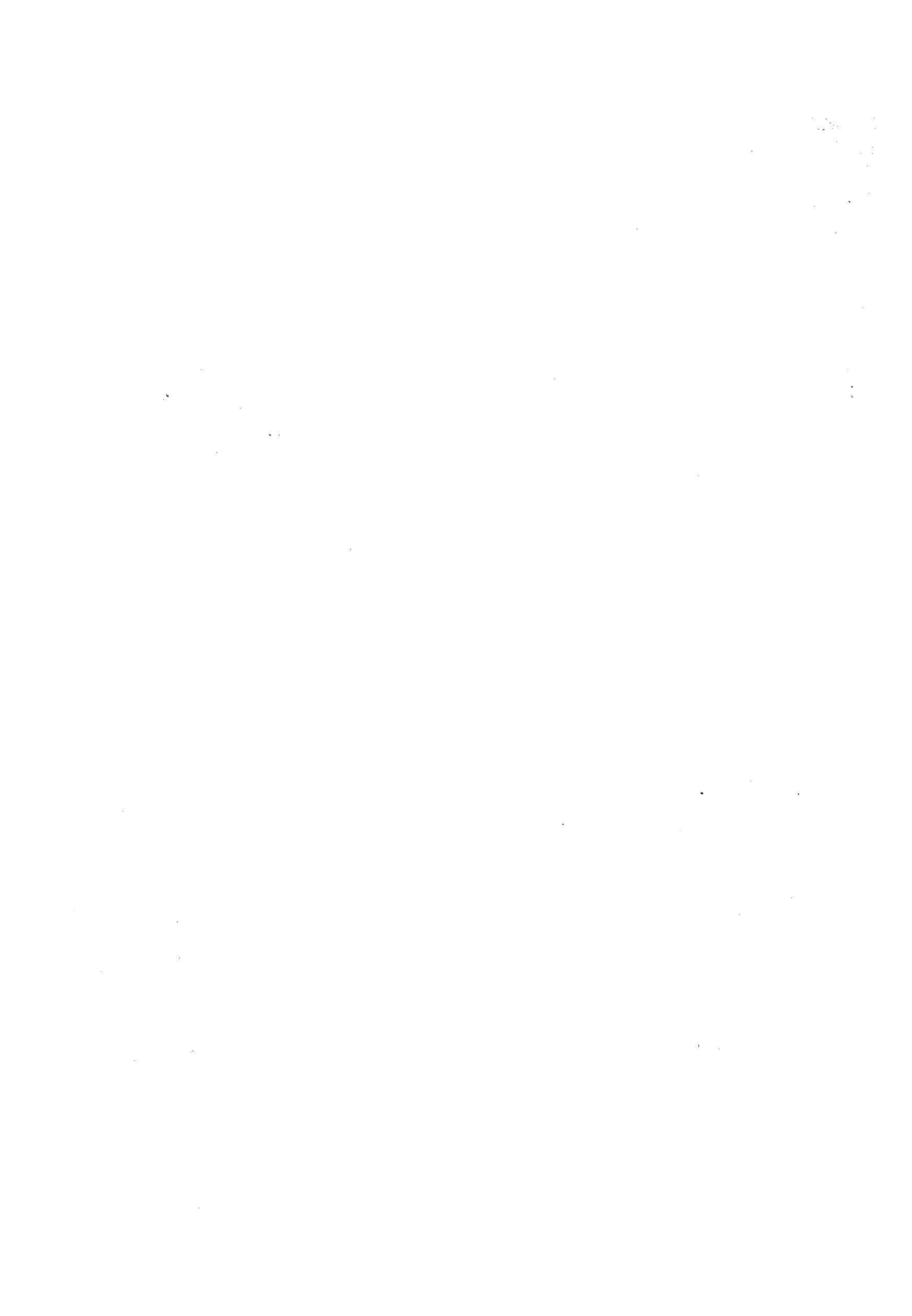
[1]) Die Taten unserer Marine lassen sich mit ihrer weit ausgreifenden Bedeutung noch nicht in das Maß dessen fassen, was wir heute von ihnen schon wissen; es ist deshalb gewiß gerecht, wenn unsere Darstellung sich ihnen erst im nächsten Bande zuwendet.

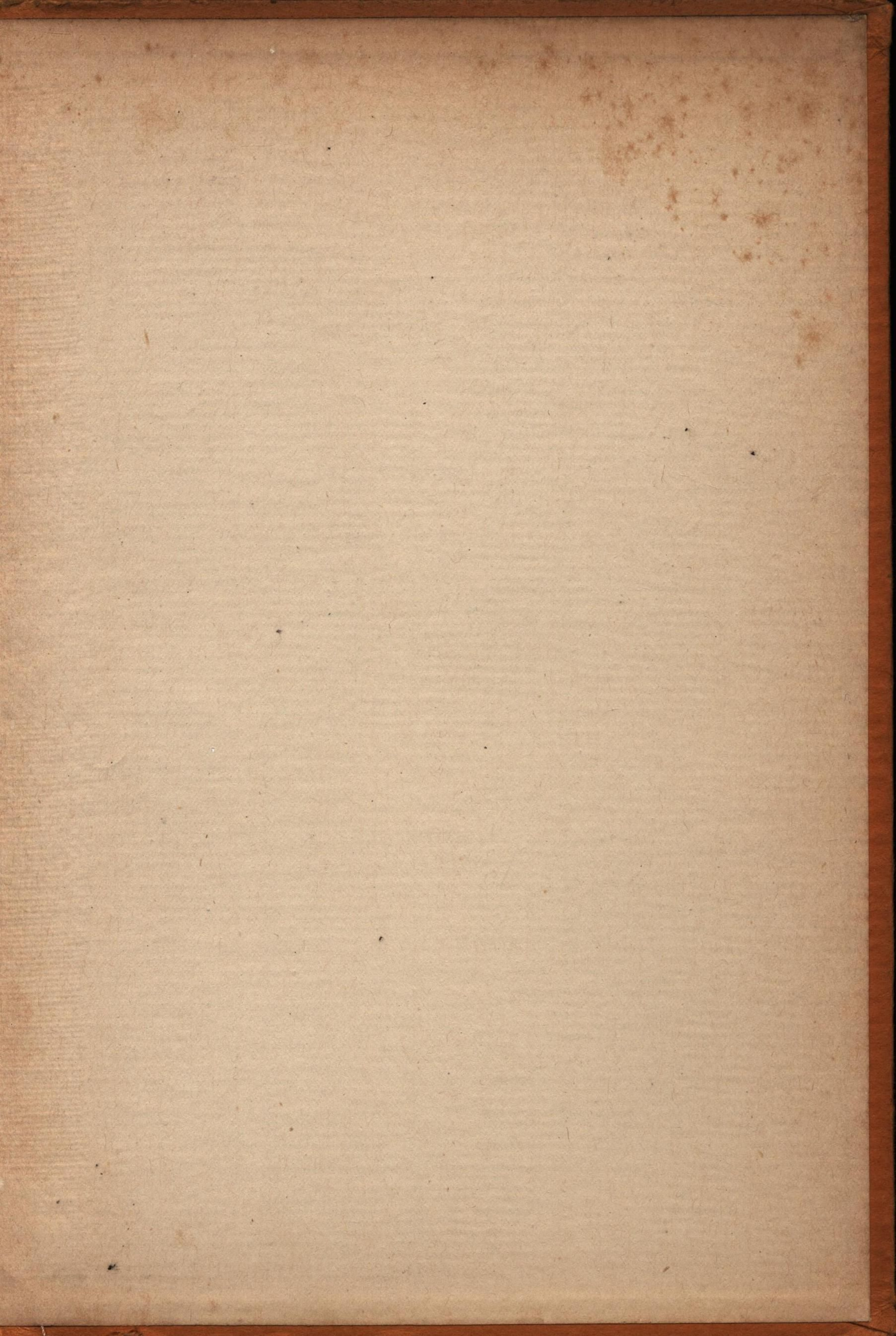
doppelte Lebensenergie nachzuwachsen; jede Höhe, die wir erstiegen, weitete den Blick und sammelte ihn zu immer leuchtenderen Zielen. Und eines Tages wehten an der Donau und an der Save die Fahnen; und als gäbe es keine Ermattung von fünfzehn schweren Kriegsmonaten, zogen die Regimenter, kriegerische Weltenfahrer, denen die alte germanische Wanderlust in den erlebensfrohen Herzen pochte, in den serbischen Kampf hinein und ließen in den seltsamen Dörfern einer neuen Fremde ihre alten Heimatslieder klingen. Der Frontlänge des großen Krieges wurde ein Glied von 400 Kilometern angesetzt.

Die Kanonen, deren Schall in den serbischen Bergschluchten widerhallt, sprengen den Bann, mit dem die Verschwörung unserer Gegner uns in Europa umdrückte; durchs Morawa- und Nisawa- und Vardartal bahnen sie den Weg ins Freie. Noch ist die Straße zerwühlt von Völkerhaß und Vernichtung, aber Friede und Segen werden kommen, und rührige, frohe, glückliche Völker werden dahinziehen im zukunftssicheren Wechselstrom abend- und morgenländischen Lebens.

Solange die Erde steht, ist kein größeres Menschenwerk geschaffen als unser heiliger Krieg; mit ihm beginnt die Geschichte eines neuen Zeitalters.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig






BORKOWSKI VNSER HEILIGER KRIEG ZWEITER TEIL